21

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Garten und Wald.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Garten und Wald.

Novellen und vermischte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Inhalt des ersten Theils.

Vorwort.

„Garten und Wald!“ Wald und Garten? Was bedeutet das? „Wahrheit und Dichtung“ hätte ich gern gesagt; allein nicht einmal „Wirklichkeit und Phantasie“, nicht „Leben und Traum“ wagte ich, um nicht den Schein der Anmaßung eines Vergleichs mit dem unvergleichlichsten aller Bücher auf mich zu laden.

Und doch sollen Wald und Garten nichts Anderes sein, als Wahrheit und Dichtung, nur mit völlig anderer Anwendung des Titels als die, in der jeder Leser ihn kennt. Die vier Bändchen, die ich ihm hier vorlege, bestehen aus einer Mischung des Erfundenen und Erlebten. Allein wie Niemand ganz rein erfindet, ohne Anhaltepunkte in der äußern oder innern Erlebniß, so erlebt auch Niemand ganz rein (richtiger ganz trocken), ohne einen kleinen Lichtstreifen der Phantasie, der eigenthümlichen Anschauung auf die Wirk-

lichkeit zu werfen. Darauf beruht die Verwandtschaft der beiden Elemente, welche dieses Vierbündniß (Quadrupel-Alliance läßt sich das Wort in geläufigeres Deutsch übersetzen) von Bändchen gestalten. Der Unterschied besteht darin, daß ich dem Leser in der einen, größeren Hälfte Erdichtetes, in der andern, kleineren Erlebtes erzähle.

Was soll ich über das Erdichtete, den Garten (vielmehr das Gärtchen neben dem Wald, dem stolzen Wald, denn auf ihn darf ich stolz sein), was soll ich über das Erdichtete sagen? Nichts. Es rede für sich selbst so gut es vermag. Der Leser hat sich jugendlicheren Arbeiten des Autors zuweilen geneigt erwiesen. Mögen die der reiferen Jahre — ein ziemliches Jahrzehnd hat der Verfasser pausirt, nicht sowol im Schaffen, als im Herausgeben — ihn (den lector) ebenso wohlwollend finden. Hat er, der auctor, an Farbenfrische der Jugend verloren? Hat er an Gewandtheit der Zeichnung gewonnen? Ist's umgekehrt? Ist Beides schlechter? Oder Alles wie sonst? Gebt Antwort für euch selbst ihr kleinen Dichtungen seltener Mußestunden in der immer wachsenden Arbeit unruhiger Wirklichkeit.

Wirklichkeit! Sie ist der Grundstein der zweiten Hälfte, Erlebtes. Hier spricht der Stoff für mich, für sich. Neben dem Nachtheil des „traurigen Alters" besitzt es doch einige Vortheile, und zumal den, daß es

noch lebendige Berührungen mit „Größen der Vergangenheit“, nicht mit „vergangenen Größen“, hat.

In den Lebensberührungen mit Andern, in den Schilderungen ihres Lebens, gibt der Verfasser Theile seines eigenen. Auf diese Stellen seiner Lebensbahn, die das Licht solcher Strahlen empfangen, darf er den Leser getrost zurückführen. Eine Wirklichkeit, die so hohe Schutzgötter hat, bedarf keiner Schutzrede.

So seid denn, Ihr großen, edeln, erhabenen, theuern Lieben, die Ihr die Einen mächtige, die Andern gütige und holde Genien meines Lebens waret, seid auch die meines Vierband-Büchleins! Da Ihr darauf einziehet in die Welt, dürfte ich es Quadriga nennen.

Doch es soll nicht mit euch prunken, es soll euch verehren; darum bleibe es bei seinem ersten Namen, und heiße „Garten und Wald“.

Denn war nicht unsern Vätern der Wald das Heiligthum, die Götterwohnung?

Grüne, blühe, dufte denn der Welt, der Lesewelt, mein Garten und Wald!

Berlin, 24. Juni 1854.

Ludwig Rellstab.

noch lebensfähige Beziehungen mit „Größen der Vergangenheit“, nicht mit „vergangenen Größen“ hat.

In den Lebensbeziehungen mit Anderen, in den Schilderungen ihres Lebens, giebt der Verfasser Theile seines eigenen. Auf diese Stellen seiner Lebensbahn, die das Licht fremder Strahlen empfangen, darf er den Leser getrost zurückführen. Eine Persönlichkeit, die so hohe Schutzgötter hat, bedarf keiner Schutzrede.

So geht denn, Ihr großen, edeln, erhabenen, theueren Lieben, die Ihr die Einen mächtige, die Andern gütige und holde Genien meines Lebens waret, wie auch die meines Vaterlands-Heiligthume! Da Ihr darauf einziehet in die Welt, dürfte ich es Quadriga nennen.

Doch es soll nicht mit euch prunken, es soll euch verehren; darum bleibe es bei seinem ersten Namen, und heiße „Garten und Wald“.

Denn war nicht unsern Vätern der Wald das Heiligthum, die Götterwohnung?

Grüne, blühe, dufte denn der Welt, der Nachwelt, mein Garten und Wald!

Berlin, 24. Juni 1854.

Ludwig Rellstab.

Vergeltung.

Novelle in drei Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Erstes Capitel.

Das Dörfchen Friedensbrunn lag in einer sanften Thalsenkung, die von einem Bach, welcher der nahen Saale zufloß, bewässert wurde; ringsum erhoben sich anmuthige Hügel, einige mit Reben umsponnen, andere mit stattlichen Feldern, die nördlichen Abhänge mit Laubwaldung bedeckt. Wenig oberhalb der äußersten Häuser traten die Höhen enger zusammen und bildeten einen Hohlweg. Diesem zunächst, durch einige Feldmarken von den andern Gehöften abgesondert, stand das freundliche Haus des alten Andreas, eines wohlhabenden Erbpächters; er war Gemeindeältester und Gerichtsmann zu Friedensbrunn, und Alle verehrten ihn als den Wackersten, Wohlwollendsten und Unterrichtetsten, und erholten sich in zweifelhaften Fällen Rath, im Streit Entscheidung von ihm.

Heute aber war ein Tag der Freude für ihn, ein Sonnenblick in düstern Zeiten! denn man befand sich im October des Jahres 1806; die Heere des Königs von Preußen und des Kaisers der Franzosen standen einander kampfgerüstet gegenüber, und die blutigen Vorspiele der großen

Entscheidung hatten schon rings begonnen. Einzelne Gefechte waren vorgefallen; wenige Stunden weiter hatten die Dörfer schon Freund und Feind wechseln sehen, und einige sogar Plünderung erfahren; eine einzeln stehende Mühle war am Abend zuvor niedergebrannt worden, und der Feuerschein hatte den Himmel weithin geröthet.

In solchen Zeiten konnte nur fromme Zuversicht auf Gottes Schutz und Walten Trost gewähren; und in dieser Gesinnung hatte denn auch der alte Andreas eingewilligt, daß seine einzige Tochter Elsbeth, die er so sorgfältig als verständig erzogen hatte, sich mit einem wackern jungen Förster der Nachbarschaft, Wilhelm Herbarth, der ihr seit Pfingsten verlobt, und dem eine Oberförsterei schon für die nächsten Jahre so gut als gewiß war, verheirathete. Und heute, am Sonntage, dem achtzehnten nach Trinitatis, in der Mitte Octobers, war die Hochzeit festgesetzt.

Eben trat Elsbeth im Brautschmuck aus ihrer Kammer zu dem Vater herein, der vor der Bibel saß, im stillen Gebet für das Wohl seines Kindes. Er blickte auf und lächelte sie an: „Hm! Elsbeth! du siehst ja recht schmuck und lieb aus!“ — Ein grüner Kranz, im blonden, in zierlich geflochtenen Zöpfen geordneten Haar, ein rothes Mieder, eine weiße Schürze vom feinsten Linnen, die, wie der schwarze seidene Rock — denn solchen Stoff gestattete und gebot die Sitte dem wohlhabenden Landmädchen, — doppelt mit silberner Tresse umsäumt war, — darin bestand der Putz des Mädchens. Ihr schönerer Schmuck war die schlanke Gestalt, das blaue Auge, die frische Röthe der Lippen und die zartere der Wangen. Ihr schönster die Sittsamkeit in Miene und Haltung, der Ausdruck des frommen kindlichen Herzens in den Zügen ihres lieblichen Gesichts.

Fröhlich und doch zagend, glücklich und doch von ängstlicher Wehmuth bewegt, trat sie zum Vater, umarmte ihn innig und brach in helle Thränen aus.

„Elsbeth", sprach der Greis sanft, „was ist dir, was hast du?"

„Ach Vater", erwiderte sie unter Thränen, „mir ist so bang! Mich drückt's wie ein nahes Unglück — die schwere Zeit, — du bleibst hier allein!"

„Nicht doch, nicht doch!" erwiderte er beruhigend. „Ich habe ja Knechte und Mägde um mich und alle Nachbarn; und auf Martini besuch' ich dich acht Tage lang. Du ängstigst dich? — Das kommt aus dem Blute! Es ist ein heißer Tag, es steckt noch ein Spätherbstgewitter in der Luft; du hast das von jeher nicht vertragen können."

„Nein, mein Vater, es ist mir anders zu Muth — ich —" sie brach ab, und die Thränen fielen auf ihr neues Mieder herab.

„Fasse dich, nimm dein Tuch, — trockne dir die Thränen ab! Du verdirbst ja deinen Hochzeitsstaat! — Es ist nun nicht anders Kind! Du mußt des Vaters Haus verlassen, denn das Weib soll mit dem Manne ziehen. Sind die Zeiten schwer, so verbinden sie die Herzen enger! Ich führte deine Mutter auch in schweren Zeiten heim. Der Siebenjährige Krieg dauerte noch, mein Gehöft war verschuldet und halb verheert, wir hatten Theuerung im Lande, und deine Mutter war eine Waise, die nicht wußte, wo sie ihr Haupt betten sollte, nachdem ihr Vater sich in der Erde gebettet. Doch wir liebten einander, vertrauten auf Gott, und haben denn auch vierzig Jahre glücklich mitsammen gelebt, manches Leid erfahren, doch auch viele Freude. Denn die letzte Freude warst du, ein Spätling unserer Ehe, und das letzte Leid war der Tod deiner guten Mutter, als sie vor

sieben Jahren einschlief! Gott hatte aber schon wieder für mich gesorgt, denn du wuchsest heran und wurdest mir Trost, Glück und Pflege. Und nun, — meine Zeit muß auch bald kommen, — dein Glück soll darauf nicht warten. Der Tod kann mich morgen rufen, drum mußte ich mein Haus ordnen und dir einen wackern Mann geben, der dich besser beschützen kann in der schweren Zeit als ich! Gott befiehl deine Wege!"

Elsbeth hatte an ihn gelehnt gestanden und ihm still mit frommem Herzen zugehört! Doch sie weinte fort und konnte sich nicht beruhigen.

„Horch, was war das?" fragte sie, und fuhr auf; es klang wie ein dumpfer ferner Donnerschlag, und die Fensterscheiben zitterten nach. — Andreas lauschte mit besorgter Miene. Es dröhnte wiederum. „Das sind Kanonenschüsse", sprach der Greis, und stand auf, das Fenster zu öffnen. Jetzt hörte sich der Schall deutlicher, die Schüsse folgten schneller aufeinander; sie rollten lagenweise, doch nur dumpf, in großer Ferne.

„Das muß wol eine große Schlacht sein, von der das Schreckensgetöse hier herüberhallt", sprach Andreas mit besorglicher Miene; „ach ich kenne das noch von meinen Jugendjahren her!" Er zog sein schwarzes Sammetkäppchen ab, und richtete einen frommen Blick gen Himmel, als wolle er sagen: „Herr erbarme dich der Unglückseligen dort, die die eiserne Gewalt zermalmet, und unser, die wir bang des Ausgangs harren."

Elsbeth hing mit gespannten Blicken an seinen Zügen, als erwarte sie eine Erklärung oder Beruhigung von ihm. — Es trat eine ängstliche Stille ein; die fern herüberschallenden Schußlagen dauerten fort.

„Es ist ordentlich, als ob die Thiere und Vögel es merk-

ten", bemerkte Andreas; „man hört keinen Laut. Die Sperlinge fliegen unruhig und zwitschern nicht, und Wächter spitzt das Ohr und hebt die Schnauze und schlägt doch nicht an wie sonst, wenn sich Jemand naht, den er wittert oder sieht!"

Ein lieblicher Ton unterbrach jetzt den dumpfen Donner der Kanonen; es war der Klang der Kirchenglocke, welche das Zeichen zu dem Brautzuge gab. Ein leichtes Erröthen überflog Elsbeth's Wange, als der Vater sich zu ihr wandte und ihr freundlich zunickte. „Hörst du", sprach er, „nun werden sie kommen! — So will ich denn auch meinen Staat anlegen." Er nahm das Käppchen ab, langte den stattlichen dreieckigen Hut vom Nagel, und ergriff den Stock mit dem silbernen Knopf, den noch sein Vater zum Brautgang getragen. Seine Züge wurden feierlich, als er sich so in den Festornat geworfen hatte. „Fasse Muth, Elsbeth", sprach er und legte die Hand segnend auf ihr Haupt, das sie gegen seine Brust geneigt hatte; „dein Wilhelm ist brav! Er wird dich schützen in der Stunde der Gefahr. Besser, als ich es vermöchte!" Doch seine Gedanken waren nicht so voll Vertrauen wie seine Worte, denn er zitterte, und zwei helle Thränen rollten ihm aus den alten Augen über die Wangen herab. Sanft beugte er sich auf das Haupt des Kindes nieder und küßte es, und seine Silberhaare wallten leicht an ihre goldnen hin!

Ländliche Musik, Schalmeien und eine fröhlich schmetternde Trompete erklang; der Hochzeitszug näherte sich; voran gingen, nach der Ortssitte, die jungen Mädchen des Dorfs, um Elsberh den Brautschleier zu bringen; dann folgten die jungen Männer und führten den Bräutigam, der als ein Fremder aus der Pfarrwohnung von ihnen abgeholt war. Ihnen folgten die Kinder, Knaben und Mädchen gesondert,

und den Beschluß machten die Aeltern paarweise, zu Mann und Frau miteinander.

Elsbeth setzte sich verschämt, und wie es der Gebrauch wollte, neben ihren Vater. Als der Zug an das Haus kam, bildete er einen Halbkreis vor der Thür; die beiden jüngsten Mädchen traten ein, begrüßten die Braut, und brachten ihr den Schleier, den sie ihr unter den Kranz befestigten. Dann nahmen sie sie in ihre Mitte und führten sie vor die Thür des Hauses, wo der Bräutigam zwischen zwei jungen Männern stand. Diesem schmückten sie jetzt Hut und Brust mit Blumensträußen, dann traten zwei Begleiter zu Elsbeth hinüber, die Mädchen zu Wilhelm. Und so führten sie das junge Paar einander zu, das sich mit einer herzlichen Umarmung begrüßte. Jubelruf und Musik erschallte dazu, Alles jauchzte und freute sich und die Kinder sprangen fröhlich auf dem Rasen. Es war aber auch ein schönes Paar zu nennen. Denn Wilhelm in seiner Jägertracht, den Hirschfänger an der Seite, die Feder am Hut, schlank gewachsen, von männlichen Zügen und feurigem Blick, war ein schöner Mann! Und redlich und muthig war er auch!

„Nun Kinder", begann Andreas, nachdem der Jubel eine Zeitlang gewährt hatte, und erhob Ruhe gebietend die Hand, „nun, Kinder, laßt uns den Weg zur Kirche antreten. Der Herr Pfarrer wartet; man muß Gottes am meisten gedenken in der Freude! Wer weiß, wie bald wir uns zu ihm zu wenden haben in der Noth. Es zieht schwer herauf!"

Die Versammlung war ruhiger geworden und hörte auf die fromme Rede des verehrten Greises. Die letzten Worte: „Es zieht schwer herauf", deutete Wilhelm auf die Gewitterschwüle in der Luft und erwiderte: „Seid unbesorgt, lieber Vater, die Herbstgewitter werden so schwer nicht. Bevor es Abend wird, ist gewiß Alles vorüber, wenn es ja noch

zu etwas kommt. Dann wollen wir schon ungefährdet heimkehren."

„Mein lieber Sohn, ich denke an die Gewitter, die schon donnern, dort unten!" Er zeigte nach der Gegend, woher der Kanonendonner tönte.

„Schon donnern?" fragten Einige.

„So habt ihr's überhört, in eurer Freude und im Geräusch der Musik?" erwiderte Andreas. „Etliche Stunden von hier wird Mancher jetzt den letzten Blick zur Sonne richten! Hörtet ihr nicht den Kanonendonner?"

„Wie? Was?" fragten die Andern, und drängten sich um ihn. „Kanonendonner?"

„Schweigt nur Alle, und lauscht, es dauert ja fort", antwortete Andreas.

Plötzlich war es todtenstill, Jeder hielt den Athem an und horchte. Da wurden die dumpfen, rollenden Klänge wieder vernehmbar, die der Hochzeitjubel übertönt hatte. Die Röthe der Freude schwand von Aller Wangen und wich der Blässe der Furcht; schwere Sorgen verfinsterten die Stirne. Selbst die Kinder horchten mit ängstlicher Spannung in den Mienen.

„Darum", nahm Andreas wieder das Wort, „zu Gottes Haus; dort allein ist Schutz und Heil in dem Drang der Zeit. — Aber laßt euer Spiel erklingen", rief er der Musik zu; „wir wollen nicht übermüthig jubeln, da uns Gott aber Freude schickt, so wollen wir es auch erkennen und nicht kleinmüthig verzagen."

So begann die Musik wieder, der Zug ordnete sich und nahm seinen Weg zur Kirche. Jetzt aber ging das bräutliche Paar voran, und dahinter Andreas, als der Brautvater; denn die Brautmutter fehlte, und Wilhelm hatte nicht Vater nicht Mutter mehr.

In der Kirche vor dem Altar harrte ihrer bereits der Pfarrer. Auch ihm hatten die Jahre schon das Haar gebleicht; mit treuer Liebe wartete er seit fast funfzig Jahren seines heiligen Berufs in derselben Gemeinde; Andreas war sein ältester Freund, Elsbeth, die er nicht nur in der Religion, sondern auch anderweitig unterrichtet und ihren Geist mannichfach gebildet hatte, galt ihm wie eine eigene Tochter, die Gott ihm versagt — Alle bildeten nur eine Familie! Deshalb fühlte er das Herz tief bewegt bei der Feier, und seine Gebete drangen aus einer innig mitfühlenden Brust. Auch er hatte in der einsamen Kirche den fernen Donner der Schlacht gehört; die Kirchenfenster zitterten leise nach durch den Schall. Im ahnenden Geiste sah er das Ungethüm des Krieges in diese Friedensstätte einbrechen, und bebte! Nicht für sich; sein Haupt war reif, der nächste rauhe Wintersturm schüttelte die Frucht ab, seine Arbeit war gethan, sein Ziel erreicht! Ihm war der Tod ein längst erwarteter Gast, und er hieß ihn willkommen, in Dehmuth vor dem Willen des Herrn! — Doch er richtete den Blick auf die Seinen! Denn was auch der Fromme jenseit hoffen, welche Sühne, welche Belohnung irdischer Leiden er erwarten mag, das Unheil der Erde lastet schwer, und das Herz des Menschen ist unergründlich tief, wenn es die Flut der Schmerzen aufnehmen muß! Der Herr bangte in seinen Leidensstunden, und flehte voll heiliger Angst: „Laß diesen Kelch vorüber gehen!" Wie sollte der schwache Mensch nicht bangen, wenn Gottes Hand schwer prüfend sich auf ihn legt! Darum war es nicht Kleinmuth, nicht Mangel an Vertrauen zu dem Ewigen, wenn der fromme Greis zagte, sondern es war das echte, menschliche Gefühl, das ihn bewegte.

Nun stand das junge Paar vor ihm; alle Hoffnungen des Glücks in der Brust. So faltete er denn die Hände

zum Gebet und sprach: „Der Herr segne und behüte euch! — Ihr tretet vor mich, in der schönsten Feierstunde des Lebens, der Frühling der Liebe blühet euch, und sein reiner Himmel lacht um euer Haupt. Heil Dem, dem dieser schöne Tag des Daseins erscheint! Schwebt er selbst vorüber, so bleibt doch seine Erinnerung eine unvergeßliche, und glänzt mild leuchtend auf in die dunkelsten Lebenspfade der fernsten Zukunft hinein. Der Schnee des Alters liegt auf dem Haupt euers redlichen Vaters; doch noch heute erquickt sich sein Herz an dem seligen Tage der Jugend; er blickt nach ihm wie nach einem klaren Stern, der uns tröstlich leuchtet in der Nacht! — Doch seid auch bereitet auf dunkle Pfade, umhüllt durch die Gewölke des Kummers und der Sorge! Und nicht allein durch das reifende Leben fallen die Blüten des Lenzes; auch der Sturm schüttelt sie herab, daß über Nacht die Flur verödet ist! Dann schließt euch in verdoppelter Treue aneinander, denn alsdann werdet ihr euch Alles sein!"

Elsbeth erhob das blaue Auge fromm gen Himmel und wandte es dann auf Wilhelm, als wollte sie Beiden diese verdoppelte Treue geloben.

„Meine Kinder", fuhr der Pfarrer fort, „diese Stunde ist glückselig, doch sie ist auch ernst! Denn nicht im Schooße behütenden Friedens darf sich die Blume euers Glücks entfalten! Ihr baut eure Hütte auf schwankendem Grunde. Die Welt ist ringsum erschüttert! Der Abgrund der Gefahr öffnet sich neben uns! Darum hoffet nicht von der Erde, sondern hoffet von dem Himmel. Nicht hier, dort sei euer Vertrauen; das Gewölbe mit den ewigen Sternen steht fester gegründet als die Felsenpfeiler der Erde!"

Schon während der letzten Worte des Pfarrers waren die Blicke der Umstehenden unruhig geworden; die Aufmerksamkeit wurde zerstreut; man sah sich nach der Kirchthür

um. Draußen hatte man Geräusch und murmelnde Stimmen vernommen; jetzt traten mehre Landleute aus dem kaum eine halbe Stunde entfernten Nachbardorfe Wiesenfeld, sichtlich in Hast und Bestürzung ein. Selbst der Pfarrer, wie eifrig seine Seele in die heilige Pflicht seines Amtes versenkt war, hatte die Störung bemerkt. Er hielt einen Augenblick inne und wandte den Blick den Eintretenden zu. Einer der Männer stieg rasch auf eine leere Kirchbank, sodaß er über die Andern erhöht stand, und die augenblickliche Stille nutzend, sprach er laut: „Herr Pfarrer — ihr lieben Nachbarn! Gottes Haus ist heilig und Niemand soll seinen Dienst stören! Aber die Noth drängt, und es gilt euer Wohl wie unseres!"

Alles hatte sich auf diese Worte stumm gewendet, ein murmelndes Geräusch entstand, Bestürzung zeigte sich in Aller Mienen. Der Pfarrer erhob die Stimme und sprach: „Kinder, seid ruhig, ihr seht, daß es Nachbarn sind, die zu euch kommen; laßt uns hören, was sie bringen! Sprecht denn; wenn ihr im Namen des Herrn und zu Werken der Liebe kommt, so wird sein Haus nicht entweiht!"

Da hub der Mann — es war der Schulz aus Wiesenfeld, den Alle kannten — von neuem an und sprach: „Der Feind hat durch die Linien der Preußen brechen wollen; es hat ein Gefecht gegeben; ein Trupp Chasseurs ist vorgedrungen; er plündert und raubt und steckt die Dörfer in Brand. Gestern sind Birkenfeld und Grünau niedergebrannt, und die Mühle von Obereppenstein. Heute will die Rotte zu uns. Früh Morgens schon ist sie in Weißenbach eingebrochen. Die Einwohner sind von dort und aus allen umliegenden Dörfern geflüchtet, sie suchten Schutz bei uns, sie wollen auch zu euch. Sie erzählen, daß es höchstens hundert Mann sind, die diese wilde Wirthschaft führen. Ein

Dorf ist zu wenig gegen sie. Wenn wir uns aber jetzt schleunigst Alle zusammenrafften und uns bewaffneten, so könnten wir sie abschlagen und das Unheil abwehren. Dazu sind wir herüber gekommen und fodern euch auf, helft uns und helft euch; ehe sie durch den Wald von Obereppenstein kommen, können wir fünfhundert beisammen sein und ihnen dann am weißen Bruch aufpassen, denn dort müssen sie durch. Der Oberförster ist schon drüben bei uns und weist die Leute an. Kommt denn und helft, das ist auch Gottes Werk!"

„Ja Kinder", rief der Pfarrer, „das ist Gottes Werk und führt zu eurer Rettung. Es ist heilige Vaterlandspflicht, die ihr erfüllt. So laßt uns denn nicht säumen. Du junges Paar; ich segne dich ein! Und ihr Alle kniet nieder, und wie diese den Bund ewiger Treue beschwören, so schwöret auch ihr mit ihnen zugleich Treue und Einigkeit beim gemeinsamen Werk!"

Die ganze Gemeinde lag auf den Knien; der Pfarrer wechselte die Ringe des Brautpaars und sprach den Segen über sie. Dann erhob er die Stimme feierlicher und segnete die ganze Gemeinde. „Und nun gehet hin und waffnet euch! Aus dem Tag der Freude ist ein Tag des Kampfes geworden, doch aus dem Kampf wird euch die heilige Freude des Siegs und der Rettung werden!"

Alle strömten aus der Kirche. Die Männer nach Hause, um sich zu waffnen, wie sie vermochten; die Frauen und Kinder in Angst und Bestürzung, doch zugleich im erhobenen Pflichtgefühl.

Wilhelm schloß seine zitternde Elsbeth in die Arme. „Elsbeth, Vater", rief er, „ich darf hier nicht fehlen. In der ersten Stunde, wo du mein Weib bist, ziehe ich aus, dich zu beschützen. Es ist Gottes Rathschluß, er wird

mich behüten! Weine nicht! Sei getrost! Auf Wiedersehen!" — Und er küßte sie herzinnig auf den bebenden Mund; und umarmte den alten Vater, dem die Thränen über die Wangen rollten. „Ziehe hin, mein wackrer Sohn! Gott prüft euch hart, aber es ist besser, daß die ernsten Stunden vorangehen, als daß sie nachkommen!"

Wilhelm ging rasch — plötzlich kehrte er um. „Noch Eins, Vater. Haltet Euch zur Flucht bereit; nach meiner Försterei, tief im Walde, dringt der Feind so leicht nicht. Spannt an, und wird es hier bedenklich, so führt mir meine Elsbeth nach Haus, in Sicherheit."

„So soll's geschehen", erwiderte Andreas, und sie schieden.

Die Männer des Dorfs strömten schon zusammen; ein Theil zu Pferde, andere zu Fuß, mit Sensen, Heugabeln, alten Gewehren, auch manche mit alten Säbeln bewaffnet. Die Glocke läutete Sturm, um auch die Nachbargemeinden aufzubieten. Reitende Boten wurden nach allen Seiten ausgesandt. In weniger als einer Viertelstunde war der Trupp versammelt und trat seinen Weg nach Wiesenthal an. Wilhelm war zum Führer gewählt; er schritt, mit der Doppelbüchse und dem Hirschfänger bewaffnet, voran. Die Frauen strömten mit dem Zuge heraus vors Dorf auf die Höhen, um den Männern so weit als möglich nachzusehen. Elsbeth winkte mit ihrem Tuch noch ein mal vom Hügel herab, als der Weg sich in den Wald verlor; Wilhelm wandte sich gleichfalls zurück, da es der letzte Punkt war, wo er sie sehen konnte, und schwenkte grüßend den Federhut.

Das war ihr Abschied! Wer konnte wissen auf wie lange Zeit?

Zweites Capitel.

Erst jetzt fühlten die Zurückgebliebenen, Weiber, Kinder und Greise das ganze Gewicht der Sorge und Angst. Das Wagniß der That kam den Aeltern nun erst zum rechten Bewußtsein. Eine Schar ungeordneter, schlechtbewaffneter Landleute, ohne eingeübte Führer, blieb, wenn auch dem Feinde drei- und mehrfach an Zahl überlegen, doch eine geringe Macht gegen einen Trupp kriegsgewohnter, verwegener Streiter. Und noch dazu war es schwere Cavalerie, Kürassiere, die durch die Gewalt ihrer geschlossenen Masse leicht Alles niederrennen konnten, und denen mit den unvollkommenen Waffen der Bauern auch einzeln fast nicht beizukommen war! Ja selbst im glücklichsten Falle, in dem des vollständigsten Sieges, hatte man zwar eine Rettung für den Augenblick gewonnen, aber wer verbürgte die Folgen? Wenn der Feind weiter vordrang, — und leider war dies zu fürchten, da schon unglückliche Gerüchte über die Verworrenheit und Unschlüssigkeit in den Bewegungen der preußischen Truppen, und über die Besorgnisse, die sich der Einsichtigen bereits bemächtigt hatten, verbreitet waren, — wenn der Feind in diese Gegenden rückte, konnte es ihm verborgen bleiben, daß die Dörfer sich bewaffnet hatten, und war dann nicht die furchtbarste Rache vorauszusehen? — Das Alles erwogen die Zurückgebliebenen, besonders die ältern Männer, in mehr oder weniger klarer Beurtheilung der Sachlage, und selbst der Pfarrer und Andreas sprachen in vertrauter Unterredung ihre heimliche Besorgniß gegeneinander aus. Jedenfalls war es nöthig, die beste Habe zu verbergen und sich zur Flucht vorzubereiten.

Elsbeth's Mitgift an Linnen, Kleidungsstücken und Anderm war in zwei große Kisten verpackt. Andreas lud sie mit Hülfe der Mägde auf einen Wagen und ließ die Pferde tüchtig abfüttern, damit sie kräftig wären, falls es zur Flucht käme. Er selbst nähte sich eine Anzahl Goldstücke — denn als ein sorgender Hausvater hatte er gerade jetzt einen ansehnlichen Sparpfennig beisammen — in seinen Oberrock. Eine ansehnliche Summe in Silbergeld und einiges Silbergeräth, meist noch von seinen Urgroßältern her, packte er in Kistchen und vergrub es, ohne daß selbst die Mägde es wußten, in einem Winkel hinter der Scheuer, wo Reisig aufgestapelt war, und packte dies darüber, sodaß die frisch aufgegrabene Stelle nicht bemerkt werden konnte. Nur seiner Elsbeth sagte er es, und gab ihr durch die Grenzsteine, welche die Feldmark bezeichneten, die Merkzeichen an, wie sie den Punkt genau wiederfinden könne, selbst im unglücklichsten Fall, wo das Gehöft niedergebrannt würde.

So bereitete man sich auf jede Schickung vor, und harrte in banger Sorge der kommenden Ereignisse.

Etliche Stunden waren vergangen; der ferne Kanonendonner hatte aufgehört; die Mittagssonne brannte heiß herab. Es war schwül wie an einem Augusttage; kein Lüftchen regte sich, die Dünste am Horizont zogen sich dichter und dichter zusammen. Die tiefe Stille drückte beängstigend.

Da sprengte ein Reiter durch den Hohlweg, an Andreas Haus vorüber; es war einer der Boten, die man auf die Nachbardörfer gesandt hatte. Andreas rief ihn an: „Woher, Gotthelf, was bringst du für Nachricht?"

„Schlechte, Vater Andreas!" antwortete der Bursch und hielt sein dampfendes Pferd an. „Ich war in Henkendorf, Ruhlau und Eberlingen. Da sieht es traurig aus! In Henkendorf wollte uns Niemand helfen; sie sagten, der

Preuße habe doch verspielt, es mache das Elend nur größer. Sie hatten Alles aufgepackt und wollten nach dem Oberwald flüchten, da denken sie in Sicherheit zu sein, bis der erste Anlauf vorüber ist. Ruhlau und Eberlingen waren schon öde; nur der Krugwirth war in Ruhlau und der Schmied in Eberlingen geblieben. Aber der Ruhlauer hatte angespannt, und sobald es gefährlich wird, will er nach Weimar zu seinem Schwiegervater. Er läßt Haus und Wirthschaft im Stich; Frau und Kinder sind schon voran. Und der eberlinger Schmied sagt: „Mich brauchen sie Alle; wer ein Pferd beschlagen kann, den schlägt man nicht todt, mein Eisen fressen sie nicht auf, und Weib, Kind und Geld sind nach Naumburg in Sicherheit gebracht. So bleibt er mit einem Gesellen und läßt es gehen und kommen wie es will!"

Andreas schüttelte den Kopf. — „Und wo willst du nun hin? fragte er den Burschen.

Ich muß das Pferd ein wenig verschnaufen lassen, und ihm ein mal Heu und einen Eimer Wasser geben; dann reit' ich hin, wo die Andern sind. Friedrich Hennert und Martin Müller sind schon gerade nach Wiesenfeld geritten. Sie haben so wenig ausgerichtet wie ich."

„Schlimm, schlimm", sprach Andreas. „Es wird nicht gut werden! Ständen Alle zusammen, so möchte es noch allenfalls gehen! — Hast du sonst nichts Neues gehört? Wo mag der Kanonendonner hergekommen sein?"

„Ich begegnete dem Landreiter von Rudolstadt! Der sagte, es sei ein Gefecht bei Saalfeld gewesen und ein preußischer Prinz geblieben!"

„Gott sei uns gnädig! Das muß der Prinz Louis Ferdinand gewesen sein, der vor drei Wochen hier durchzog", rief Andreas, „ach ein so schöner, junger, stattlicher Herr!

Das ist ein böses Zeichen! — Aber was hatte das starke Schießen heute zu bedeuten?"

„Ja davon reden sie ganz verschieden. Etliche sagen, es müsse von Jena kommen, Andere von Weimar; mir war's als hätte ich's von zwei Orten gehört, nach Auerstädt herüber und nach Jena."

„Das Feuer brennt am Ende an vielen Ecken zugleich!" seufzte Andreas. „Nun gehab dich wohl, Gotthelf! Wir wollen beten, daß der Himmel uns gnädig bewahre!" Er wollte ihm die Hand reichen und ins Haus zurücktreten, als Beide plötzlich aufhorchten und sich umschauten. Man hörte Reiter eilig heransprengen. „Heiliger Gott, was ist das!" rief Andreas erschreckt, als sich am Hügel über den Hohlweg her eine Staubwolke heranwälzte! „Mach, daß du fortkommst, Gotthelf, das könnten Feinde sein!"

Gotthelf jagte mit verhängtem Zügel ins Dorf hinab; Andreas eilte ins Haus, und lauschte ängstlich hinter dem Fenster. Doch bald erkannte er, daß es Landleute waren, und nun trieb ihn die Spannung, Nachrichten zu erhalten, wieder hinaus. Sie ritten durch den Hohlweg herab, und mußten dicht am Hause vorüber; es waren Bauern aus dem Dorf. „Kinder was bringt ihr!", rief er sie an.

„Flüchtet, Vater Andreas", lautete die Antwort, „flüchtet Alle so rasch als möglich, sie werden bald hier sein."

Damit sprengte er vorbei. Ein Zweiter ergänzte die Unglücksbotschaft durch den Zuruf! „In Wiesenfeld wird schon geplündert, nur fort, daß wir in den Wald kommen!"

„Gott im Himmel, erbarme dich", rief Andreas aus, „was ist denn geschehen?" Doch die Andern jagten vorüber und antworteten nicht mehr. — „Nun dann, wie der Herr will", sprach der fromme Greis mit gefaltenen Händen und zum Himmel erhobenem Blick. Rasch eilte er in

den Hof, wo Elsbeth beschäftigt war, und rief ihr zu: „Mach' dich eilig fertig, Kind, wir müssen flüchten!"

„Um Gottes willen, was ist geschehen", rief diese und ward leichenblaß.

„Ich weiß nichts, nur daß wir flüchten müssen!"

„Und Wilhelm?"

„Mein liebes Kind, ich weiß nichts von ihm"; — mit diesen Worten eilte er in den Pferdestall und zog die aufgeschirrten Thiere heraus, um sie sogleich vor den Wagen zu legen.

Elsbeth rang die Hände. Die Mägde liefen zusammen und fragten; Keiner wußte Rede und Antwort zu geben. Während dessen waren noch mehr Landleute theils zu Pferde, theils zu Fuße ins Dorf, wo es auch schon unruhig wurde, gekommen.

„Hole deinen und meinen Mantel, Elsbeth, die Bibel und was du sonst noch mitnimmst", rief Andreas, beim Anspannen beschäftigt; „jetzt gilt es Eile. Anne und Marie, wollt ihr mit uns?"

„Ich laufe zu meiner Mutter!" rief Marie weinend.

„Ich fahre mit Euch, Vater Andreas", erwiderte die andere gleichzeitig.

„So eilt, Kinder, Gott helfe uns Allen!" antwortete er.

In zwei Minuten saßen Andreas, Anne und Elsbeth auf dem Wagen, Marie war zu ihrer Mutter, einer armen Tagelöhnerin, ins Dorf hinunter gelaufen. Der Wagen rollte durch das Hofthor, Andreas sah noch ein mal zurück — er verließ Haus und Hof, wo er funfzig Jahre gewohnt, Leid und Freude genossen, Jugend, Manneszeit und Alter durchlebt hatte; er verließ es, um es vielleicht in Asche wiederzufinden! Sein Herz hing nicht an irdisch vergäng-

lichem Gut, doch das Vaterhaus ist eine Heimat, eine heilige Stätte der Erinnerungen, und darum ward ihm weh und bang ums Herz. Allein er sah auf Elsbeth, die bleich und zitternd neben ihm saß, denn sie dachte an Wilhelm und sein Loos! Da legte er den Arm um sie rief aus: „Herr Gott, ich will nicht murren! Mein Theuerstes nehme ich ja mit! Erhalte mir mein liebes Kind, und wende Schmerz und Angst von seinem Herzen, so will ich dir ein Danklied singen, aus freudiger Seele, wenn du mir auch Alles nimmst, was ich sonst besitze!"

Und so trieb er die Pferde an, um rasch auf die Höhe zu kommen, und dann gleich dem Walde zuzulenken, wo er auf tief im Gebüsch hinlaufenden Wegen unbemerkt die sichere Zufluchtsstätte der Försterei zu erreichen hoffen durfte, die fern von allen Landstraßen lag, wohin sich also vor der Hand schwerlich ein Feind verirren mochte. Als sie die Anhöhe erreicht hatten, und nun den Weg seitwärts einschlugen, lag das Dorf zu ihren Füßen, und sie sahen die Auswandernden und Flüchtenden auf allen Pfaden dem freien Felde und der Waldung zueilen. Schwarze Wolken thürmten sich jenseit der Anhöhe auf; die Luft war drückend schwül, der matte Windhauch trieb das Gewitter langsam heran. Es donnerte in der Ferne!

„Ach Herr!" rief Anna aus, „seht, es kommt ein schweres Wetter herauf, und nun ist Niemand daheim!"

„Laß es gut sein, Anna", versetzte Andreas, „Gottes Auge wacht! Will er seine Feuer vom Himmel senden, so wollen wir seine Wege in Demuth verehren! Besser ist's doch, ein Blitzstrahl trifft uns Haus und Hof, als daß der Mensch es fürchterlich verheere. So geschieht doch keine schwere Sünde dabei!"

Dem zitternden Mädchen liefen die Thränen über die

Wangen. — Elsbeth saß stumm und schaute nur immer herüber nach der Gegend, woher die Flüchtigen kamen, ob sie Wilhelm nicht entdecke. „Wenn wir nur wüßten, was geschehen ist, Vater“, sprach sie bang.

„Laß uns darum keine Zeit verlieren“, erwiderte er, indem er die Pferde antrieb; „sonst bringen wir vielleicht ohne Noth ein Unglück über uns. Ist Wilhelm wohl und frisch, so wird er bald bei uns sein, ist ihm etwas zugestoßen, was könnten wir helfen!“

„Ach!“ rief Elsbeth, „wenn er nun verwundet wäre, und elend auf dem Felde läge! Ich bin doch sein Weib vor dem Altare geworden, mir gebührt seine Pflege und Rettung, — und wenn er hülflos bliebe!“

„Du denkst wie du sollst, Elsbeth“, erwiderte Andreas, „doch es ist unmöglich. Ist der Feind übermächtig, wie wolltest du helfen! Du würdest nur in dein Unglück stürzen, ohne ihn zu retten, vielleicht — Gott im Himmel, ich vermag es nicht zu denken, — vielleicht brächtest du namenloses Elend über ihn und uns Alle, — wenn du dem Volk in die Hände fielest!“

Elsbeth drückte ihr Tuch vor die Augen und weinte bitterlich.

Die Pferde fühlten jetzt festen Boden unter sich, und von Andreas angetrieben, jagten sie hurtig dem kaum eine Viertelstunde entfernten Walde zu. Kaum waren sie zwei Minuten gefahren, als sie wiederum Reiter hinter sich sahen, Es waren Bauern, doch aus einem fremden Dorf. Diese sprengten dem Wagen nach. Als sie heran waren, rief Andreas sie an: „Sagt uns doch, Landsleute, was ist denn eigentlich geschehen, daß Alles flüchtet?“

„Das wißt Ihr nicht?“ antwortete der Eine, indem er sein Pferd anhielt, sodaß er neben dem Wagen blieb. „Wir

wollten den Trupp Chasseurs, der die Dörfer ringsum geplündert hatte, in dem Elsbruch beim obereppensteiner Wald überfallen, um uns ihrer zu erwehren; wir dachten, es könnten höchstens ihrer Hundert sein. Doch über Nacht sind sie verstärkt worden. Bei Saalfeld haben die Preußen ein unglückliches Gefecht gehabt, und so ist ein ganzes Streifcorps Franzosen durchgebrochen, um der Armee in den Rücken zu fallen. Das marschirte heut vorwärts, doch keiner von uns wußte von der Verstärkung. Die Chasseurs hatten die Spitze; als wir sie nun angriffen, und es Lärmen gab wurde plötzlich der ganze Wald lebendig, es wimmelte von Infanterie und Cavalerie, die Scharfschützen knallten mit Büchsen unter uns, daß das arme Volk nur so stürzte, und eh wir's dachten, kam eine Schwadron Kürassiere, Kerle wie aus blankem Eisen gegossen, in dicht geschlossenen Gliedern über uns, und ritt Alles zu Boden, und hieb nieder, was nicht eilig flüchten konnte. In fünf Minuten waren wir auseinander gesprengt!"

„Und es sind wol Viele umgekommen?" fragte Elsbeth angstvoll.

„Allzu viel! Doch wohl Denen, die einen leichten Tod gehabt haben! Aber die armen Verwundeten, die mit gespaltenem Schädel im Sumpfboden liegen und verschmachten, und die Gefangenen, die Gott weiß was für Elend — — Jungfer, was ist Euch?" unterbrach der Bauer seine Erzählung, als Elsbeth leichenblaß zurücksank.

„Ach daß Gott erbarm, ihr Bräutigam, nein ihr Mann, mit dem sie erst vor drei Stunden zum Altare getreten, ist auch dabei, der Förster aus dem Jägerhaus am Spiegelberg, habt Ihr nichts von Dem gehört?" fragte Andreas.

Der Bauer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: „Fragt nicht nach Dem!" Doch

sprach er leise, daß Elsbeth, die das Haupt an die Brust des Vaters herabgesenkt hatte, es nicht hören sollte. „Der stürzte auch unter Säbelhieben, — er hat sich brav gehalten, wie ein Löwe, — sie haben ihn fortgeschleppt!“

Doch Elsbeth hatte Alles gehört! „O Herr Jesus“, rief sie aus und rang die Hände, „Vater, nun leidet es mich nicht mehr hier, ich muß hin, ich will ihn losbitten auf meinen Knien! Ach Vater! Vater!“

„Kind, Kind, es ist unmöglich“, besänftigte sie Andreas mit in Thränen erstickter Stimme.

„Nein, junge Frau, das geht bei Gott nicht“, sprach der Bauer, „das ist lauter wildes Raubgesindel! Sie würden Euch mishandeln und verlachen!“

„Fasse dich nur, mein Kind“, tröstete sie der Vater, „wenn das erste Getümmel vorüber ist, dann will ich selbst hin, ich will ihn loskaufen mit Allem, was ich habe. Ich will zum Oberforstmeister, der wird auch ein Wort reden; fasse dich nur!“

„Vorwärts, vorwärts“, trieb jetzt der Bauer an, „dort links an dem Hügel steigt eine verdächtige Staubwolke auf. Sie haben gute Pferde und reiten querfeldein, wir müssen machen, daß wir den Wald gewinnen!“

Er jagte voraus, die andern Landleute folgten ihm; Andreas peitschte sein Gespann an, daß die Pferde im sausenden Galopp übers Feld flogen. Denn die Reiter waren ihnen auf der Seite ziemlich in gleiche Höhe gekommen, und konnten sie fast noch vor dem Walde abschneiden.

Andreas hielt ein aufmerksames Auge auf sie gerichtet. „Wenn sie nur erst über den Spitzberg sind“, sprach er zu Elsbeth, die in Thränen zerfließend neben ihm saß, „dann haben wir gewonnenes Spiel. Dann können sie nicht mehr gerade herüber zu uns, wegen der Bruchwiesen.“

Die Pferde dampften; doch Andreas trieb nur heftiger an.

„Seht nur, Herr", sprach Anna, „wie der Himmel schwarz wird! Es gibt ein fürchterliches Wetter!"

Andreas warf einen Blick hinauf; düsteres schweres Gewölk, mit schwefelgelbem Geäder und Dunst durchzogen, bedeckte die ganze Wölbung des Himmels. Nur nach Süd-Westen zu war noch ein wenig Blau zu sehen; die Sonne schien hell durch die lichte Stelle. Es sah aus, als wäre sie eigens für sie offen gelassen, damit der Mensch nicht verzagen solle an der Gegenwart Gottes, sondern sich trösten und ermuthigen an dem sanften Auge der Liebe und des Segens, mit dem er auf die Welt herabschaute. Doch bald umflorte sich auch der lichte Fleck und schwarzblaue Schatten hüllten Wald und Flur ein, und schauerliche Stille herrschte ringsum. Dennoch athmete Andreas leichter auf; denn die Reiter hatten jetzt die Anhöhe, den Spitzberg, hinter sich, und nun waren die Flüchtenden durch tiefe, breite Brüche und Sümpfe vor der Verfolgung geschützt. Bald hatten sie auch die ersten Bäume des Waldes erreicht, und wurden dadurch auch dem spähenden Auge des Feindes entzogen.

Die voransprengenden Bauern hatten einen Weg rechts eingeschlagen; der Weg zur Försterei lief mehr links ab, freilich den Feinden näher. Doch bald wurde der Wald so dicht, daß von der Seite her kaum zu Fuß durchzukommen war, geschweige zu Pferd. Nun die Angst des Augenblicks vorüber war, gewann der Schmerz seine Rechte. Als sie im dichten Gebüsch einsam dahinfuhren, kein menschlicher Laut hörbar, der Himmel schwarz und schwer verhängt, da kam es mit tiefer, banger Trauer über Andreas' Herz und er verzagte fast selbst an Wilhelm's Rettung. Sie haben ihn mit

Waffen in der Hand ergriffen, dachte er, sie werden ihn wie einen Räuber und Aufrührer erschießen lassen! Doch wagte er nicht seinem armen bleichen Kinde diese Gedanken mitzutheilen, sondern suchte sie durch Liebkosungen und freundliche Zusprüche zu trösten.

Neben der Angst ist die Hoffnung mächtig in einem liebenden Herzen; daher fanden seine Worte Eingang. „Laß uns nur“, fuhr er fort, „ein sicheres Obdach gefunden haben, mein Herzenskind, und den ersten Lärm vorüber sein, so wird sich Alles wieder schlichten. Der Kanonendonner hat ja heute den ganzen Tag gewährt; wer weiß, indem wir verzagen, hat unser Herrgott schon für uns gesorgt, und der übermüthige Franzos ist aufs Haupt geschlagen. Die Preußen sind ja jetzt die Hoffnung der ganzen Welt! Das sind die Soldaten des großen Friedrich! Mit denen hat der Franzos sich noch nicht gemessen! Da wird er sehen, was tapfere Leute sind, und eine gute Kriegszucht! Und wenn er flüchtig geworden ist, dann, mein Kind, dauert es ein paar Tage, und all unser Sorgen und Kummer ist vorüber! Dann wird dein Wilhelm bald frei sein, — dann —“

„Ach Vater, wenn er aber an seinen Wunden stirbt!“ unterbrach ihn Elsbeth.

„Nicht doch, Kind, nicht doch! Er wird leben, und du wirst glücklich sein.“

Sie waren nun wol eine Stunde weit in den Wald hinein, und die Pferde wurden nachgerade matt von dem angestrengten Lauf. Andreas ließ ihnen daher jetzt die Zügel und fuhr langsamer dahin. Es sprach Niemand; der Versuch zu beruhigen und zu trösten ruhte auf zu schwachen Hoffnungen, um ihn immer wieder zu erneuern.

So saßen denn alle Drei still und in sich gekehrt, mit ihren Gedanken beschäftigt.

Kein Vogel ließ sich hören; kein Lüftchen säuselte in dem herbstlichen Laub; nur das Schnauben der Pferde unterbrach die tiefe Stille des Waldes, der unter dem schwerbedeckten Himmel in schauerlichem Dunkel lag. Es drückte schwüler und schwüler; Elsbeth hatte ihren Mantel zurückgelegt und ihr Tuch geöffnet. Der Vater sah ihr Brautgeschmeide schimmern.

„Du hast noch deine goldene Kette um, und deine Busennadel an, auch den Trauring“, begann er nach einer langen ängstlichen Pause. „Wir sollten das lieber verbergen. Wer weiß, was uns begegnet. Man muß dergleichen nicht zur Schau tragen, und was soll auch jetzt das Brautgepränge!“

„Laßt mir die Sachen, Vater“, bat Elsbeth, „ich denke, die Kette der Großmutter wird mir Schutz und Segen bringen! Und die Nadel habe ich ja von Wilhelm; und meinen Ring — den soll ich ja nicht lassen, als mit dem Tode.“

„Es war nur so ein Einfall“, sprach Andreas, und gab nach, da er den Wunsch Elsbeth's erkannte; „doch“, sagte er nach einem Weilchen, „wenn sich nur irgend etwas spüren läßt, gleich fort damit, hier in den Strohsack hinein. Da sucht es kein Mensch!“

Er konnte die Augen nicht von dem goldenen Schmuck wenden; eine dunkle Ahnung quälte ihn. Alle schwiegen wieder, es war todesstill. Plötzlich flammte es zuckend, blendend durch die verdunkelte Luft; eine zackige Blitzmutter lief durch die stahlblauen Wetterwolken, und der ganze Himmel war einen Augenblick schwefelig gelb überstrahlt. Die Pferde sprangen scheu seitwärts, die Mädchen schrien

auf, selbst Andreas war erschreckt. Ein hohles, fernes Rollen des Donners folgte dem Blitzstrahl, und schien am Horizont über den Waldspitzen hinzulaufen. „Das Gewitter ist noch entfernt — aber es wird schwer!“ sprach Andreas. „Wenn wir nur ein Haus erreichen könnten, doch jetzt ist auf zwei Stunden weit, bis wir an den Spiegelberg kommen, nicht eine Hütte anzutreffen. Und wir fahren dem Wetter entgegen!“

„Es zieht vielleicht vorüber“, sprach Anna kleinlaut, ohne es selbst zu hoffen.

„Dazu ist die Luft zu still“, entgegnete Andreas, den Kopf schüttelnd.

Die Blitze folgten jetzt schneller aufeinander; der Donner grollte fast ohne Unterbrechung fort. Andreas fuhr aus Vorsicht langsamer, auch hätte Eile nichts geholfen, denn der ganze Himmel war in schwarzes Gewölk wie eingewoben. Nach einigen Minuten erreichten sie einen etwas freiern Platz im Walde, wo eine alte Eiche mit halb herbstlich belaubten halb starr verdorrten Zweigen stand. Wenige Schritte davor war eine Hütte von Tannenzweigen errichtet, die zum Schießstand als sogenannte Krähenhütte gedient zu haben schien. Das Gezweig war zwar ganz verdorrt, doch mochte es noch Schutz selbst gegen einen starken, anhaltenden Regen gewähren. Ein langes Waldgestell lief gerade darauf zu und kreuzte den Weg. Die Pferde bedurften der Ruhe, der Platz bot noch das beste Obdach dar; so beschloß denn Andreas hier eine kurze Zeit anzuhalten, und falls das Wetter losbräche, den ärgsten Regenguß unter der Tannenlaube abzuwarten.

Er sprang vom Wagen, um den Pferden die Kopfgeschirre abzustreifen, daß sie ein Bund Heu fressen könnten. Anna stieg ebenfalls herab, ging der Laube zu, und

trat ein. Doch in dem nämlichen Augenblick stieß sie einen lauten Schrei aus, und sprang zurück; noch bevor Andreas und Elsbeth Zeit hatten zu fragen, oder eine Vermuthung zu fassen, wurde schon ein Soldat im Küraß sichtbar, der aus der Laube hervorsprang und sich überrascht umsah. Elsbeth ließ jetzt gleichfalls einen Ausruf der Angst hören, während Anna wie vor einem Gespenst flüchtend in das Gebüsch sprang. Andreas stand erschreckt und sprachlos vor Verwunderung. Der Soldat, ein Franzose, rief mit lauter Stimme einige französische Worte. Es rasselte und blinkte, und im nämlichen Augenblick wurden noch zwei wilde, bärtige Kerle im Harnisch sichtbar, die aus der Laube, wo sie gelegen und geschlafen hatten, hervorsprangen. Elsbeth wollte sich im heftigen Schrecken vom Wagen herabwerfen, und Anna nacheilen; doch der Kürassier war schon herangesprungen, hielt sie an den Kleidern fest und wollte sie herabheben.

Ein betäubendes Entsetzen ergriff sie. Sie schrie laut um Hülfe.

Andreas sprang dazwischen und riß den Kürassier von seiner Tochter zurück; doch die beiden andern sprangen dem ersten zu Hülfe und stießen den alten Mann auf die Seite, daß er zu Boden fiel. Mit leichter Mühe hoben und zogen sie jetzt Elsbeth vom Wagen herab, und sie sah sich der rohen Gewalt völlig preisgegeben. Angstvoll suchte sie sich loszuwinden und rief mit herzzerreißendem Tone um Hülfe, doch mit einem ihre Verzweiflung verhöhnenden Uebermuth lachten die wilden Kerle laut auf, hielten ihr die Arme fest und den Mund zu.

Doch Andreas, der das Schicksal seines einzigen liebsten Kindes vor Augen sah, war wieder emporgesprungen. Er schlug verzweifelnd die Hände vor die Stirn, und raufte

sein weißes Haar. Dann plötzlich mit dem Löwenmuth eines Vaters, der das heilige Haupt des Kindes gegen die schmachvollste Vernichtung zu vertheidigen hat, riß er eine der Seitenstangen vom Wagen herab, schwang sie hoch in beiden Händen und drang damit auf die Bösewichter ein. Er führte einen gewaltigen Schlag auf das Haupt des Nächsten, der ihm den Schädel zerspaltet haben müßte, wenn nicht in demselben Augenblick sein Kamerad es gesehen hätte, und Andreas unterlaufend dazwischen gesprungen wäre. So ging der Schlag seitwärts und streifte nur die Schulter. Doch genügte dies, um die Wuth der Drei auf den unglücklichen Greis zu richten. Mit gräßlichem Fluche sprang auch der Getroffene, dem die Glut wüthender Begierde aus den Augen brannte, auf Andreas ein; die Gewalt beider Gegner warf ihn in einem Augenblick zu Boden. Sie riefen dem Dritten zu, Elsbeth festzuhalten, bis der Schurke todtgeschlagen sei; doch mit infernalischer Steigerung der Bosheit fiel der Erstere dem Zweiten, der schon den langen Pallasch aus der Scheide gerissen hatte, um Andreas den Schädel zu spalten, in den Arm und hinderte den Hieb. Er schlug vor, „den alten Hund“ an die Eiche zu binden, wo er verhungern und verderben möge, und das Mädchen sammt dem Wagen als gute Beute fortzuschleppen. Der höllische Rath fand Beifall. Ein Strick war auf Andreas eigenem Wagen schnell zur Hand; während der Dritte Elsbeth von hinten umschlungen hatte und die Sträubende trotz ihres Angstgeschreis im kräftigen Arme festhielt, warfen sich die beiden Andern über den am Boden liegenden Greis her, zwängten ihm die alten kraftlosen Arme auf den Rücken, schnürten sie zusammen, daß der Schmerz ihm ein lautes Angstgeschrei auspreßte, schleiften ihn dann zur alten Eiche

hin, und banden ihn am Stamme fest. Dann kehrten sie zu ihrem Opfer zurück, das sich mit aufgelöstem Haar, halb bewußtlos vor Angst und Entsetzen, in den Armen des Räubers wand.

„Verflucht, daß uns die Eine entsprang", rief der Erste französisch und stampfte mit dem Fuß, „hätte ich sie nur schneller festgehalten. Diese Prise aber ist mein, ich war der Erste, der sie aufgebracht hat."

„Der Teufel", schrie der Andere; „ohne mich läge dein Schädel in Scherben! Mir gehört sie!"

„Was", tobte der Dritte, „glaubt ihr, ich hätte sie für euch so lange festgehalten, daß mir die Arme fast erlahmt sind? Denkt ihr, die Hexe hätte sich nicht gewehrt?"

Andreas verstand die Worte dieses Zankes nicht, doch der Gegenstand und Inhalt waren ihm nur zu klar: „Gott, Gott im Himmel", rief er, „deine Blitze zucken durch alle Himmel! Hast du keinen bereit für diese Verbrecher!"

Und da überkam ihn der Jammer und die Angst, er erhob seine Stimme weinend und rief: „Schonung, Erbarmen! Nehmt mir Alles, nur laßt mir mein Kind." Er hätte sich auf die Knie geworfen vor diesen Teufeln, doch er vermochte es nicht, wegen der Bande, die ihn fesselten. Und sein Jammerlaut berührte ihr Herz so wenig, wie ihr Ohr seine Sprache verstand.

Ihr Zank wurde inzwischen heftiger. Da rief der Eine: „Sollen wir die Zeit verlieren! Laßt uns losen! Auf Ehrenwort, wer gewinnt, dem weichen die beiden Andern, und helfen ihm, wenn sie nicht gehorsam sein will."

„Gut, Brassier, wir sind's zufrieden", riefen sie, „doch wie?"

„Laßt mich's machen!" — Er ließ Elsbeth von den beiden Andern festhalten und nahm ihr die goldene Kette, die Busennadel und den Ring ab. Als das Andreas sah, gedachte er seiner Warnung von zuvor und rief: „Gottes Stimme warnte mich — doch ich verstand sie nur halb! — Höre mich denn jetzt, allmächtiger Himmel in meiner höchsten Noth. Laß mich verschmachten in der Qual der Bande und des Hungers hier mitten im Walde, doch rette mein elendes Kind!"

Der Kürassier hatte Kette, Ring und Busennadel, jedes gesondert, auf den Rasen gelegt. „Jetzt wollen wir um das Mädchen losen, wie um die Fleischportionen", sprach er; „Pierre, mach die Augen zu; ich werde fragen, Bretonnier ist Zeuge. Wer den Ring bekommt, hat das Mädchen."

Pierre schloß die Augen; Brassier berührte mit der Hand die Kette und fragte Pierre, der sich abgewendet hatte, um nichts zu sehen: „Wer soll das haben?" „Bretonnier", war die Antwort. Dieser knirschte mit den Zähnen, doch das Loos hatte entschieden. „Wer das?" fragte Brassier weiter und berührte die Busennadel: „Ich", antwortete Pierre. „So ist sie mein, denn mir ist der Ring geblieben", rief Brassier fröhlich aus, und steckte den Ring an den Finger.

„Nun, mein Kind", rief er Elsbeth französisch mit grinsendem Lächeln an, die halb betäubt die Vorgänge um sie her anstarrte, „hübsch artig und zärtlich"; mit diesen Worten schlang er den Arm um sie, und preßte einen wilden Kuß auf ihre bleichen Lippen. Erst jetzt wachte mit der Ahnung des Entsetzlichsten, das sie in der gräßlichen Freundlichkeit des Ungeheuers las, das Bewußtsein in der Armen wieder auf. Da die andern Beiden sie loslassend

ihm die Beute gewissermaßen übergaben, gewahrte sie den einen Augenblick der Freiheit, und, mit dem Uebergewicht der Verzweiflung den wilden Brassier von sich stoßend, riß sie sich los und entsprang. Doch wie eine Meute losgelassener Hunde war sogleich die ganze Rotte hinter ihr drein; Andreas richtete einen flehenden Blick empor zu dem Allmächtigen. Es donnerte furchtbar und der Blitz leuchtete auf, daß der Wald plötzlich wie in lohem Feuer zu stehen schien. In diesem Flammenschein sah er Elsbeth gleich dem verfolgten Reh in das dichteste Gebüsch stürzen, und durchbrechen; allein die Räuber setzten ihr entschlossen nach. Zwei Secunden und ein lauter Angstschrei sagte ihm, daß sie ereilt sei! — —

„Ach mein Kind, meine Elsbeth! Gnade! Gnade!" rief er mit versagender Kraft. Doch sie hörte ihn nicht, er hörte und sah nichts mehr von ihr, nur die Stimmen der Männer unterschied er noch. Ihr gräßliches Verstummen wälzte sich wie eine Felsenlast auf seine Brust, — er flog wie im Fieber, — er empfand nicht die Schmerzen der Bande, die in seine wunden Arme schnitten, — mit der äußersten Gewalt suchte er sich loszureißen! Alles vergeblich! „Gott, du Rächer und Schirm der Unschuld! Deine Waffen schwirren um mein greises Haupt und du brauchst sie nicht, um es zu schützen!" stöhnte er halb betend, halb wehklagend. Du mußt sie retten! Allmächtiger —"

Da flammte es über den ganzen Himmel, wie ein plötzlich auflodernder Schwefelpfuhl, und zugleich krachte ein entsetzenvoller Donnerschlag, als wollte das Firmament zerbersten; betäubend schmetterte es um Andreas' Haupt, und geblendet und versengt von der Lohe sank er in sich zusammen.

Der Blitz hatte in die Eiche geschlagen, daß die dürre Verästung wie Reisig herabsplitterte, und in hellen Flammen aufloderte. Die Pferde bäumten sich mit schnaubenden Nüstern scheu empor, und da die Flamme der brennend herabgeschmetterten Zweige um sie knisterte, jagten sie in wilder Scheu mit dem Wagen davon, das Gestell des Waldes hinunter.

Einige Augenblicke war Andreas betäubt von dem Schreck und dem schwefelichten Dunst, der ihn fast erstickte; doch er war unversehrt geblieben, und so gewann er seine volle Besinnung schnell wieder. Da sah er die drei Kürassiere gleich Rasenden den Waldweg hinabstürzen. Hatte sie Gottes Gericht ergriffen — oder eilten sie nur ihren Pferden nach, die im Gebüsch gestanden und sich gleichfalls bei dem entsetzlichen Schlage losgerissen hatten, er wußte es nicht zu sagen. Doch die Hoffnung, daß Gottes sichtliches Walten ihm Rettung gebracht habe, durchdrang sein Herz, er richtete das Auge dankend gen Himmel, und seine heißen Thränen rollten nieder! Dann rief er sein Kind mit lauter Stimme! — Er erhielt keine Antwort; war sie betäubt, — war sie geflüchtet? „Elsbeth," erhob er den Ruf noch lauter, „komme zu deinem Vater, befreie ihn von seinen Banden! Gott hat unsere Feinde geschlagen! Sie sind sinnlos geflüchtet! Befreie ihn, ehe es zu spät wird, bevor sie zurückkehren!" — Vergebens — keine Antwort! — „Elsbeth! Elsbeth!" — Ein kaltes Grausen überlief ihn. Wenn sie im Kampf mit den Frevlern erlegen, — wenn sie ermordet wäre! Der Angstschweiß brach ihm aus. Er dachte nicht mehr an sich, sondern nur an sie. — Doch sollte er schon nach wenigen Secunden fürchterlich an sich selbst erinnert werden. Unmittelbar nach dem gewaltigen Donnerschlage war der Regen in Strömen

herabgestürzt; allein er reichte nicht hin, die brennenden Zweige sogleich zu löschen. Bei dem Herabreißen der Stange vom Wagen, mit der Andreas die Räuber angriff, hatte er auch einen Theil des Strohes auf den Boden geworfen, worauf er mit Elsbeth gesessen. Dies war liegen geblieben, und fing jetzt Feuer. Es schlug plötzlich in einer hohen, knisternden Flamme auf; der Luftzug trieb Rauch und Funken halb auf die Eiche zu, halb gegen die dürre Tannenlaube. Der Dampf schlug dem unglücklichen Gebundenen so ins Gesicht, daß er zu ersticken vermeinte, er konnte sich nur um ein Weniges abwenden, um den dicksten Rauchströmen des halb nassen Strohs auszuweichen. Jetzt trat ihn auch die natürliche Körperangst an. Die Hitze verdorrte ihm Augen und Lippen, — die Qualen betäubten ihn halb, vergeblich war seine Anstrengung nochmals laut um Hülfe zu rufen: „Gott, Gott!“ rief er verzagend, „ist deine Hülfe nur Hohn und Spott, soll sie mein gräßliches Verderben werden! Nein, Nein, es ist unmöglich, ich will nicht wanken im Glauben!“

Doch die Hitze wuchs. Die Flamme loderte jetzt auch von der Tannenlaube herauf, die so schnell nicht durchnäßt werden konnte, daß nicht das dürre Holz und Nadelwerk unter- und innerhalb augenblicklich hätte Feuer fassen sollen. In einer Minute stand die ganze Hütte in Flammen. Der jetzt dadurch erzeugte schnellere Luftzug jagte zwar den Rauch seitwärts und oberhalb hin, sodaß die Pein des Erstickens von dem unglückseligen Greise genommen wurde. Doch die Glut steigerte sich, und die Qualen eines langsamen Feuertodes drangen mit entsetzlicher Gewalt in Adern und Gebein. Mit äußerster Anstrengung versuchte er es, sich um die Eiche herumzuzerren, um die andere Seite zu erreichen, wo er bei der Stärke des Stammes in Sicher-

heit gewesen wäre, da die leichte Nahrung der Flamme schnell verzehrt sein mußte. Doch es war umsonst, der Strick, mit dem er gebunden war, hatte sich in die zum Theil abgerissene und gespaltene Rinde eingeklemmt, sodaß er sich weder zur Rechten noch zur Linken mehr fortbewegen ließ. Die Rettung war zwei Schritte von ihm, er vermochte sie nicht zu erreichen! Wenn nur der Ruf seiner Stimme bis zu der betäubten Elsbeth drang, die ohnmächtig auf dem Rasen im Gebüsch lag, so war die entsetzliche Qual von ihm gewendet! Er hatte sein Messer in der Tasche, ein Knabe konnte ihn losschneiden, in einem einzigen Augenblick — doch Alles, Alles vergeblich! Kein Retter erschien; von allen Kräften und Gewalten der Natur wurde ihm nicht das elende Atom zu Theil, das seine Bande lösen konnte!

Die Glut versengte ihm schon das Haar, die Haut schrumpfte zusammen, der Schmerz schnitt wie mit glühenden Messern in seine Nerven; er brüllte laut auf wie ein gemartertes Thier. Der Ruf schallte durch alle Himmelshöhen zu dem Thron des Allmächtigen hinauf, doch bis an das Ohr der Tochter drang er nicht, die mit Freuden in die Flammen gestürzt wäre, um ihren Vater zu retten!

Jetzt dünkte ihn Erstickung Labsal! Er flehte Gott um die betäubenden Wirbel des Dampfes, unter denen er sich zuvor krampfhaft gewunden hatte, denn die feurige Zunge der Flamme brannte mit dreifacher Höllenmarter in sein innerstes Mark. Schon war das weiße Haar auf seinem ehrwürdigen Haupt zu stäubender Kohle versengt; er erhob das Antlitz, um das Labsal der herabströmenden Regentropfen zu empfangen, die doch nur seine Qual verlängerten, da sie die Flammen hinderten, über den dürr

bemoosten Boden hinzulaufen, und ihn so mit rascher Wuth zu verschlingen.

Zwei mal noch that er einen lauten Angstschrei; dann zuckte er zusammen, wand sich noch im bewußtlosen Todeskampf, und — die Marter war geendet.

Jetzt erst wuchs die Flamme so mächtig, daß sie ihn ganz umgab, und Körper und Kleider zu verzehren begann. Sie selbst löste nun seine Bande, da es zu spät war; der verkohlte Strick zerriß, der Leichnam fiel auf den Boden, in die Kohlenglut der brennenden dürren Zweige. Die Tannenhütte brach zusammen, und die schwelenden Pfosten und das gehäufte Reisig überschütteten den halbverbrannten Körper, und deckten ihn mit Glut und Asche. — Bald war das dürre Gezweig halb verbrannt, halb im Regenguß erloschen, und ein wüster Haufen verkohlter Trümmer, in dem eine menschliche Gestalt nicht mehr zu unterscheiden war, lag am Fuß der Rieseneiche, deren Stamm, von der Flamme nur umspielt, nicht in Brand gesetzt war. Die eine Hälfte ihrer alterskräftigen Zweige bewahrte sich noch den Schmuck des falbgrünen, bunten Herbstlaubs, während die trockenen Aeste herabgesplittert oder halb abgeschwelt waren. Leichter Rauch zog durch die Wipfel. Einer schauerlichen Denksäule gleich, ragte der alte Stamm über der Brand- und Todesstätte empor; ringsum tiefe Oede und Stille.

Drittes Capitel.

Endlich erwachte auch Elsbeth aus ihrer todesähnlichen Betäubung; durchschauert von der Frostkälte des Herbstregens, der noch immer, wiewol leise, aus dem grauen Trauertuch, mit dem sich der Himmel verhangen hatte, herabströmte, schüttelte es sie wie im Fieberfrost. Stärker aber noch bebte sie in der Erinnerung an die entsetzlichen Bilder, die sich dumpf verworren vor ihre Seele wälzten. Sie richtete sich empor, fast schwer aufathmend, und starrte umher; sie wußte nicht wo sie war, was Alles mit ihr geschehen sei. Feuchte Nebeldünste zogen durch den Wald, und verstärkten sein Dunkel; nichts war zu hören als das leise Rauschen des Regens und das schauerliche Ziehen des Windes in den Baumwipfeln. Ihr war zu Muth, als sei sie aus dem Grabe erstanden und ganz einsam in der verödeten Welt. Plötzlich stand eine Schreckenserinnerung mit gräßlicher Gewißheit vor ihrer Seele; sie schlug die Hände vor die Augen und that einen lauten Ausruf des Jammers! Er tönte weit durch den öden Wald, und verhallte ohne Antwort. Nun traten die ängstigenden Gestalten, die sie im ersten Erwachen aus der Betäubung nur in verworrenem Halbdunkel der Erinnerung umschwebt, alle deutlich vor sie hin. Sie sah den blutenden Wilhelm, ihren gefesselten Vater, das freche Antlitz der Räuber, — da riß der Faden ihres Bewußtseins ab, und sie blieb der Angst grausen Dunkels überlassen.

„Vater! Vater!" rief sie in ausbrechendem Schmerz, da sich in diesem Wort die ganze Hoffnung und der Trost

ihres Lebens zusammendrängte. „Vater — Vater!“ Er hatte die Tochter vergeblich zu seiner Hülfe gerufen — sie rief jetzt ihn umsonst in ihrer Angst und Noth.

Schauernde Ahnungen ergriffen sie. Sie sprang auf; jetzt erkannte sie den Ort! Ja hier, hier war das Entsetzliche geschehen! Dort mußte er liegen — dort mußte sie ihn finden, retten. Hastigen Schrittes eilte sie durch die Gebüsche; sie traf den freien Platz an der Eiche, da sah sie die Spuren des Brandes, den dampfenden Aschenhaufen, die verkohlten Zweige. Ein lautloses Erstarren lähmte ihre Glieder! Die kalte Hand des Entsetzens streifte ihr über Haupt und Nacken; ein Grausen ergriff sie bei dem Anblick, doch wußte sie nicht weshalb. Sie bebte, den Fuß vorwärts zu setzen, als behüteten graue Nebelgespenster den Platz. Und doch zog sie's immer näher in die wirbelnden Kreise des feuchten Dampfes und Rauchs, die sich unheimlich um den Stamm der Eiche ringelten, und durch die Gebüsche schlichen. Zitternd, als schliche sie an schlafenden Ungeheuern vorüber, schritt sie weiter und weiter. Ein brandiger Dunst hauchte erstickende Betäubung aus; sie schwankte der Eiche zu, ihr Fuß stieß an etwas Hartes, sie fiel; als sie sich aufraffte, faßte ihre Hand eine kalte, ekle Masse; krampfhaft zusammenzuckend, warf sie einen Blick darauf. Ein Schrei des Schauders preßte sich aus ihrer Brust, es war eine halb verbrannte, mit blutig verschrumpftem Fleisch bedeckte Hand, die sie unwillkürlich von sich schleuderte!

Jetzt zerriß das grimmige Bewußtsein alle Schleier ihres Auges und ihrer Gedanken, — sie sah Knochen aus der Asche starren, ein schwelender Stiefel lag an den Wurzeln des Baumes, — ein augenloser, blutiger

Schädel grinste sie aus schwarzen, halbglimmenden Kohlen an. — —

Diesen einen Augenblick gräßlichen Lichts verschlingt die aufgähnende Nacht des Wahnsinns. Höllengeister tauchen auf und umtanzen sie mit höhnischem Kreischen, sie sieht die drei Räuber mit verzerrtem Antlitz und glühenden Augen den Reigen um sie schlingen, — sinnlos stürzt sie fort, wie von allen Furien gepeitscht! — — Nur der Ruf „Vater! — Vater — Vater“ — ertönt noch weit nachhallend.

Sie verschwand in den verwachsenen Gebüschen. Alles wurde still; der Regen rauschte herab, der Himmel umzog sich mit Nacht, und bald hüllten ihre dichten Schleier die Stätte des Entsetzens in tiefe, ewige Verborgenheit — nur das Auge droben drang durch die Nacht und wachte vergeltend.

Viertes Capitel.

Ein Säbelhieb quer über die Stirn, ein Schuß, der die Seite stark streifte, warfen Wilhelm im Gefecht zu Boden. Die Landleute flüchteten, die Cavalerie jagte ihnen nach, die Infanterie plünderte die Verwundeten und riß Die, welche noch Leben genug hatten, um sich fortzuschleppen, empor, um sie als Gefangene wegzuführen.

Der Krieg treibt ein Barbarenhandwerk; er fragt nicht nach Mitleid und Erbarmen. Jeder sorgt für sich, träte er auch dem Andern dabei zermalmend auf das Herz.

Wilhelm hatte sich sein Tuch um die blutende Stirn gebunden. Ein plündernder Franzose, der ihm schon Uhr, Börse und Trauring abgenommen, riß es ihm ab, mit dem Wort: „Es ist fein, im nächsten Bach will ich es waschen; sieh zu, wie du ohne Verband zum Teufel fährst!" — Ein anderer sah die ganzen Stiefeln; er hatte zerrissene Schuhe. „Du wirst doch nicht weit mehr laufen", rief er, und damit stemmte er dem Verwundeten, halb Ohnmächtigen den Fuß auf den Leib, daß dieser in krampfhafter Qual laut aufschrie, und zerrte ihm die Stiefeln herunter.

Das war der erste Trupp, der wie eine Schar Raubvögel über das Schlachtfeld herfiel. Es drängte weiter; es wurde still. Da richteten sich Einige auf, denen die Besinnung zurückkehrte, oder die sich leblos gestellt hatten, um dem wirklichen Tode zu entgehen, und hofften sich in das nahe Gebüsch zu schleichen. Doch überall richteten die Franzosen schon Bivouacs ein. Ein geordneter Trupp war rasch beisammen und rief ihnen zu, sich als Gefangene zu ergeben. — Sie mußten wohl! Wilhelm war unter ihnen; er schwankte matt, doch die Hoffnung, sein Leben zu retten und seine Elsbeth wieder zu sehen, gab ihm Muth und Kräfte. Die Andern, arme beschränkte Landleute, reihten sich an ihn und begehrten von ihm, dem Gewandtern, Trost und Rath! Doch welchen sollte er ihnen geben! Er sprach etwas französisch, doch was sollte ihm das helfen! Er fürchtete das Aeußerste, denn er kannte genug von den Gebräuchen des Kriegs, um zu wissen, daß man ihn und die Landleute nicht als Kriegsgefangene, sondern als Aufrührer und Mörder behandeln werde, obgleich sie nur ihr Leben und Eigenthum vertheidigen wollten! Vielleicht wurden sie in den nächsten Stunden erschossen!

Man führte den Trupp vor einen Colonel, der mit seinen Offizieren im Gebüsch gelagert war. Er saß auf einem Baumstamm, und rauchte eine Cigarre, als die Unglücklichen vor ihn geführt wurden, im Auge die flehende Bitte um Erbarmen. Der Oberst sah sie nicht, er zählte sie nur. „Zwei und zwanzig", sprach er deutsch. „Ich sollte euch Alle füsiliren lassen, ihr Aufrührer!" rief er barsch. „Wer gab euch die Waffen in die Hand?"

„Ach Herr Oberst", sprach Wilhelm, „die Noth, die Sorge um Haus und Hof und Leben! Haben Sie Mitleid mit uns armen Leuten!"

„Die Noth soll euch andere Dinge lehren!" erwiderte der undeutsche Deutsche. „Auf die Galere nach Toulon mit euch!"

Sie hörten ihr Urtheil bebend; Viele wußten nicht einmal, was es zu bedeuten habe. Doch Wilhelm sah in einen trostlosen Abgrund der Zukunft. Wenn er die Qualen und Anstrengungen eines solchen Marsches überdauerte, so war er Hunderte von Meilen entfernt von der Heimat, von der Geliebten, im schwersten, elendesten Sklavenjoch, ohne Hoffnung, ohne Trost — lebendig in Ketten begraben! — Ihn schauderte! Er raffte, wie hoffnungslos er war, seinen Muth zusammen, trat vor und sprach flehend:

„O lieber Herr, Ihr seid ja ein Deutscher, Ihr redet eine Sprache mit uns! O laßt Euch unser Elend zu Herzen gehen! Reißt uns nicht fort von Allem, was uns lieb und theuer ist; wir wußten ja nicht, daß wir Sträfliches thaten, Nothwehr ist dem Menschen ja erlaubt!"

„Schweigt!" rief der Oberst, und wandte sich von dem Adjutanten, mit dem er gesprochen, wieder zu den Gefangenen, „thörichtes Geschwätz! Soll mir der Kaiser

die Kugel durch den Kopf jagen lassen, weil ich kriegsgefangene Marodeure entlaufen lasse? — Schweigt", rief er nochmals heftiger, und stampfte mit dem Fuße auf, da Wilhelm noch zu einem Wort der Bitte ansetzen wollte, „schweigt oder Ihr seid der Erste, den ich nach gutem Kriegsrecht auf den Sandhaufen knien und ihm seinen Lohn mit zwei Loth Blei auszahlen lasse. — Lassen Sie sie ins Depot transportiren", befahl er dem Adjutanten, „sie können gleich abgehen."

Darauf wandte er den Unglücklichen den Rücken, zog den Adjutanten bei Seite, und sprach leiser. „Etliche sind ziemlich bedeutend verwundet, die lassen Sie eine Viertelstunde von hier nothdürftig verbinden. Es sind fast lauter junge Leute, man muß sie für den Dienst zu gewinnen suchen. Der Jägerbursch oder was er ist, hat sich gut geschlagen, er wird brauchbar sein. Instruiren Sie den Offizier, der das Commando begleitet, danach. Hunger und Durst sind gute Werber; ich denke, binnen achtundvierzig Stunden werden sie Alle zur Fahne geschworen haben, und dann fort mit ihnen zu einem Reserve-Regiment."

Binnen zehn Minuten war der Transport schon auf dem Wege; ein Lieutenant führte ihn, zwei Mann zu Pferde und sechs Mann mit geladenen Gewehren dienten zur Bewachung. Wilhelm mit entblößten Füßen, blutend, verzweifelnd, schleppte sich wankend hin; er betete in sich still um Hülfe von droben, denn von Menschen hoffte er sie nicht. — Gleich hinter dem Elsbruch am Abhange eines Hügels hatte ein Wundarzt sein offenes Feldlazareth aufgeschlagen und verband mehre Verwundete. Der Offizier des Commandos ließ hier Halt machen und die Verwundeten unter den Gefangenen heraustreten. Es waren

fünf; Wilhelm war am schwersten verletzt. Diese sollten verbunden werden. Der Wundarzt zog ein verdrießliches Gesicht, denn es fehlte ihm schon an dem Nöthigen für die Soldaten. Doch warf er einen Blick auf Wilhelm, dessen Stirnwunde stark geblutet hatte und dessen bleiche Züge große Hülfsbedürftigkeit zeigten. Ein Anflug des Mitleids ergriff ihn, er trat näher.

Da erkannte Wilhelm in ihm einen Schulkameraden, und er rief laut, fast vor Freude weinend, aus: „Feldheim, bist du's, ach dich hat Gott hierher gesandt! O hilf uns, wenn du vermagst!"

Der Chirurg sah ihn aufmerksam an. „Wilhelm! Trau ich meinen Augen! Armer Freund, wie kommst du hierher, und in dem Zustande!"

Wilhelm erzählte, während Feldheim ihm sogleich Hülfe gewährte, und sie auch für die Andern versprach. Er schüttelte bedenklich das Haupt und sprach leise: „Glaube mir, euch wird nichts Anderes übrig bleiben, als Dienste zu nehmen — sie quälen euch so lange bis es geschieht — thut es also lieber bald!"

Wilhelm richtete einen flehenden Blick nach oben, wo Gott seine Gewitter sammelte! Die Welt schien ihm ein Sarg, in dem Alles, was dem Herzen theuer ist, begraben liegt! — Er ließ sich stumm verbinden; Feldheim drückte ihm heimlich Geld in die Hand. „Du wirst es brauchen", sprach er leise, „aber versteck es. Hätte ich nur Schuhe für dich!"

Er verband nun auch die Uebrigen.

„Diese Drei", sprach er zum Offizier, er bezeichnete Wilhelm und zwei Andere, „werden keinen Marsch aushalten. Wenn Sie einen Wagen bekommen können, — diese empfehle ich Ihrer Menschlichkeit."

Der Offizier erwiderte nichts. Der Trupp mußte weiter. Mühselig, doch von einem milden Strahl der Hoffnung erquickt, trat Wilhelm den Weg an; Feldheim drückte ihm die Hand: „Gott mit dir!" Dann wandte er sich schnell ab, um seine Bewegung zu verbergen.

Das Gewitter hatte jetzt den ganzen Himmel umzogen; es blitzte häufiger, der Donner rollte, große Tropfen fielen. Die armen Gefangenen seufzten, die Soldaten murrten, der Offizier murmelte einen Fluch über den andern zwischen den Zähnen. Plötzlich brach nach einem furchtbaren Schlage, es war derselbe, der die Eiche im Walde traf, das Regenwetter in dichten Strömen los. Bald waren Alle durchnäßt, als wären sie durch einen Fluß geschwommen; der kalte Regen, unmittelbar auf den heißen Tag, machte, daß sie wie im Fieberfrost klapperten. Wilhelm hatte heftiges Wundfieber. Der Weg führte dem Walde zu. „O Himmel", dachte er, „wenn du jetzt nicht verwundet wärst, — hier kennst du jeden Steg, jede Schonung — wie schnell sollte dich ein Seitensprung in das dichteste Gebüsch führen, und wie bald wolltest du gerettet sein!" Doch seine Kräfte nahmen ab, er fühlte, daß seine Knie bald einbrechen müßten, — und konnte er nicht vorwärts, so wußte er, daß die Kugel der Bedeckung ihn traf!

Da rasselte es im Gebüsch; ein bespannter Wagen wurde sichtbar. Fast Alle entdeckten ihn zugleich; auf der Stelle befahl der Offizier ihn in Beschlag zu nehmen, für die schwer Verwundeten. Zwei Soldaten sprangen ins Dickicht und führten bald über kurzen Gebüschen und Wurzeln einen bespannten Bauernwagen, jedoch ohne Menschen darauf, in den Weg, — Wilhelm erkannte Andreas' Pferde!

„Heiliger Gott", dachte er, „was ist hier geschehen!" — Was er als Rettung aus seiner Todesqual begrüßt hatte, wurde ihm jetzt für sein Herz die furchtbarste Folter! — Denn daß Elsbeth und ihr Vater auf diesem Wagen geflüchtet waren, mußte er voraussetzen; doch was war aus ihnen geworden, — Gottes Gnade verbarg es ihm!

Alle drängten sich jetzt heran, um auf dem Wagen zu sitzen. Der Offizier trieb sie jedoch mit gezogenem Degen zurück und befahl der Bedeckung, Jeden niederzuschießen, der ohne Erlaubniß aus dem Zuge trete. Er ließ Halt und Front machen, und wählte selbst die am schwersten Verwundeten aus. Wilhelm war darunter. Er saß auf dem Platz, wo Elsbeth gesessen hatte; fünf kranke Gefährten waren außer ihm auf dem Wagen. Da er der Gegend kundig war, und die Dämmerung einzubrechen begann, machte er dem Offizier das Erbieten, den Zug auf dem nächsten Wege durch die Waldgestelle zu führen, um das Dorf zu erreichen, wo man übernachten sollte. Es wurde angenommen. Der Wagen blieb nun an der Spitze des Trupps und fuhr im langsamen Schritt dahin; die Andern folgten schweigend; der Regen hatte nachgelassen, fiel aber doch noch dicht und leise rauschend hinab. Die körperliche Erholung, die Wilhelm empfand, gab ihm auch einige Hoffnung wieder, nur Elsbeth's und Andreas' Geschick erfüllte ihn mit Sorge. Ach es trieb ihn mächtig, unter dem Schein, als habe er sich in der Dunkelheit verirrt, den falschen Weg einzuschlagen, nach seiner Försterei zu, um zu sehen, ob sie dort sein möchten; doch ein tief inwohnendes Rechtlichkeitsgefühl, das keinen bewußten Betrug zu begehen vermochte, und das Mitleid mit den vielen Ermatteten, die sich kaum noch fortschleppten, hielt

ihn ab, dieses weitere Ziel, von dem aus man alsdann wieder zwei Stunden seitwärts gemußt hätte, aufzusuchen.

Der Weg, den er das Gestell hinab nehmen mußte, führte an der alten Eiche vorüber. Es war schon ganz dunkel, als er den Platz erreichte; ein brandiger Geruch und ziehender Rauch wehte die Kommenden schon einige hundert Schritte zuvor an. Auf den Platz angelangt, sah man glimmende Kohlen; die Hütte, die Wilhelm genau kannte, war verschwunden, das Ganze eine Brandstätte. Hier muß irgend ein Trupp einen Bivouac gehalten haben, dachte er. Die Nacht verschleierte ihm gnädig das grausende Geheimniß. Er wußte nicht, daß die Räder des Wagens über des alten Andreas Gebein hinweggingen! — Eine halbe Stunde später, als sie im dichtesten Walde waren, und der Weg sich eben scharf umwendete, scheuten die Pferde und sprangen seitwärts; zehn Schritt vor ihnen erhob es sich vom Rasen wie ein weißes Gespenst, wie eine Gestalt in Grabtüchern, die aus dem Erdboden emporsteigt, selbst Wilhelm ließ einen Laut des Erschreckens hören, — doch es schwebte, im Dunkel nur halb sichtbar, rasch vorüber ins Gebüsch. Ein Mann der Bedeckung rief sein «Qui vive!» legte das Gewehr an und schoß der Gestalt nach. Der Schuß hallte durch den Wald, der Pulverdampf verhüllte den letzten Schimmer Dessen, was man gesehen hatte; es war Wilhelm, als ob ein leiser schmerzlicher Laut durch die Stille drang, — doch Alles war verschwunden, und der Offizier commandirte: „Vorwärts! Was geht das uns an!"

Ein Schauer drang in Wilhelm's Brust. War es eine dunkle, ängstliche Ahnung, die ihn berührte? —

Wer hätte ihm denn sagen können, daß es Elsbeth war, die irr und scheu hier wie ein aufgejagtes Reh durch Nacht und Wald flüchtete?

Fünftes Capitel.

Sie hatten das Dorf erreicht, wo sie ins große Depot der Gefangenen abgeliefert werden sollten. Hier sah es lebendig aus; rings auf den Feldern wurde bivouacquirt; die Feuer leuchteten über die Flur. Es mußte eine bedeutende Anzahl Truppen hier versammelt sein. Selbst der Offizier verwunderte sich und stutzte einen Augenblick, ob vielleicht, wie das Kriegsglück wandelbar ist, der Feind die Stellung genommen habe. Doch er hörte einen französischen Kriegsmarsch blasen und französische Lieder singen. So konnte er nicht mehr zweifeln; dennoch näherte er sich vorsichtig. Da rief eine Vedette ihn französisch an, — nun war Alles sicher. Er fragte: „Woher diese Truppenmassen hier?“

„O mein Lieutenant“, erwiderte der Chasseur, der den äußersten Vorposten hatte, „Sie wissen noch nicht, daß wir eine große Schlacht gewonnen haben? Bei Auerstädt! Sechszig Kanonen, achttausend Gefangene! Es lebe der Kaiser!“

Die wenigen Soldaten der Bedeckung, wie elektrisirt von der Nachricht und dem Ruf, stimmten mit ein: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!“ — Der Offizier marschirte mit seinem Trupp den Hügel herunter, meldete

sich und erhielt die Anweisung, seine Leute ins Dorf nach der Kirche zu führen. Hier waren schon eine Menge Gefangener gelagert, die Offiziere in der Kirche selbst eingesperrt, die andern auf dem mit einer ansehnlichen Mauer umschlossenen Kirchhofe. — Dort, ohne Feuer, ohne Stroh, durchnäßt, ohne Labsal von Speise und Trank, nach dem langen, erschöpfenden Tage, sollten die Unglücklichen die Nacht zubringen! Sie mußten auf Gräbern lagern, — die Meisten beneideten die unter den Grabhügeln sanft und schmerzlos Ruhenden. Da der Trupp ein mal abgeliefert war, zog sich die Bedeckung zurück, und andere Wächter mit scharf geladenen Gewehren umstanden die Kirchhofsmauer, um Jeden, der die Flucht wagen sollte, niederzuschießen.

Wilhelm's Wunden brannten, ein heftiges Wundfieber schüttelte ihn; sein Bett war ein nasser Leichenstein. Er brachte die Nacht in Frostschauer und Fieberphantasien, zu seinem Glück halb bewußtlos hin. — Doch der Morgen fand ihn so matt, daß er sich vergeblich zu erheben strebte. Zwei seiner Gefährten richteten ihn empor, doch er sank wieder zusammen, — sie mußten ihn liegen lassen. Die Verzweiflung der äußern Abspannung und Ermüdung hatte ihn ergriffen; mochte nun über ihn ergehen, was da wollte; der Tod war der einzige Erlöser, auf den er hoffte. So blieb er denn auf seinem Grabsteine liegen und wartete, daß der Augenblick kommen solle, wo der Stein ihm als Decke gezieme. Selbst bei den Fuß- und Kolbenstößen der Gendarmen regte er sich nicht mehr; nur ein banges Stöhnen preßten sie ihm aus. Die Flüche der Erbitterten schlugen ungehört an sein Ohr. — Der Kirchhof war endlich geräumt, nur die am schwersten Verwundeten hatte man liegen lassen. Einige Stunden später erschien ein

Arzt mit Tragbahren; er hatte den Auftrag, die noch Lebenden in das Lazareth, das in einer Scheune aufgeschlagen war, zu bringen. Dorthin wurde auch Wilhelm geschafft, allein er blieb bewußtlos. Gott hüllte ihn gnädig ein in dunkeln, betäubenden Schlaf. So sah und empfand er nicht das Elend, das um ihn her vorging, das ihn selbst traf.

Als er zum ersten mal wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich auf einem guten Lager, in einem großen Gemach; viele Kranke waren ringsumher gebettet. Die Sonne schien freundlich durch die Fenster; ein herbstlich bunter Zweig bewegte sich vom Luftzuge vor demselben, der Himmel lächelte blau hinter den Scheiben. Ein selig schmerzliches Gefühl drang in Wilhelm's Brust; es war ihm, als sei der Tag der Begnadigung gekommen, nach schwer furchtbarer Strafe. Da trat eine weibliche Gestalt mit freundlichem Blick an sein Lager und fragte ihn: „Nun, geht es Euch besser?“

Der Klang dieser Stimme drang, wie der Trost eines Gottesengels, in sein Herz. Er sah mit zweifelndem Blick, ob er wache oder träume, zu ihr hinauf. Es war eine ältere Frau, die vor ihm stand, mit sehr sanften Zügen und tröstender Milde in Blick und Wort.

„Ach, sagt mir nur, wo bin ich?“ fragte er.

„Zu Erfurt; im Hospital; unter den verwundeten Preußen!“ antwortete die gütige Frau; und da sie sein fortdauerndes Staunen sah und begriff, setzte sie hinzu: „Einige Frauen der Stadt haben sich der Pflege ihrer Landsleute angenommen; zu denen gehöre auch ich.“ Wilhelm's Dank lag in seinen Augen. Er fühlte, was ein menschliches Herz dem andern sein kann in der Stunde des schweren Leidens. Sein Körper war schon halb genesen; zwar empfand er noch tiefe Mattigkeit, doch nur geringe Schmerzen, und das Fieber

schlich eben nur so hin, durch die kraftlosen Glieder. Aber seine Seele war voll Gram; denn jetzt lag das Bewußtsein der Vergangenheit und Zukunft wieder vor ihm und drückte ihn mit eherner Last zusammen. Da entsann er sich, daß Andreas in Erfurt einen Vetter habe, einen Tischler, Steinbach mit Namen, der auch einige mal zum Besuch in Friedensbrunn gewesen war und bei dem Andreas öfters wiederum gastlich einzusprechen pflegte. Die Hoffnung leuchtete in ihm auf, daß er sich mit Elsbeth hierher geflüchtet haben könne. Er fragte daher: „Ach, meine gütige Dame, wenn ich denn in Erfurt bin, wäre es möglich, daß ich einen Tischlermeister Steinbach sprechen könnte? Vielleicht hängt mein ganzes Glück daran!"

„Das wird ganz leicht sein, lieber Freund", erwiderte die Pflegerin, „der Meister ist soeben unten beschäftigt, neue Bettgestelle aufzuschlagen. Ich will ihn gleich heraufrufen; der Offizier der Wache wird es wol erlauben!"

Wilhelm's Herz schlug in angstvoller Spannung. — Der Meister kam. — Wilhelm fragte nach Andreas, nach Elsbeth, ob er nichts von Beiden wisse! — Der alte Mann schüttelte voll Sorge das Haupt.

„Da wird nicht viel zu hoffen sein", antwortete er; „Ihr wißt doch, ganz Friedensbrunn ist niedergebrannt, kein Gehöft stehen geblieben; viele von den Bauern sind gefangen, andere auf der Flucht umgekommen. Sie sind zerstreut nach allen Seiten. Vom alten Andreas weiß kein Mensch, er könnte ja nirgends besser aufgehoben sein als hier bei mir, doch er ist nicht gekommen! Ich sprach den Müller vom Oberteich und den Büdner Kaiserlink — sie wußten nichts von ihm, als daß er geflüchtet war. Das arme Friedensbrunn! Dem ist es am schlimmsten ergangen, weil der Aufstand in der Kirche gepredigt worden ist; den Pfarrer ha-

ben sie erschießen wollen, aber Gott hat es dem alten Manne erspart und ihn noch früher abgefodert."

Wilhelm lauschte mit stummem Grauen.

„Spracht ihr Keinen, der auf der Försterei vom Spiegelberg gewesen wäre?" fragte er nach einigen Augenblicken.

„Die ist auch niedergebrannt, Alles dem Erdboden gleich gemacht, es hatte sich ein Trupp Preußen dahin geflüchtet, mit einem verwundeten General. Die Franzosen kamen nach, und da die Preußen sich vertheidigten, wurde Alles in Brand gesteckt!"

„Ich bin der Förster vom Spiegelberge" sprach Wilhelm matt, und sank leichenblaß auf sein Lager zurück. — Die sanfte Pflegerin weinte bitterlich hinter ihrem Tuch; auch dem alten Steinbach liefen die Thränen über das braune, männliche Gesicht. „Ja, der Krieg haust fürchterlich", sprach er, „und der Franzose hat nun Alles! Er wird bald in Berlin sein! Gott helfe uns! Wenn ich etwas höre, will ich Euch Nachricht bringen — jetzt laßt mich nur an die Arbeit! Schaffen und beten muß man doppelt in so schwerer Zeit; das Andere mag Gott der Herr versorgen." Er ging.

Wilhelm versank in dumpfes Brüten des Schmerzes. Jetzt glaubte er zu wissen, was Andreas' leerer Wagen zu bedeuten hatte; ihm blieb kein Zweifel — sie waren verloren! Nur wie, das wußte er freilich nicht! Und Alles, Alles, was er besaß, worauf er seine Lebenshoffnung gründete, war dahin! Haus und Hof niedergebrannt — wo schon sein Großvater Förster gewesen! — Er wünschte nun nichts, als auch zu sterben, und still legte er sich zurück, und bat Gott um den Tod!

Doch der Himmel sandte ihm Pflege und Genesung. Seine Wunden heilten, das Fieber verließ ihn, die Kräfte

kehrten zurück, nur der Muth und die Hoffnung des Lebens blieben aus. Seine Pflegerin, der er sein ganzes Unglück vertraut hatte, nahm den schmerzlichsten, tiefsten Antheil. Besonders, da sie seine fürchterliche Zukunft kannte. Er wurde hergestellt, um einem langsamen Tode in Elend und Ketten übergeben zu werden! Denn, so menschenfreundlich sich der Oberchirurg des Lazareths zeigte, so viel der französische Befehlshaber den Bitten der weinenden, edeln Frau bewilligt hatte, Wilhelm's Name war nicht von der Liste Derjenigen zu streichen, die als im Aufstande ergriffen, nicht für Kriegsgefangene geachtet, sondern als Verbrecher behandelt wurden. Man verbarg ihm sein Loos, — doch er ahnte es, allein in seiner dumpfen Schmerzbetäubung fühlte er die Schrecken desselben nicht. Endlich kam der Tag! Er wurde für genesen erklärt; er mußte das Lazareth verlassen, und aus der Hand der heilenden Erbarmung, die ihn gepflegt, in die erbarmungslose Grausamkeit übergehen. Das Letzte, was die vaterländische Treue an ihm zu thun vermochte, war eine Ausstattung mit Kleidung, Wäsche, Geld!

Eines Morgens, vor Tagesanbruch, tönte die Trommel. Ein Gendarm holte ihn hinab in den Hof des Gebäudes. Hier standen etwa funfzig Schicksalsgenossen. Er kannte Keinen! Sie wurden in Reih' und Glied geordnet; Jedem legte man einen Eisenring um den Hals; je Sechs und Sechs waren durch eine Kette verbunden; das ist die Weise, wie die Heerde der Galeerenzüchtlinge getrieben wird! — Die Trommel zum Aufbruch ertönte. Schmach und Elend drückten wie Bergeslasten auf Wilhelm's Brust; in stumpfer Besinnungslosigkeit schwankte er dahin, durch die noch dunkeln Gassen der Stadt, durch das düstere Thor. Die alte Cyriaksburg schaute finster auf die gewundene lange Bergstraße

hinab, die die Gefesselten hinankeuchten; denn die Schergen ritten daneben im scharfen Schritt, pfiffen ein: „ç'a ira!" und trieben die „trägen Deutschen" erbarmungslos vorwärts.

Als sie auf die Höhe des Berges kamen, sauste ihnen der Novemberwind rauh entgegen; hinter den heimatlichen Hügeln lag eine düsterrothe Morgendämmerung, wie von einem verglommenen Brande. Alles kahl und öde, die Freude an der Welt schien abgestorben. Es begann zu schneien. Die Raben flogen krächzend unter dem graulichen Himmel. Der Zug blieb stumm, wie ein Leichenzug! Wilhelm schauerte zusammen. Er erhob das Auge gen Himmel; da drang ein Strahl des Trostes in sein frommes Herz. „Nein", dachte er, „so elend lässest du guter Vater droben deine Menschen nicht werden, ohne Vergeltung! Es wird der Tag kommen, wo ich deine Wege erkenne und segne! Wenn auch erst jenseits!"

Und so gestärkt durch seinen christlichen Glauben, ging er getrost vorwärts, entschlossen, die Zukunft männlich zu tragen!

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel.

Es war in der Mitte des December. Seit zwei Monaten hatte die französische Armee Moskau verlassen; ihre Trümmer schleppten sich durch die Schneewüsten und die öden Fichtenwälder Rußlands. Abgezehrte Schreckensgestalten, geschwärzt von Rauch und Pulverdampf, mit langem struppigem Haar und Bart, hohlen entzündeten Augen, verstümmelten Gliedern, wankten in unregelmäßigen Haufen durch die Eisfelder. Wo ein gefallenes, abgemagertes Pferd am Wege lag, stürzten sie wie eine Schar hungernder Raben darüber her und verschlangen mit Gier die ekle Speise. Der General kämpfte mit dem Tambour um den Vorrang bei dieser Mahlzeit; für ein Pfund Gold war keine Unze Brot oder Fleisch zu kaufen! Das Leben war zur äußersten Qual geworden, und doch galt jeder Augenblick der Fristung desselben den äußersten Preis! Um die Marter einen Tag länger zu dulden, ertrug man das Entsetzlichste, beging das Gräßlichste. Als handle es sich hier um die Genüsse der höchsten Seligkeit, rang der Mensch dem Menschen die elende Beute ab und zertrat alle heiligen Gesetze der Liebe in dieser furchtbaren Raserei der Lebensgier!

Ein neues unerhörtes Gesetz des Denkens und Empfindens ging aus den verwesenden Ueberresten dieses Riesenkörpers hervor, alle Berechnung irrte, jede Erwartung und Hoffnung täuschte. Der Bruder fiel den Bruder an, wie ein Raubthier; die grausenvolle Lehre that sich auf, daß gräßliche Unmenschlichkeit nicht die seltene, schaudernde Verirrung einzelner Misgeburten der Menschheit ist, sondern daß sie Allen inwohnt, als gemeinsamer Bestandtheil der Verworfenheit, und daß nur die edelsten, die größten Herzen sich losringen von dieser Stufe der Verdammung!

Selbst der heilige Gott der Soldaten, der Gott des Gehorsams, der Ehrfurcht vor dem Führer, war gestürzt, und der Wahnsinn umtanzte das niedrigste Götzenbild der Freiheit, die letzte, äußerste Verirrung in das Grenzgebiet der Willkür, die der Verhöhnung des eisernen Kriegsgesetzes. Doch ohne Gesetz zerstäubt die Welt in Atome, irgend eins herrscht selbst in der völligsten Auflösung, und hier waltete das strengste, das unerbittliche der Noth!

Ein Offizier, dem noch ein warmer Pelz den Leib, und Pelzstiefeln die Füße bedeckten, ging mit einigen, gegen die übrigen Soldaten gleichfalls noch wohlgekleideten, auf einem einsamen Waldwege im tiefsten Dickicht durch den Schnee. Er trug eine Büchse, auch seine Leute waren noch bewaffnet. Ein Beweis, daß sie die Hoffnung der Rettung noch nicht gänzlich aufgegeben hatten. Ihr Weg führte zwischen erstarrten Leichnamen hindurch, die auf beiden Seiten lagen. Alle waren bis auf wenige Lumpen entkleidet, denn was irgend noch brauchbar an ihrer Bedeckung gewesen war, hatten die nächsten Kameraden ihnen geraubt, noch ehe die Kälte sie vollends getödtet hatte. Helme und Harnische und abgenagte Pferdegerippe sah man vielfach liegen, ein Zeichen, daß hier ein Kürassierregiment den Rückzug gehalten

hatte. Da saß ein Mann am Wege, der noch lebte; er hatte sich an den Wurzeln eines Baumes zusammengekauert; Kopf und Füße waren mit Tüchern dicht umwickelt, ein Mantel umhüllte ihn. So war er gegen die Kälte noch geschützt, doch schienen ihn Erschöpfung und Hunger niedergeworfen zu haben. Flehend erhob er die Hand und bat in französischer Sprache: „Habt Erbarmen — ich habe Viele gerettet — rettet mich, — gebt mir einen Bissen zu essen!“

Der Offizier war einer der Wenigen, die das Elend nicht entmenscht hatte. Er besaß noch Brot und Branntwein; äußerst wenig, denn er und seine Kameraden theilten Alles, doch konnte er sich nicht entschließen, fühllos vorüberzugehen bei dem Flehen des Verschmachtenden. Er wandte sich zu ihm, und beugte sich zu ihm herab, um ihn aufzurichten, — da rief es ihn plötzlich mit vaterländischem Laute an: „Wilhelm!“ — und ebenso schnell erkannte auch er an Stimme und Zügen den einst so hülfreichen Freund in der Noth „Feldheim!“

Er hing in seinen Armen. Welch ein Segen, in solcher Stunde einen Freund zu finden, und ein dankbares Herz, das sich ähnlicher Wohlthat erinnert. Wilhelm reichte ihm Brot und tränkte es in Branntwein; das wärmte und stärkte den Ermatteten; nur der Hunger hatte ihn so bis zum Aeußersten entkräftet. Nach kurzer Zeit war er im Stande, weiter zu gehen. Es war hohe Zeit, denn sonst hätte ihn der Tod ereilt, da die grimmige Kälte von vierundzwanzig Graden alles Lebende wie ein unsichtbarer Würgengel tödtend umschnürte. Nur fortdauernde Flucht, nämlich ununterbrochene Bewegung, vermochte zu retten. Wilhelm und Feldheim hatten natürlich zuerst die Fragen nach ihrem gegenseitigen Schicksal auf dem Herzen, doch die Luft, voll

spitziger Eispfeile, verbot das Sprechen, und so begnügten sie sich mit der Auskunft, daß Feldheim als Oberwundarzt mit einem Kürassierregimente nach Rußland gekommen war, Wilhelm schon seit sechs Jahren in den Heeren des Kaisers diente, bei einem sächsischen Cavalerieregiment stand, zum Offizier befördert war und das Band der Ehrenlegion trug. Er und die fünf Kameraden, die mit ihm zogen, waren die einzigen noch übrigen von der ganzen Schwadron. Sie hatten sich untereinander die treueste gegenseitige Hülfe geschworen; durch diesen edeln Vorsatz, das Band der heiligen Menschenpflicht nicht aufzulösen, war Allen Vortheil erwachsen, und deshalb fanden sie sich noch in besserm Zustande als beiweitem die meisten andern Soldaten. — Sie hatten jetzt einen Seitenweg einzuschlagen, der sie von der Hauptstraße des Heeres entfernte. Solange der Kaiser sich bei demselben befunden hatte, waren sie auch dort geblieben und hatten bis auf den letzten Hauch der Kraft tapfer gefochten. Von dem Augenblick an jedoch, wo der Kaiser das Heer verließ, griff die Auflösung so um sich, daß Jeder für sein eigenes Heil sorgen mußte. Sie hatten sich daher von Wilna ab mit einem Zweige des Heeres südlich gewandt, um durch Polen Sachsen zu erreichen.

— — Die Nacht nahte heran; die kleine Schar der Wandernden wollte schon im Walde bivouakiren, doch Wilhelm hatte, als ein kundiger Forstmann, bemerkt, daß der Wald unverkennbare Spuren der Bearbeitung trug, und muthmaßte daher ein Haus oder einen Ort in der Nähe. Bei einer Lichtung hatte er von einer kleinen Anhöhe einen entfernten Rauch aufsteigen sehen, der ihm nicht von einem Wachtfeuer herzurühren schien, da diese erstlich am Tage nicht angezündet zu werden pflegten, und zweitens auch der Zug des Dampfes zu regelmäßig für den einer ungleich

unterhaltenen Bivouacsflamme war. Er suchte daher den Wald nach der festgehaltenen Richtung zu schneiden. Wirklich ward er auffallend lichter, und schon sah man die blutige Abendröthe zwischen den Bäumen schimmern. Noch bevor sie verglimmte, war das Freie erreicht, und ein reiner Schneehügelsaum umgrenzte den Horizont. Hinter diesem zog jener leichte Rauch. Mit letzter Anstrengung gingen die Wandernden darauf zu, und als sie den Rand der Anhöhen erreicht hatten, sahen sie, zwischen denselben versteckt, ein Gehöft, dessen Schlot dampfte. — Wären Wilhelm und die Seinigen nicht noch bewaffnet gewesen, es würde bedenklich für sie geworden sein, sich dem Gebäude in so geringer Anzahl zu nähern. So durften sie es wagen. Wilhelm ging voran. Zwei starke Wolfshunde sprangen plötzlich aus dem Thor des Hauses, schlugen laut bellend an und stürzten auf die Kommenden zu. Wilhelm wußte sich sogleich durch einige Weidmannshandgriffe der Thiere Meister zu machen nnd sie zu beruhigen. Sie wurden vertraulich und sprangen bald wedelnd und schmeichelnd an den Gästen hinauf, statt sie zu packen. So traten sie in den Hof; zwei bewaffnete Männer stürzten aus dem Hause, mit Zeichen, halb des Schreckens, halb des Zorns. Wilhelm zeigte ihnen in der einen Hand einen gefüllten Beutel, in der andern hielt er seine Büchse drohend empor und deutete auf seine gleichfalls bewaffneten Gefährten. Er hatte etwas Polnisch gelernt und rief ihnen zu: „Wir kommen als Freunde! Gebt uns Obdach!“

Theils Mitleid, theils Hoffnung auf Gewinn vollendeten die Unterhandlung schnell, und bald saßen die fast erstarrten Fremdlinge in einer wohlgeheizten großen Stube, in der Nähe des Ofens, und vor ihnen dampfte das russische Lieblingsgericht, eine Schüssel warmer, mit Honig gewürzter Biersuppe.

Nun erst entspann sich ein trauliches, das Herz nach der langen Entbehrung stärkendes Gespräch. Wilhelm erzählte in wenigen Worten seine Laufbahn: „Ich wurde als Gefangener nach Frankreich abgeführt. Wir kamen durch Fulda. Hier mußten wir in einer Kirche übernachten; doch statt uns am andern Morgen weiter zu führen, ließ man uns eingesperrt, verabreichte uns aber nichts. Wir hungerten und dürsteten sehr, jede Art des Bedürfnisses quälte uns. Doch erst zu Mittag erschien ein Offizier und kündigte uns an, daß wir Alle lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt wären; indeß wollte man für Diejenigen Verzeihung erwirken, die sogleich Dienste nehmen würden. Die Meisten thaten es. Eine kleine Anzahl aber glaubte, es würde wol nur eine Drohung sein, es müsse bald Friede werden, man würde uns auswechseln; wir mochten auch nicht beim Feinde dienen, soviel Deutsche auch im Heere waren, und so sagten wir Nein. Zwei Tage ließ man uns jetzt in der Kirche, ohne Nahrung, — es war furchtbar grausam! Doch ein frommer Mönch in Fulda vereitelte das Bemühen, uns durch Qual zu gewinnen. Durch ein heimliches Pförtchen in der Sacristei schlich er des Nachts zu uns, brachte uns Brot, Fleisch und Wein, und sprach uns tröstlich zu. Am dritten Tage mußten wir dann weiter. Nun ging aber das Elend an! Sie schleppten uns mitten im Winter, auf tief kothigen oder scharf gefrorenen Wegen, wie das Wetter es mit sich brachte, durch ganz Frankreich, von Zuchthaus zu Zuchthaus; denn allemal die Stadtgefängnisse wurden unser elendes Nachtquartier. Unser Schuhwerk zerriß, unsere Füße bluteten; Viele bekamen das Fieber — sie mußten dennoch vorwärts, bis sie für todt umsanken. Unsere Kost war elend, meist nur Wasser und Brot, selten eine warme Suppe!"

„Skeletten ähnlich kamen wir nach Toulon und wurden

in die Bagnos gesperrt. Dort erging es uns freilich traurig; doch mir nur, weil der innere Gram mir das Herz brach. Am Heimweh krankte ich, die harte Kost und Arbeit wurde mir leicht. Da brach der spanische Krieg aus; der Kaiser verlangte Leute. Jetzt dachte ich: wenn ganze Völker, damit ihre Fürsten nur den Thron behalten, für seine Sache kämpfen, wer will dann dem Einzelnen ein Verbrechen daraus machen, wenn er der Uebermacht weicht? — Die ganze Welt war ja auch so durcheinander gerüttelt, daß Keiner mehr wußte, wo Freund und Feind aufhörte! So wurde ich denn Soldat; und da ich's einmal war, wollte ich's mit Ehren sein. Ich focht in Spanien, dann in Oestreich, und wieder in Spanien, und jetzt hier! Ich dachte stets auf unsern Zügen der Heimat nahe zu kommen. Ich habe auch von vielen Orten her um Nachricht geschrieben, doch nirgendhin Antwort erhalten; hier in Rußland erst, wo ich zu dem sächsischen Cavalerieregiment kam, hörte ich von einem Landsmann, daß die abgebrannten Dörfer bei uns ganz anders aufgebaut sind, weil sie die Felder anders getheilt haben, daß man von meinem Schwiegervater Andreas nichts weiter gehört hat, daß — Alles für mich verloren war! Siehst du, Feldheim, da erst wurde ich verwegen als Soldat. Ich hatte nichts mehr zu wagen, denn ich fürchtete den Tod nicht. Bei Mosaisk war ich mit der Erste in der fürchterlichen russischen Redoute. Da wurde ich vom Kaiser selbst zum Offizier ernannt. Nun ist auch sein Stern erloschen, und das Herz nach der Heimat ist mir erwacht. Darum habe ich alle Kräfte zusammengerafft, um sie wohlbehalten zu erreichen; ich denke, es wird doch nun anders werden in der Welt; wir werden Frieden haben, und — es ist ja seitdem hohes Gras über die Gräber gewachsen — vielleicht, daß ich mir doch noch ein mal einen eigenen Herd

gründe, und ruhigere Tage sehe nach so vielen Jahren der schweren Stürme und Kämpfe. Sie sind überwunden, ich bin ihrer herzlich satt, aber weggeben möchte ich sie doch nicht, um keinen Preis der Welt!“

„Ja“, rief Feldheim, der sich wieder völlig erholt hatte, „auch ich bin weit herumgejagt worden durch den Krieg. Ich war auch in Spanien, auch bei Wagram. Wunder, daß wir uns nirgend getroffen haben. Auch ich habe viel erfahren! Gräßliches! Doch das Gräßlichste freilich hier in Rußland! Mich schaudert's, wenn ich daran denke! Erst gestern Abend erlebte ich eine Begebenheit, vor der mir die Haut schauert. Wir haben bei dem Regiment einige rohe Gesellen, die sich mit jedem Verbrechen besudelt haben. Zwei von ihnen hat Gott furchtbar gestraft. Da sie durch Raub und Mord eine unermeßliche Beute zusammengebracht hatten, waren ihre Pferde zuerst gestürzt. Sie ließen aber doch nicht von dem Golde, und schleppten die schwere Last mit. Jetzt fehlten aber alle Lebensmittel. Einige Kameraden hatten noch etwas. Da boten sie einen Haufen Gold, um einen Bissen Brot; doch Keiner wollte ihnen etwas geben. Da saßen sie gestern Abend mit einem ihres Gelichters, Namens Brassier, am Feuer; dieser hatte noch Brot. Sie boten ihm zuletzt all ihr Gold; sie flehten heulend um einen Bissen Brot. Doch er lachte sie grinsend aus und sagte: «Daß ich verrückt wäre! Morgen früh beerbe ich euch doch!» — Jetzt wurden sie wüthend. Beide fielen über ihn her, packten ihn und wollten ihn ins Feuer werfen. Er aber war der Stärkere, da er noch gute Nahrung gehabt hatte; er erwehrte sich ihrer mit Glück, und die Beiden taumelten schon halb wahnsinnig nacheinander in die Flammen. Jetzt erhoben sie ein grauenvolles Gebrüll und der Mörder ein noch schrecklicheres Hohngelächter. Ich lag als der Vierte

am Feuer — das Entsetzen machte mich erstarren! An Rettung war auch nicht zu denken, denn die Lumpen, worin die Unglücklichen gehüllt waren, standen sogleich in vollen Flammen. Noch ein mal rissen sie sich auf und taumelten in gräßlich zuckenden Sprüngen umher, wie zwei in Dampf und Feuer gehüllte Dämonen. Kreischen, Winseln und Fluchen erscholl durcheinander; dann stürzten sie in den Schnee und brüllten wie Stiere vor entsetzlichem Schmerz. Der Dritte aber raffte ihre Ranzen, ein paar grobe Beutel, die sie an Stricken über die Schultern getragen hatten, auf, und plünderte sie. Nur das Gold nahm er heraus, das Silber ließ er verächtlich liegen. Dreißig Schritte von uns brannten andere Feuer, um welche Mannschaft lagerte; doch Keiner kümmerte sich um Das, was bei uns geschah; Einige starrten wol mit hohlen Augen darauf hin, doch im Halbschlaf wandten sie sich bald wieder herum. Nur Brassier, den das Schmerzgeheul der Elenden störte, stand auf, nahm seinen Karabiner, denn er hatte sich bewaffnet gehalten, schoß dem Einen in den Schädel, und zerschlug ihn dem Andern mit dem Kolben! Und das war noch eine Handlung der Menschlichkeit, weil sie sonst in wahren Höllenqualen langsam verkommen wären. Darauf hüllte er sich in seinen russischen Bauernpelz und schlief nach wenigen Minuten fest. Auch ich schlief ein, doch das grausenvolle Bild wich nicht aus meinem Gehirn. Ich lag wie im Fieber, bis mich eine dumpfe Betäubung überfiel. Als ich erwachte, war Alles öde und todtenstill um mich. Der Tag dämmerte; die Morgenröthe funkelte rothglühend durch die Fichtenzweige. Es lagen Viele um mich her, doch es waren Erstarrte. Ein großer Kirchhof voll unbestatteter Leichen! Da fiel mein Blick auch auf die beiden Verbrannten. Sie sahen gräßlich aus, halb verkohlt, halb blutig, die Schädel zerschmettert,

furchtbare Verzerrung im Angesicht, im Eise eingefroren; denn der von der Flamme geschmolzene Schnee war längst wieder erstarrt. Die Sonne ging auf und warf scharfe Strahlen gerade auf die Leichname. Es dünkte mich, als sagte sie: «So vielen eurer Verbrechen habe ich zugeschaut, jetzt sehe ich euern Lohn!» Am Halse des Einen, an der Brust des Andern glänzte Etwas unter den verkohlten Lumpen; es war eine goldene Kette und eine Busennadel. Ich nahm Beides zur Erinnerung mit; ich hätte es freilich nicht nöthig gehabt, denn in meinem hundertsten Jahre werde ich das nicht vergessen. Doch es war mir, als müsse ich ein Andenken daran aufbewahren. — Sieh, das ist die Kette und die Nadel!"

„Heiliger Gott!" rief Wilhelm aus, als er Beides sah, „das ist die Nadel, die ich meiner Braut geschenkt, und das ist die Kette, die sie am Hochzeitstage trug!"

Heiße Thränen, durch die Gewalt der Erinnerung und die Muthmaßungen über Elsbeth's Schicksal erpreßt, stürzten aus Wilhelm's Augen. Er küßte die Nadel, er küßte die Kette, er war wie außer sich.

Feldheim kannte den nähern Zusammenhang dieser Erscheinung nicht, denn er wußte nichts von den Umständen an Wilhelm's Hochzeitstag, da er ihn damals nur in flüchtiger Begegniß eines Augenblicks gesprochen. Es dauerte lange, bevor Wilhelm Ruhe gewonnen, ihm Alles zu erzählen. Nun blieben ihm wenig Zweifel über Elsbeth's Loos. Denn das Kürassierregiment, mit dem Feldheim jetzt aus Rußland zurückkehrte, das zweiundzwanzigste, war dasselbe, welches damals an dem Gefecht bei Wiesenberg Theil nahm. Feldheim war schon zu jener Zeit Feldchirurg bei demselben. In diese schrecklichen Hände war Elsbeth offenbar gefallen —

was konnte ihr Loos gewesen sein! Wilhelm verhüllte sich das Angesicht, und weinte bitterlich! — —

Feldheim erinnerte sich zwar einiger Umstände, die ihm damals aufgefallen waren. Er entsann sich, daß einer der beiden Verbrannten bald darauf infolge einer schweren Verwundung einige Zeit im Lazareth gelegen und dabei bittere Reue gezeigt, von der Strafe Gottes für eine große Frevelthat gesprochen, und sich wirklich zu einem bessern Lebenswandel entschlossen hätte; eine Sinnesänderung, die er aber, nachdem er wieder hergestellt war, schnell genug wieder vergaß. Auch war es Feldheim dunkel im Gedächtniß geblieben, als habe dieser Soldat in seinen Fieberphantasien öfters von einem strafenden Blitzstrahl des Himmels gesprochen, und überhaupt Aeußerungen gethan, die auf ein schauerliches Erlebniß schließen lassen mußten. Doch waren diese Erinnerungen ihm selbst theils zu unbestimmt, theils besorgte er durch Aeußerungen darüber nur Wilhelm's Schmerz noch zu vermehren; er schwieg daher lieber ganz davon, und zeigte ihm nur seine Theilnahme an dem traurigen Lebensgeschick.

Indeß war trotz der geistigen Aufregung die körperliche Abspannung Aller doch zu groß, als daß sie nicht in tiefen Schlaf hätten versinken sollen; die Gefährten hatten sich schon gelagert. Auch Wilhelm und Feldheim legten sich zu ihnen, und sie hofften auf einen guten erquickenden Schlaf, ohne die schreckliche Befürchtung, daß wenn die rettende Glut des Feuers erlöschen sollte, sogleich die lauernde Kälte sie mit tödtendem Eishauch hinraffen werde. Nur gegen einen möglichen Ueberfall durch die Bewohner des Hauses, denen nie ganz zu trauen war, wie freundlich sie sich auch gegen Empfang einiger Goldstücke gezeigt hatten, hatte Wilhelm einige Vorkehrungen getroffen.

Indeß verstrich die Nacht vollkommen ruhig, und erst der lichte Morgen weckte die Schläfer, die sich nach einer solchen Rast und einer solchen Erquickung wie neugeboren fühlten. Das Elend der Vergangenheit war ihnen wie ein Traum. Nur die dichte Eisdecke auf den Fenstern, und, als sie eine Oeffnung gehaucht hatten, die scharfkalte Luft draußen, in der die Morgenröthe wie ein leiser Duft schwebte, zeigte ihnen, daß noch dieselben Schrecken der Natur auf sie lauerten. Gern wären sie in diesem Aufenthalt geblieben; doch sie waren der Vorhut angeschlossen gewesen; heute mußten die größern Massen eintreffen, und mit ihnen Raub und Plünderung, und vielleicht zu gleicher Zeit die russischen Verfolger.

Durch eine mühsam geführte Unterredung mit seinen Wirthen erfuhr Wilhelm, daß das Haus über eine Meile von der Straße entfernt lag, und daß man, da alle Bäche und Flüsse festgefroren waren, auf einem viel nähern Wege die polnische Grenze, die nur noch zwei Tagemärsche entfernt war, erreichen konnte. Diesen Weg beschlossen die treu Vereinigten einzuschlagen. Wilhelm hatte sich von Feldheim die Kette und Busennadel erbeten, und Beides vorsichtig in ein ganz unscheinbares Stück Tuch eingenäht, daß er sich, der bessern Erwärmung der Füße wegen, über den Schuhen, die er trug, um die Knöchel gebunden hatte. So durfte er diese kostbaren Pfänder wohl für so gesichert halten, als irgend Etwas auf diesem Zuge es sein konnte. Getrost und in der süßen Hoffnung, binnen zwei Tagen ein Gebiet zu erreichen, wo sie wenigstens bei den Nachtlagern Sicherheit fanden, und nicht mehr besorgt sein durften, sich selbst überliefert zu haben, traten sie denn ihren Weg an.

Doch wen ein mal das Schicksal mit Erbitterung verfolgt, den gibt es so leicht nicht auf! Der erste Tag war

glücklich durchwandert; sie hatten auf dem ganzen Zuge keines Menschen Antlitz erblickt; nur durch einige verlassene Ortschaften waren sie gekommen, und in der Ferne vor ihnen lag eine ähnliche, die ihnen wenigstens ein Obdach für die Nacht versprach. Sie erreichten sie wohlbehalten; eine kurze Durchsuchung überzeugte sie, daß sie öde war, wie die übrigen. In einer Lehmhütte schlugen sie ihr Nachtlager auf; in dem großen Ofen zündeten sie ein Feuer an, das ihnen sichere Wärme bis den andern Morgen gewährte, indem sie es in abwechselnden Wachtstunden unterhielten.

Es war gegen Morgen, doch noch finster. Wilhelm hatte die Wache. Er hatte eben noch zwei mächtige Holzscheite in den Ofen geschoben, um die Flamme neu anzufachen, da die Wärme im Zimmer doch schon wieder empfindlich abgenommen hatte, wegen der ingrimmigen Kälte draußen. Der düstere, zuckende Schein der Flamme warf sein ungewisses Licht durch die Hütte; es war die einzige Erleuchtung, die die Flüchtigen hatten. Die Schläfer, ihrer Sieben, lagen wie Todte; kaum ein Athemzug war hörbar. Wilhelm allein, der Feldheim eben abgelöst hatte, war wach, und ging auf und nieder, um sich munter zu erhalten. Die tiefste Stille herrschte ringsum; es war ihm zu Muth, als sei er auf einer Eisküste Grönlands oder Spitzbergens ganz einsam, die Welt um ihn her erstarrt und erstorben. Sein Leben ging in wechselnden Bildern an ihm vorüber. „Ach", dachte er, „was ist der Mensch mit seinen Sorgen um sein Geschick! Wie sah ich das Leben vor mir! Ich liebte mein Geschäft, ich wohnte gern im tiefen, grünen Walde, wo ich von Jugend auf gelebt, ich sah ein wohnliches Haus, reichlich eingerichtet, ich sah einen ländlichen Hof und Garten um mich her; ein friedlich stilles Besitzthum; — so, dachte ich, wird es deinem Leben beschieden sein! Meine Elsbeth hatte

den Ring mit mir gewechselt, ich hoffte sie noch desselben Abends einzuführen in den Hafen dieses Glücks — und wir Beide haben ihn nicht erreicht! Welche Stürme verschlugen mich, — und wer weiß, was ihr bereitet war. Mir ist, seit ich Feldheim gesprochen, als stände ich dicht vor der Pforte ihres Schicksals, der Schlüssel, sie zu öffnen, schwebt mir vor Augen, ich fasse danach, und er verschwindet wie ein neckender Spuk! — Ach es ist vielleicht eine Wohlthat Gottes, daß ich nichts von ihr weiß, — aber es ist eine Qual, die mir der Himmel sendet, daß ich das Gräßlichste vermuthen muß. Immer steht das riesige Ungethüm vor mir, von dem Feldheim mir erzählt hat —"

„Horch! der Schnee knistert! Ja — es ist richtig — es rührt sich etwas draußen! Es kommt auf die Hütte zu — daß ist ein Pferdetritt — ein Reiter. Sacht — auf der Hut!" Wilhelm griff nach seiner Büchse und spannte den Hahn. Er trat an ein kleines Fenster neben der Thür, um hinauszuspähen; doch durch den Dunst in der Stube war es so stark überfroren, daß es unmöglich war, schnell eine Oeffnung einzuhauchen. Wilhelm öffnete es daher leise. Draußen mischten sich Dämmerschein, Sonnenlicht und der trübe Nachtschimmer des eben untergegangenen Mondes, und gaben ein seltsames Halbdunkel, das die Gegenstände wundersam schauerlich erscheinen ließ. Wilhelm sah auf dem ebenen Schneefelde, das sich vor ihm ausbreitete, einen Reiter von riesenhafter Gestalt, doch auf einem kleinen Roß, dem die Mähnen zottig herabhingen, als sei es ein Thier der Wildniß; er ritt vorsichtig auf die Hütte zu, durch deren überfrorene Fenster ein blaßrother Lichtschimmer drang. Die Gestalt hatte etwas unheimlich Gespenstisches; sie war in weite, abenteuerliche Gewänder gehüllt; auf dem Kopf blinkte es wie Erz, auch sah Wilhelm einen Degengriff an der Seite

einen Augenblick im bleichen Halblicht schimmern. Es war ein Soldat, doch ob Feind oder Freund blieb ungewiß; es kam nun darauf an, sich zu überzeugen, daß er allein sei — dies schien so, wenigstens entdeckte Wilhelm keinen Begleiter. Jetzt mochte er bis auf dreißig Schritte heran sein; er hielt sein Pferd an, unschlüssig, ob er sich vorwärts wagen sollte oder nicht.

Wilhelm überlegte schnell, was zu thun sei. Er beschloß ihn französisch anzurufen; war es ein Soldat des Kaisers, so war dadurch nichts verloren. War es ein Russe, so würde dieser auf den Ruf nicht näher kommen, sondern umwenden, und dann war Wilhelm seines Schusses zu gewiß, um ihn zu fehlen. Er legte daher seine Büchse an, und rief sein „Wer da?"

„Erbarmt Euch, ich sterbe vor Hunger und Kälte!" war die Antwort.

Ein unglücklicher Versprengter, dachte Wilhelm, zu essen haben wir freilich selbst nicht das Nothwendigste, doch wärmen kann er sich ja hier in der Hütte. — Er foderte ihn daher auf, näher zu kommen. Der Reiter schien noch immer mistrauisch; doch kam er endlich vorsichtig bis ans Fenster geritten, und fragte: „Wie viel seid ihr euer?"

„Das thut nichts zur Sache", antwortete Wilhelm, „Ihr habt Platz, und wir gehören zur Armee des Kaisers."

Feldheim war durch den Ruf aufgewacht und hinter Wilhelm getreten. Er erkannte auf den ersten Blick den scheußlichen Brassier. „Brassier", rief er ihm zu, „Elender, was wollt Ihr hier? Fort von uns!"

Bestürzt zuckte der Kürassier an den Zügeln seines Pferdes; in demselben Augenblicke warf der Wind ihm den Mantel, oder vielmehr die Wollendecke, in die er sich eingehüllt hatte, zurück, und entblößte seine Hand, die er sorg-

fältig unter der Decke gehalten hatte, weil ihm der Handschuh fehlte; im Licht der Flamme sah Wilhelm einen goldenen Reif an seinem kleinen Finger schimmern. Mit Blitzesschnelle kreuzten sich seine Gedanken hin und wieder. Gestern hatte er Elsbeth's Kette und Busennadel aufgefunden, — dieser Ring am Finger eines Kameraden jener Beiden, — was Feldheim erzählt hatte, — das Alles stand zugleich vor seiner Seele und entzündete mit einer ihm selbst unbegreiflichen Plötzlichkeit die lebendige Ahnung: Das ist Elsbeth's Ring — ihr Mörder steht vor dir!

„Halt!" rief er ihm zu, „nicht von der Stelle, oder ich schieße!" und zugleich legte er die Büchse wieder an. Doch es war zu spät; von Feldheim's Drohung, mehr noch aber von seinem eigenen Gewissen erschreckt, hatte Brassier schon dem Pferde die Sporen gegeben, das ihn pfeilschnell über den Schnee seitwärts an der Hütte hin, das Dorf hinunter trug, sodaß er Wilhelm aus dem Gesicht war, ehe dieser seinen Schuß anlegen konnte. Er wollte sich aus dem Fenster beugen, um ihm die Kugel nachzusenden, doch die enge Oeffnung ließ es nicht zu. Schnell entschlossen eilte er zur Thür — doch sie hatten sie gestern selbst verrammelt, um gegen einen unvermutheten Ueberfall gesichert zu sein.

Wie gelähmt stand er da — seine, halb Träume, halb Ahnungen, waren in Erfüllung gegangen, — da rasselte das Fallgatter höhnisch dicht vor ihm herab, — er sah den Feind, den Räuber und Besitzer seines höchsten Schatzes fliehen, und rüttelte vergeblich an den Eisenstäben, die ihm die Verfolgung wehrten. Einen Augenblick ergriff ihn die Verzweiflung so furchtbar, daß er fast die Büchse gegen seine eigene Stirn abgedrückt hätte. — Er schöpfte endlich tief Athem, und wollte dem erstaunten Feldheim erzählen, was ihn so gewaltig erschüttert habe. Da zog ein anderes Ereigniß ihre Auf-

merksamkeit plötzlich auf sich. Es fiel ein Schuß ganz in der Nähe; gleich darauf noch zwei. Diese Signale der Gefahr gaben für den Augenblick die mächtigsten Gebote. Sogleich rüttelte und rief Wilhelm die Kameraden aus ihrem Schlafe auf. Alles griff zu den Waffen. „Löscht das Feuer" befahl Wilhelm, „der Schimmer der Fenster verräth uns." Löschen — aber wie? Wasser war nicht da, Sand ebenso wenig, — die Ofenthüre fehlte —

„So müssen wir schleunigst hinaus!" Die Verrammlung der Thür wurde weggerissen; in einer Minute standen Alle marschfertig. Wilhelm hielt sie noch in der Hausthür zurück, um erst zu erspähen, was vorgehe. Er vermuthete, daß einzelne vorsprengende Plänkler auf den Kürassier Jagd gemacht hätten; es war aber noch ungewiß, ob es Freunde oder Feinde waren, da in dem noch immer tiefen Halbdunkel leicht ein gegenseitiges Mißkennen stattfinden konnte. Doch ein Schall, der plötzlich ertönte, brachte ihnen nur zu schnelle Gewißheit. Das halb jauchzende, halb heulende Hurrah der Kosacken ließ sich hören. Ein Einzelner schoß wie ein Pfeil mit eingelegter Lanze und geschwungenem Kantschu vorbei; bald darauf folgten Andere truppweise.

„Der Nichtswürdige ist doch immer der Glückliche!" rief jetzt Feldheim in halber Verzweiflung. „Der elende Brassier wird sich retten — er muß ein Kosackenpferd erbeutet haben, — wir sind verloren!"

„Noch nicht! Nur still", entgegnete Wilhelm, „vielleicht fliegt der Schwarm vorüber, und gewinnen wir den Wald jenseits auf der Auhöhe, so sind wir geborgen. Sind es ihrer nicht zu Viele, so erwehren wir uns ihrer auch, denn sie sind feig, wo sie nicht die unbedingteste Ueberzahl sind oder Wehrlose vor sich haben. Wir sind unser Sieben,

entschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Das hält schon eine ganze Rotte ab!"

„Gott gebe, daß sie vorüberziehen", sprach Feldheim, der zum offenen Gefecht nicht eben Muth und Lust hatte.

„Wenn uns nur der Rauch aus dem Schlot und die halbhellen Fenster nicht verrathen! Die Ersten haben in der Hast nicht darauf geachtet", wandte Wilhelm ein.

Es blieb einige Minuten still. Die kleine Schar beschloß jetzt, sich vorwärts zu wagen. Dicht aneinander geschlossen schlichen sie leise an den Gehöften hin und suchten den Ausgang des Dorfes zwischen den verlassenen Häusern zu erreichen, um jenseits die Anhöhe hinauf den Weg nach dem Walde zu nehmen. Glücklich hatten sie das letzte Haus gewonnen. Nun aber mußten sie über das freie Feld. Da flog es plötzlich wie eine dunkle Wolke über den Schnee, und eine Schar schwarzer Gestalten brauste heran.

„Zurück ins Dorf!" befahl Wilhelm. Doch es war zu spät; auch von der Dorfseite kam ein Trupp herangesprengt. „Nun denn in Gottes Namen vorwärts, dicht aneinander geschlossen, dem Walde zu! Vielleicht gelingt es uns, sie zu täuschen, daß sie uns für zu ihnen gehörig halten."

Nur Wilhelm's Muth erhielt die Fassung der Uebrigen. Sie gingen schnellen Schrittes die Anhöhe hinauf. Doch trotz des Halbdunkels hatte man sie bemerkt. Von allen Seiten sprengten die Kosacken heran, und da ein Kampf gegen diese Ueberzahl eine Unmöglichkeit wurde, rieth Wilhelm ihnen selbst, sich zu übergeben, in der Hoffnung, daß sie den Vortheil geltend machen könnten, Deutsche zu sein. So senkten sie denn die Gewehre, zum Zeichen, daß sie keinen Kampf mehr wagen wollten. Doch sei es, daß diese wilden Völker das Zeichen nicht verstanden, sei es, daß sie es in dem Halbdunkel, im raschen Heranreiten nicht gewahr-

ten, allein sie achteten nicht darauf, so wenig wie auf Wilhelm's Zuruf in polnischer Sprache, sondern fielen mit eingelegten Lanzen und Säbelhieben über die Unglücklichen her. Im Augenblick waren sie auseinander gerissen, der Eine wurde hierher, der Andere dorthin getrieben, Feldheim und Wilhelm waren getrennt, einen Jeden von ihnen hatten zwei Kosacken zwischen die Pferde genommen. Sie wußten nicht, ob sie sich wiedersehen würden.

„Lebt wohl, Freunde!" tönte Wilhelm's Stimme noch ein mal seinen Kameraden, und Feldheim erwiderte: „Gott sei mit uns!"

So wurde das Band, welches gemeinsames Unglück und echte Treue in kurzer Zeit aufs innigste geschlossen, noch schneller zerrissen, und wie die Dunkelheit sie einander ihren Blicken entzog, so bedeckte auch ein tiefes Dunkel ihr ferneres Lebensgeschick.

Zweites Capitel.

Ein Offizier ritt, nur von einem Kürassier begleitet, bei schon einbrechender Nacht und rauhem Schneegestöber auf einem einsamen Waldwege dahin.

„Den Teufel, Brassier", begann der Offizier, „ich glaube doch, wir sind völlig verirrt in diesem verwünschten Walde! Hätte ich Euch doch nur nicht getraut und einen neuen Boten aufgesucht! Ihr wißt doch nicht Bescheid."

„Mein Capitän", erwiderte der Kürassier, „wir müssen uns in die Zeit schicken. Vor sechs Jahren, bei dem preußischen Feldzuge, sind wir hier durchgekommen; ich habe den

Wald drei mal passirt, er ist lang, aber jenseits treffen wir ein Dorf und dann ganz freie Gegend. Die genauesten Richtwege kenne ich wol nicht, aber es hat sich auch Manches verändert, und damals war es October und noch Alles grün, jetzt hat der Schnee Weg und Steg bedeckt, und wer weiß, was sonst noch seitdem für Veränderungen vorgegangen sind. Das junge Holz ist aufgeschossen, das alte weggehauen. Aber wir werden schon durchkommen!"

„Hätte ich nur einen neuen Boten genommen!"

„Er würde bei nächster Gelegenheit ebenso ins Dickicht entsprungen sein wie der alte. Und um einen aufzufinden, hätten wir eine Stunde seitwärts nach dem Dorfe hinunter gemußt — wir zwei Einzelne! Ich traue diesen Bauern nicht. Schon damals hatten sie hier einen Aufstand gemacht."

„Sie hätten freilich mit uns Beiden leichtes Spiel", erwiderte der Offizier, „besonders wenn sie wüßten, daß wir in unsern Mantelsäcken noch einen guten Ballast bei uns führen."

„Ja, es wäre der Teufel, Capitän", antwortete Brassier, „wenn die deutschen Hunde endlich doch erwischen sollten, was wir von Moskau bis hierher glücklich durchgebracht haben!"

„Es sind nicht die Bauern allein, vor denen wir uns in Acht nehmen müssen!" erwiderte der Offizier. „Unsere Hetzhunde, die Kosacken, spuken auch schon hier umher. Der Oberst sagte mir, daß sie gestern über die Saale gegangen sind."

„Das wird ihnen wahrhaftig leicht geworden sein! Sie brauchen sich keine Brücken zu bauen; Mensch und Pferd, Pferd und Mensch, das ist Alles Eins bei ihnen; sie schwimmen über wie die Pudel! — — Es ist überhaupt jetzt ein trauriger Krieg. Ich bin's satt!"

„Oho, es wird wieder anders werden!" antwortete der Capitän. „Der Kaiser hat schon wieder achtzigtausend Mann über den Rhein geführt, und hundertundfunfzigtausend sind neu ausgehoben. Binnen vier Wochen werden wir ein anderes Schauspiel aufführen!"

„Meint Ihr, mein Capitän?"

„Ich denke gewiß! Doch, alle Teufel! Brassier, wo reiten wir hin? Hier ist doch nicht Weg und Steg mehr zu erkennen?"

„Der heulende Wind hat nur den Schnee so zusammengetrieben. Das ist ein März hier in Deutschland! Wir sind noch immer richtig!"

„Nein, wir sind zu weit links — laß uns rechts hier durch die Tannen reiten, dort werden wir den Weg wieder treffen."

„Wir sind hier schon auf dem besten Wege, Capitän", erwiderte Brassier mürrisch. „Reitet nur vorwärts; dort wird der Wald freier."

„Was hältst du dich so hinter mir? Reite voran, wenn du Bahn siehst!"

Brassier zog stillschweigend sein Pferd noch mehr zurück.

„Zum Teufel! hörst du nicht?" rief der Offizier und wandte sich halb zurück. Da sah er, daß der Küraßier seinen langen Degen still gezogen hatte. „Was willst du thun?" rief er, und eine Ahnung durchflog ihm die Brust, da er die Wildheit seines Begleiters kannte und bedachte, daß sie Beide allein waren und ein Mord hier eine hübsche Erbschaft eintragen konnte. Mit der Frage zugleich griff er daher an sein Pistol und wollte es ziehen. Doch Brassier war schneller gewesen; ein Stoß, halb hinterrücks in die Seite geführt, bohrte den Capitän durch und durch, daß er

vom Pferde stürzte. „Ah! Schurke, Verräther“, rief er, „der seinen Offizier ermordet!“ Das Pistol krampfhaft fassend, schoß er nach dem Mörder, doch die Kugel streifte ihm nur das Gelenk der linken Hand. Brassier warf den Degen weg, zog auch sein Pistol und schoß es dem am Boden Liegenden durch den Kopf, daß er keinen Laut mehr von sich gab. „Daß ich ein Thor gewesen wäre und auf dich gewartet hätte, bis du mir den Streich gespielt! Ha, ha, ha! Das Muttersöhnchen aus Paris! Er dachte die russische Erbschaft so leicht wegzutragen und meinen Antheil dazu zu nehmen, hier im einsamen Walde! Wenn wir nur erst das Ende und die französischen Vorposten gesehen hätten, dann wußt' ich wohl, was mir für ein Brot gebacken war. Die Kugel vor den Kopf, wegen Insubordination! Damit ist's aus; keine Armee, kein Dienst! Jetzt sorgt Jeder für sich, und von nun an will ich mir's wahrlich bequem machen und nicht mehr die Knochen zu Markte tragen in des Kaisers Glücksspiel! Ich denke, ich habe genug!“

Unter diesen Worten hatte er den Mantelsack von dem Pferde des Offiziers gelöst und wollte ihn öffnen, um den Inhalt desselben an Gold und manchen andern kostbaren Gegenständen herauszunehmen. „Nun den Helm und Harnisch herunter“, dachte er, „den Offiziermantel um, die Mütze auf, und dann so leicht als möglich aufs Pferd und so weit als möglich von der Armee fort, bis diese mühsam erworbene Beute in Sicherheit ist. Ich denke, sie soll ausreichen für meine künftigen Tage!“

Da war es ihm, als höre er Stimmen im Walde. Er horchte auf. Es war keine Täuschung; der Wind trug ihm den Schall deutlich zu. Hier galt es, keine Zeit zu verlieren. Er warf sich aufs Pferd, nahm den Mantelsack des Offiziers vor sich auf den Sattelknopf und suchte nun den

Weg wieder zu gewinnen, von dem er absichtlich abgewichen war, um dann auf demselben zu flüchten, so rasch ihn das Thier tragen wollte. Es gelang ihm, eine freie Bahn zu erreichen; er kam auf einen lichten Platz; dort schieden sich mehre Wege. Er schlug den einen aufs Gerathewohl ein, da tönten ihm menschliche Laute entgegen; schnell wandte er um, um einen andern Weg einzuschlagen, da hörte er auch von dort Diejenigen sich annähern, die hinter ihm gewesen waren. Jetzt konnte nicht die Flucht, sondern nur ein Versteck ihn retten. Er war dicht unter einem alten beschneeten Eichstamme. Ein starker Baumast streckte sich ihm über das Haupt hinaus; er drängte das Pferd hart an den Stamm, schob erst den geraubten Mantelsack und dann seinen eigenen, den er schon im Reiten gelöst hatte, hinauf zwischen die Verästung, hob sich dann im Bügel, faßte den Zweig, zog sich in die Höhe und ließ nun sein Thier laufen. Jetzt sah er, daß der Stamm, auf dem er sich befand, hohl war; er ließ die Mantelsäcke hinabgleiten und senkte sich selbst in den obern Theil der Höhlung bis an die Brust hinunter. Hier war er so versteckt, daß er nicht gesehen werden konnte. Als er sich hinabließ, fühlte er zur Seite einen Absatz im Holze, worauf er den Fuß setzen konnte, und so wurde es ihm leicht, sich in dieser Stellung zu erhalten. Es war aber auch die höchste Zeit, daß er sie erreicht hatte, denn fast in demselben Augenblicke kamen aus dem Walde mehre Reiter, denen von der andern Seite Männer zu Fuß entgegenkamen. Die Reiter waren preußische Husaren, die Männer Landleute. „Wer da?" tönte der Ruf der Reiter. „Bauersleute aus Wiesenfeld", war die Antwort. „Also gute Freunde!" erwiderte einer der Husaren. „Habt ihr die Schüsse gehört?" fragte er weiter; „es muß hier etwas gegeben haben. Dies Franzosenpferd haben wir lebendig aufgefangen." Er hatte

Brassier's Pferd am Zügel. „Uns ist auch ein Pferd begegnet", antwortete einer der Bauern, „es scheute aber und sprang seitwärts ins Holz; wir mochten durch den hohen Schnee nicht nachlaufen!"

„Ob noch andere Truppen hier im Walde stecken?" fragte der Reiter. „Es müssen doch welche hier in der Nähe handgemein geworden sein. Man muß die Büsche ein wenig durchsuchen! Die Pferde haben doch Reiter gehabt; so machen wir vielleicht etliche Gefangene!"

Brassier hörte diese Gespräche Wort für Wort mit an, ohne den Inhalt zu verstehen. Er lugte zwischen den Bäumen hindurch und konnte auch einige der Sprechenden sehen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß sein blinkender Helm, trotz der Dunkelheit, leicht bemerkt werden könnte. Er hob die Hand, um ihn abzunehmen und den Roßschweif über das Eisen zu breiten. Dadurch wurde er aber eines Theiles seiner Stütze auf dem obern Rande des Baumes beraubt und lastete mit den Füßen stärker auf dem Holzvorsprung im Innern desselben. Dieser, halb vermorscht, gab nach; es löste sich ein Stück ab, und Brassier sank plötzlich so tief ein, daß er sich nur mit den Händen oben an dem Rand der Eiche halten konnte. Es war eine qualvolle Lage, doch er strengte alle Kräfte an, um sie ohne irgend ein Geräusch zu ertragen, denn er hoffte mit jedem Augenblicke, daß die Reiter und Bauern sich entfernen würden. Dies thaten sie auch wirklich; er lauschte ihnen noch einige Augenblicke nach, doch da die Stimmen und das Geräusch der Pferde sich mehr und mehr verloren, hielt er es für gefahrlos, sich aus dem Baume emporzuheben. Er gab sich daher einen Schwung, doch die Holztheile im Innern, auf die er zu fußen suchte, waren so morsch, daß sie sich unter ihm zerbröckelten. Die Hände waren ihm schon ermüdet, doch spannte er die äußer-

sten Kräfte an, um sich in einem abermaligen Aufschwung zu heben; es gelang ihm auch, doch — da versagte ihm die durch den Schuß gestreifte Hand, sie knickte ein und er fiel zurück; das war der Lohn seiner jüngsten Freventhat! Durch die Kraft des Falles brach jetzt auch oben das morsche Holz weg, das er mit den Händen gefaßt hatte, und er sank nun so weit in die Tiefe des Stammes hinab, daß er den obern Rand nicht mehr erreichen konnte. Da die Höhlung sich verengte, hatte er dennoch mit den Füßen den Boden nicht erreicht, sondern fand sich mit dem Harnisch an den Schultern und Hüften eingeklemmt. Die Arme waren nach oben gestreckt, keine Möglichkeit sie hinabzuziehen. In dieser entsetzlichen Lage überfiel ihn der grauenvolle Gedanke: „Ha, wenn du es nicht vermöchtest, dich wieder emporzuarbeiten — wenn du in diesem eichenen Sarge lebendig begraben sein solltest!"

Die ganze Hölle dieser fürchterlichen Zukunft packte ihn schüttelnd an. Der kalte Angstschweiß brach ihm aus, es rieselte ihm schaudernd durch das Haar. Was er einen Augenblick zuvor noch als die größte Gefahr vermieden hatte, die Entdeckung durch die Feinde, schien ihm jetzt das höchste Glück der Rettung. Er arbeitete in zuckender Gewalt emporzukommen, doch seine heftigen Bewegungen machten, daß er nur tiefer und tiefer sank und sich mit dem Harnisch fester einklemmte. Da erhob er einen furchtbaren Schrei um Hülfe. Man hätte ihn in der Stille der Nacht noch hören können, doch die rächende Hand des Himmels waltete und lastete mit eisernem Griff auf ihm. Denn der Wind erhob sich und fuhr sausend durch die alten Fichten; das wirbelnde Schneegestöber dämpfte den Schall und halb erstickte er in der Höhlung des Baums! Er horchte eine angstvolle Minute, die ihm zur Ewigkeit wurde, ob man zurückkehre.

Nichts ließ sich vernehmen; da erhob er ein noch wilderes Geheul, und rüttelte sich in seinem Harnisch, und stemmte sich aus allen Kräften mit den Füßen gegen die Seitenwände des Stammes, um sich emporzuheben. Doch immer wieder versagte das morsche Holz, und immer fester senkte sich der Körper durch seine Schwere ein, sodaß mit jedem Augenblick die Rettung unmöglicher wurde.

Jetzt kam die Angst des Gewissens über den Verräther. Mit eiserner Seele hatte er die Schrecken und Qualen des furchtbaren Feldzugs von Moskau bis in das Herz Deutschlands ertragen. Die Reue war nie an sein wildes Herz getreten. Denn mitten in der Vernichtung war er verschont geblieben, in dem unerschöpflichen Meer des Elends und des Jammers war er nicht versunken; stets hatte sich ein glücklicher, rettender Ausweg für ihn gezeigt. Tausende mußten die goldene Bürde, die reiche Beute aus der Zarenstadt wegwerfen, da Alles verschwand und erlosch unter dem zermalmenden Rade des Schicksals, dessen Gewalt über das Heer hinrollte. Ihn hatte der Trieb und die Hoffnung der Habsucht nicht verlassen; von Anfang an fühllos wie Erz, hatte er nie, auch nur die geringste Hülfe gewährt, und wenn es das Dasein von Hunderten galt, falls er sich selbst nur das Mindeste dabei hätte entziehen müssen. Und später scheute er kein Verbrechen der Gewalt, der Unmenschlichkeit, des Verraths, wo er sich nur den geringsten Vortheil erwerben konnte. Dadurch hatte er eine freventliche Zuversicht gewonnen, und es wirklich erreicht, mit dem Leben zugleich den goldenen Mammon fortzutragen aus dem Schlunde des Verderbens, der Hunderttausende gräßlich verschlang! Und jetzt, da er die letzte verbrecherische That verübt, den Mord des Führers, den der heiligste Schild des Gesetzes bedeckt, nicht gescheut hatte — jetzt ergriff ihn der Rächerarm, und

das Entsetzen umkrallte sein Herz! Es rüttelte den eisernen Schlaf des Gewissens auf, und wie ein Knäul zischender Nattern ringelten sich die Erinnerungen an seiner Brust hinauf! Von der äußersten Verruchtheit ging er, wie durch einen Sturz vom Gipfel in den Abgrund, zur äußersten Verzagtheit über. Der Koloß wimmerte wie ein Kind, er schluchzte um Erbarmen. Die äußerste Beängstigung der fest eingeklemmten Brust verschwisterte sich mit der innern; es war ihm, als presse der Baum ihn fest und fester in den Panzer seiner Rinde; doch der eherne Harnisch, den er trug, leistete gerade so viel Widerstand als nothwendig war, um die Pein nicht tödtlich werden zu lassen. Der Schutz diente also nur zur endlosen Verlängerung seiner Marter, sonst hätte er hoffen dürfen, daß ein schneller Tod des Erstickens ihn hinwegraffen würde.

Der Schweiß der Todesangst lief ihm in großen Tropfen von der Stirn und mischte sich mit dem Salz der Thränen; ihm blieb nicht einmal eine Hand, um sich die Augen zu trocknen! Zuckend in Angst und Wuth that er einen krampfhaften Ruck, um einen der eingeklemmten Arme zu befreien. Da drang ihm etwas Spitzigscharfes wie ein Keil in den kleinen Finger der linken Hand, und der Stachel fuhr entsetzlich schmerzvoll ins Fleisch am Knochen entlang, unter den Ring, den er trug. Dies jagte eine neue Erinnerung in ihm auf. „Jesus Maria", wimmerte der Ruchlose jetzt, „erbarmt euch meiner! Der Ring hat mir ja schon Fluch genug gebracht; er hat mich oft Nachts im Traume geängstigt, weil ich ein Gespenst sah, das ihn mir herunterziehen wollte, und er saß doch fest wie eingewachsen! Ach, mein Jesus, du hast mich ja errettet, als der Baschkir mir schon den Finger wegschneiden wollte um des Ringes willen, den ich nicht herunterreißen konnte, wie sehr ich mich auch quälte.

Ach, meine himmlische Mutter Maria, erbarme dich! Reiße mir Ring und Finger aus, nur befreie mich aus diesem Kerker! O, o, o!"

So jammerte er auf der Folterbank der Angst, das grausenvolle Schicksal vor Augen. Abgemattet hing er in seinem Gefängniß! Der Harnisch zerschnitt ihm fast die Achseln, die Füße schlotterten ihm mit erschlafften Muskeln. Da fühlte er etwas unter den Zehenspitzen; es war eines der Felleisen; bisher hatte er noch keinen Grund fassen können; dies bewies ihm, daß er noch tiefer herabgesunken war. Ein Strahl der Hoffnung dämmerte ihm auf; die Höhlung war jetzt, ganz unten, viel weiter; er dachte: „du wirst festen Boden gewinnen; vielleicht kannst du dich dann bücken, auf die Knie senken, die Arme frei machen, die Riemen des Harnisches lösen und so Luft gewinnen!" Doch auch diese Hoffnung diente nur zur Ausdehnung seiner Qual und zur Verschärfung derselben durch den Rückfall in die Verzweiflung. Denn bald empfand er, daß seine Hand an dem Ringe wie aufgehangen sei. Ein gesunder Holzsproß, ein Theil der Astwurzel, hatte sich im Innern des Baumes erhalten, und dieser zähe Splitter war es, an den er sich gespießt hatte.

So stand er denn mit den Füßen auf dem Mammon, um dessen willen er die Last seiner Sünden aufgeladen, der ihn hinuntergelockt in die Marterhöhle und der ihm jetzt mit gräßlicher Verhöhnung zuzurufen schien: „Jetzt hast du mich sicher, so sei zufrieden!"

Jede Aenderung der qualvollen Lage war eine Stufe der Hoffnung gewesen; denn selbst das tiefer und tiefer Sinken ließ die Möglichkeit zu, daß drunten Hülfe und Freiheit zu gewinnen sei; jetzt regte und rührte sich der Körper nicht mehr, außer in den zuckenden Armen und Füßen. Er fühlte, daß er nicht festern Grund faßte, und sich zu heben war

gar keine Möglichkeit mehr vorhanden. So hatte er denn die erstarrende Gewißheit, daß er sich selbst nicht mehr helfen könne. Nur von außen her konnte ihm Rettung werden. Doch er befand sich mitten in dem ungeheuern Walde, den vielleicht in Wochen kein menschlicher Fuß mehr bis hierher betrat! Die Zähne klapperten ihm vor Entsetzen, es schüttelte ihn wie ein kaltes Fieber; bald brüllte er in tobender Angst und knirschte vor Ingrimm, bald wimmerte er in jammerndem Verzagen und elendem Beten. Das Gespenst der Zukunft jagte gräßliche Träume durch sein Gehirn, wahnwitzige Gaukeleien, die ihm bald das Paradies zeigten, bald die Hölle aufrissen! Die Hoffnung umschmeichelte ihn, damit die Verzweiflung desto frischere Nerven zu ihren Qualen fände. — Ein Kamerad ritt des Weges, er hörte den Angstruf des Gepeinigten, er warf ihm ein Seil herab und zog ihn sammt den Schätzen leicht in die Höhe, — sie jagten Beide davon, frei, reich, glückselig! — Eine Stimme rief ihn, eine wohlbekannte, doch er schauderte: „Wie kommst du wieder unter die Lebendigen, du lebendig Verbrannter!" Da erscholl ein gellendes Hohngelächter in die Höhlung des Baumes hinunter. „Ha, ha, ha, ha! Mein Tod war eine Wollust gegen deine Höllenstrafe! Du sollst dich neun Tage und Nächte winden in der Marterkammer! Da, da ist meine Hand, ich könnte dir emporhelfen mit einem leichten Zug, aber ich stoße dich hinunter, du Scheusal!" Und das gräßliche Lachen verhallte im Sturmgeheul. — „Jetzt, jetzt, die Axt kracht — der Baum ist gespalten! Freiheit, Luft! — Da steht ein Roß, — in den Sattel! — fort, fort! laß den Geldsack liegen! — Ich athme frei — allewiger Gott, habe Dank!" — —

„Erbarme dich, Erbarmer! Die Würmer nagen an meinem Fleisch, und ich lebe und athme, — sie zerfressen

mir die Augensterne, und ich kann sie nicht scheuchen, — sie zehren an mir — und der wüthende Hunger schleicht mit brennendem Gift durch meine Eingeweide! Es nagt innen und außen, und in der Seele die Angst des Wahnsinns — die blutigen Gespenster — die verkohlten Gerippe — der jammernde Greis — das bleiche Todesantlitz mit den ausgeweinten Augen — ach, ach!"

So jagten sich Bilder und Gedanken durch das fieberirre Gehirn, durch die angstgepeitschte Seele — und die Secunden zerrten sich zu Ewigkeiten auseinander.

Endlich gab die Erschöpfung der Natur einen Balsamtropfen, — doch auch er wurde vergiftet, denn die volle Besinnung kehrte zurück und hielt ihm kalt den grausenvollen Spiegel vor. Er versuchte sich die Zunge in den Schlund zu stopfen, doch das Zungenbändchen war die unzerreißbare Fessel, die ihn in der Qual festhielt. Er wollte sich den Schädel einschlagen, doch der Helm, dessen Kinnband nicht springen wollte, die eingeklemmten Arme und das morsche innere Holz ließen kaum einen leichten schmerzlosen Stoß erzeugen! Jedes Mittel, der Möglichkeit der Rettung zu entsagen und den Tod hinzunehmen, war ihm abgeschnitten; er sollte auf der Folter enden!

Es war grabesstill; nur den eigenen, gepreßten Athemzug hörte er; der Wind verstummte, die Wipfel schwiegen; die Welt umher glich einem großen Sarge, in dem alle Lebenskräfte der Rettung erstarrt lagen. Nur das eine schuldzermalmte, qualbelastete Herz pochte zuckend.

Da tönte es hoch in den Lüften — es war ein Zug krächzender Raben. Ein Grauen trat an seine Seele!

„Hu — sie kommen schon und lauern!" Der Flug fiel auf den Baum nieder, das Rauschen ihrer Flügel klang zu dem lebend Begrabenen hinab; zugleich schlich sich ein bleich-

grauer Tagesschimmer in die Finsterniß des Sarges. Die Nacht war vorüber — die Raben krächzten ihm den ersten Morgengesang!

Sie flatterten plötzlich auf, wie verscheucht; es raschelte mit schneller, knisternder Bewegung an dem Stamm, über dem Haupte des Eingemauerten an der Oeffnung, er fühlte es an seinem Roßschweif rütteln. Es war ein Marder, der die wohlbekannte Höhlung aufsuchte und sie versperrt fand; ein stöhnender Angstruf des Gemarterten verscheuchte das Thier. — Wiederum Alles still.

Doch der Tag wuchs und sein Schimmer drang bis in die Tiefe der Folterkammer hinab. „Das Auge des Allwissenden sieht dich!" rief es dem Elenden mit grauenerweckender Stimme zu; „es sieht dich! Frage dich selbst, ob du hoffen darfst, daß sein Arm dich errettet!" Heiße Schauer gossen sich über die erstarrten Glieder, und eisige folgten ihnen, die Qual im Wechsel schärfend. Aus der dumpfen Betäubung weckte ihn der ätzende Stachel des Durstes, den das Wundfieber mitführte, das ihm die verletzten Hände erzeugten, und bald auch der grimmige Biß des Hungers. Im Schooße jeder Stunde schoß eine neue Qual wie ein Giftschwamm empor und saugte sich ihm an wie ein zehrendes Gethier.

Die Märzsonne theilt die Wolken; ein heller Mittagsstrahl blitzt röthlich hinunter in die finstern Schauer, durch eine Astspalte; es ist ein Gnadenblick des Himmels, er wird Rettung verkünden!

Horch! Es raschelt durch den Wald. Das ist kein wildes Thier, es ist ein menschlicher Fußtritt, im dünnen, schneebedeckten Laub, — ja, ja, das ist eine menschliche Stimme — eine weibliche, eine Engelsstimme, — sie ruft: „Wilhelm, Wilhelm!"

„Hülfe! Rettet!“ tönen die dumpfen Jammerlaute aus dem Innern des Baumstammes. „Hier, rettet!“

„Hu! der böse Geist spukt! Bleibe drinnen, du bist in den Baum gebannt zur Strafe! Hu, wie es jammert und stöhnt!“

Es war eine wilde Gestalt, mit zerrissenem, grauem Gewande, mit flatterndem Haar, die durch den Wald schwankte. Der böse Geist trieb sie wol auch. Sie schlug mit dem Stecken an den Baumstamm. „Bleib still, sonst donnert es wieder! Still, sag' ich dir! Gleich wird der Blitz einschlagen! Was heulst du für höllische Worte, die nur der Böse versteht!“

Sie setzte sich in den Schnee und in die dünnen Blätter auf den Wurzeln des Baumstammes, und sang, schauerlich vom ziehenden Windesgetön begleitet:

Was weint die junge Braut?
Sie ringt die weiße Hand,
War dem Liebsten vertraut;
Doch ihr Ringlein verschwand,
Der Treue Pfand.

„Mein Vater! Mein Ring! Gib ihn heraus, du böser Geist! Ich suche ihn im Grabe, im Sarge. Still, es donnert, der Blitz trifft uns! Fort, fort!“

Gescheucht wie ein luftiger Schatten, flüchtete sie über den Schnee — und der Wind verwehte ihre Spuren, er verwehte das Geheul des Jammernden — und neuer Schnee fiel herab, und die Nacht kam und der Tag — und kein menschlicher Fußtritt verletzte die reine Schneedecke, in sieben Tagen und Nächten; — da war die Marterwoche um und die Sühne vollendet, und die Eiche war die Gruft eines verdorrten, angenagten Leichnams.

Dritte Abtheilung.

Erstes Capitel.

Beim Oberförster Bertram wurde ein großes Fest vorbereitet. Es sollte die zehnjährige Erinnerungsfeier der Einweihung der Oberförsterei begangen werden. Der Landesherr hatte sie nämlich nach dem Frieden im Jahre 1815 errichten lassen. Es war, da der Friedensschluß die Grenzen mannichfaltig geändert hatte, eine ganz andere Eintheilung der Forsten vorgenommen worden, was auch eine andere Verwaltung des Forstwesens und eine andere Bewirthschaftung nach sich zog. So hatte man denn einen Platz mitten im Walde zur Aufrichtung der neuen Gebäude ausersehen. Hier lag das freundliche Wohnhaus, über dessen Hausthür ein stattliches Hirschgeweih prangte; seitwärts die Ställe und Wirthschaftsgebäude; und hinter dem Hause dehnte sich ein zierlich angelegter Garten bis an die Waldung aus, die überhaupt das Haus von allen Seiten umschloß, und es so zum freundlichsten Aufenthalt machte. Morgen waren es nun gerade zehn Jahre, daß der Oberförster die neuen Gebäude bezogen hatte, und diesen Tag wollte er festlich begehen. Er hatte dazu seine Freunde und Standes-

genossen, und auch die jungen Förster und Jäger, sowie die Gemeinde von Friedensbrunn, wo die Försterei eingepfarrt war, geladen. Die junge Welt sollte auf einem freien Platz im Grünen tanzen; die Aelteren wollten zuschauen, trinken, rauchen und schwatzen; ja selbst der Landesherr, der oft zur Jagd auf die Oberförsterei kam, hatte seinen Antheil an dem Feste bezeigt und dem Oberförster ein Fäßchen guten Weins gesendet, damit man fröhlich auf das Wohl des fürstlichen Hauses anstoßen könne. — Schon heute war das Haus mit Kränzen von Laub und Blumen verziert worden, und auf dem Tanzplatz hatte man einen hohen Mast, mit grünen Tannenzweigen umkleidet, von dessen Spitze eine Fahne lustig hinabflatterte, aufgerichtet.

Behaglich saß, als die Sonne sich zu neigen begann, der Oberförster auf der Bank vor dem Hause, nach der Gartenlaube zu, und ließ den Dampf seiner langen Türkenpfeife, ein Geschenk des Fürsten, vor sich aufsteigen. „Gelt, Anna", sprach er zu seiner Frau, die, eine fleißige Wirthin, mit dem Spinnrade neben ihm saß, „gelt, Anna, es hat sich doch Alles wohl mit uns gemacht. Es ist mir noch heute immer wunderlich zu Muth, wenn ich das Mädchen da ansehe! Mit ihr ist der Segen in unser Haus gekommen, denn seit der Stunde, wo wir den kleinen Blondkopf bei uns aufnahmen, haben wir Freude gehabt, und Alles, was wir unternommen, ist gedeihlich ausgeschlagen."

Er zeigte dabei halb verstohlen mit dem Finger auf ein junges, schlankes Mädchen, das unweit davon im Garten noch mit einigen andern Mädchen und den Jägerburschen beschäftigt war, Kränze aufzuhängen, um den Vorplatz, wo man schmausen wollte, recht festlich aufzuschmücken.

„Und der beste Segen ist sie selber, die uns solche Freude macht, da der Himmel uns Kinder versagt hat", sprach

die Oberförsterin und blickte mit wohlgefälligen Augen nach dem hübschen Kinde hin.

„Ja, wahrhaftig“, erwiderte Bertram, „aber der Robert ist auch ein braver Junge! Und ein Bruderssohn ist doch ein halber Sohn! So hat uns Gott doch Kinder gegeben, wenn auch auf andere Art!“

„Freilich wol!“ antwortete Anna, in einem Tone, der etwas Bedenkliches hatte, und den Bertram zu wohl kannte, um ihn nicht gleich zu verstehen.

„Nun, und was hast du denn zu klagen?“ fragte er verwundert.

„Ich wollte doch, sie wären Bruder und Schwester!“ entgegnete sie in der nämlichen Weise.

„Ei sei doch zufrieden mit Dem, was da ist!“ schalt Bertram ein wenig; „mir sind sie so lieb geworden, wie mein eigen Fleisch und Blut, und hätte ich nur etwas, ich gäbe es ihnen von ganzer Seele gern!“

„Gewiß, gewiß“, fiel die Frau ein; „doch so meinte ich es auch nicht. Wenn sie aber Bruder und Schwester wären, so würden sie —“

„Nun, was denn?“

„Hast du nie etwas bemerkt? — Sie würden sich nicht heirathen wollen!“

„Heirathen!“ rief der Oberförster herausfahrend, „der Henker! Worauf denn? — sie haben ja nichts — — Sachte, sachte, das geht nicht! Es ist ein ander Ding, zwei Leute ernähren, die in der Wirthschaft, im Geschäft helfen, wo man doch Hände gebraucht, und ein ander Ding, eine neue Familie erhalten, — das geht nicht! — Aber zum Teufel, woher bist du denn auf die Fährte gekommen?“

Die Oberförsterin zeigte auf ihre beiden Augen und aufs Ohr.

„Hm! Gute Spürhunde sind das! Deine Lichter sind noch immer hell und munter, freilich nicht wie vor vierundzwanzig Jahren, aber doch, — und ein leises Gehör wie ein Hase hast du auch, — wo hätte ich denn aber meine Witterung gehabt, daß ich nichts spürte und weiß?"

„Sie wissen vielleicht selbst nicht viel davon", meinte die Oberförsterin. „Wenn man so von klein auf beisammen ist, wie Bruder und Schwester, da wächst die Liebe so unvermerkt mit auf, daß man sie kaum wahrnimmt —"

„Nun, und wo und wie hast du's denn wahrgenommen?" fuhr der Oberförster ungeduldig dazwischen.

„An Riekchen's Augen, wie sie Robert ansieht, und er sie! — An ihrem Träumen am lichten Tage —"

„Ja wahrhaftig, du hast Recht", schnellte der Oberförster von der Bank auf, „und an seinem Träumen! Seit einem Vierteljahre macht auch Robert oft die dümmsten Streiche neben den allerklügsten. — So ging's mir gerade auch, als ich in dich verliebt war!"

„Sie denkt, sie hat ihn so viel lieber gewonnen, weil er das Kind aus dem Mühlgraben gerettet hat", bemerkte Anna.

„Und er", rief Bertram, „weil sie uns Beide den Winter in unserer Krankheit so gepflegt hat — davon fängt er immer wieder an!"

„Also spricht er davon mit dir?"

„Nun freilich, wenn wir durchs Revier gehen oder fahren, — das ist's eben, darüber paßt er nicht aufs Geschäft! Aber das Wetter soll —"

„Und du" leitete Frau Anna das böse Wetter durch ein Lächeln ab, „du plauderst wohl nicht gern von deinem Goldkinde, wie du sie immer nennst!"

„Wahrlich, Mutter, du hast Recht, ich bin auch so ein alter Narr! Ich habe das Blauauge gar zu lieb! — Wenn

ich denke, wie Alles gekommen ist, mir ist's oft noch wie ein Wunder und ein Traum! — Weißt du noch den Abend, wo ich dir das Kind brachte? Wir hatten doch damals Alles durch den Krieg verloren, die Noth war oft groß, und doch erbarmte mich's zu sehr!"

„Und es war bald mehr Trost als Last für uns", sprach die Oberförsterin.

„Und so denke ich", fiel Bertram gutmüthig ein, „wird's jetzt auch keinen Kummer für uns geben. Aber mit dem Robert will ich reden, noch heute Abend! der darf dem Mädchen nichts in den Kopf setzen!"

„Und ich mit Riekchen! — Sie dürfte ja überdies auch nichts so Wichtiges für ihren Kopf unternehmen! Denn wer weiß, ob ihre Mutter sich nicht wiederfindet!"

„Nun das hat gute Wege!" entgegnete der Oberförster. „Sie war schon vier Jahre irre, und nun ist's über zwölf Jahre her, daß sie aus dem Irrenhause entsprungen und seitdem verschollen ist! — Ich bin ja doch Pflegevater, und kann sie alle Tage gerichtlich an Kindesstatt annehmen! Wenn die Sache sonst ginge! Laß mich auf meinen Lottozettel eine Terne gewinnen, oder den Schatz heben, der unter der alten Eiche hinterm Garten verzaubert liegen soll, so will ich für das Andere schon sorgen, und wir wollten bald eine Hochzeit im Haus haben! Da sollte es einmal fröhlich hergehen —"

„Laß doch die Possen!" unterbrach ihn die Oberförsterin. „Aber sag' mir, ist wol etwas an der Sache mit dem Schatz?"

„Narrenspossen! So alt bist du doch noch nicht, daß du den Altenweiberglauben annehmen solltest!" rief der Oberförster halb lachend, halb unwillig.

„Nun das kann ich dir sagen", antwortete Frau Anna mit ernsterm Ton, „in verwichener Nacht habe ich bei hel-

lem Mondschein eine graue Gestalt am Fuß des Stammes sitzen sehen."

„Hat nicht auch eine blaue Flamme gebrannt?" fragte der Oberförster neckend.

„Ich scherze nicht", erwiderte Frau Bertram, „auch habe ich mich nicht geirrt!"

„Nun? und wer war die Gestalt und was that sie? wo blieb sie?" fragte Bertram etwas ungeduldig, da er in dergleichen Dingen keinen Spaß verstand, und sich über nichts leichter ärgerte als über abergläubische Thorheiten.

„Die Jägerburschen wollen's auch schon gesehen haben", bemerkte Anna, statt der directen Beantwortung seiner Frage.

„So hätten sie Feuer darauf geben sollen, dann wüßten sie, woran sie wären", rief Bertram ärgerlich.

Frau Bertram schwieg, denn sie kannte die schwache Seite ihres Mannes; doch war sie sicher, eine wundersame Gestalt unter dem Baum gesehen zu haben, und obgleich sie dieselbe für nichts Uebernatürliches hielt, so hatte ihr der Anblick doch eine unheimliche Empfindung erregt. Sie beschloß Robert davon zu sagen, daß dieser die Sache genauer untersuche.

Die jungen Leute hatten indeß bei ihrem heitern Geschäft viel gescherzt und gelacht. Nur Friederike, die blonde, blauäugige Pflegetochter des Oberförsters, war still geblieben; wie sie denn seit einiger Zeit überhaupt nicht mehr so munter war als sonst. Die Ursache hatte die Mutter erkannt; nur irrte sie darin, daß sie glaubte, die jungen Leute wüßten selbst nicht viel von ihrer Liebe. Sie wußten ganz gut, was sie wollten, und ihr Kummer war nur, daß sie einsahen, ihr Herzenswunsch sei nicht zu erfüllen.

Die Kränze waren fertig und rings im Garten aufgehangen; auch ein Gerüst hatte Robert mit den andern

Jägerburschen gezimmert, an dem in Lampen der Namenszug des Fürsten prangen sollte. Die jungen Leute verließen jetzt den Platz, und kehrten nach der Wohnung zurück. Friederike und Robert gingen nebeneinander; als Bertram sie kommen sah, so traulich und so traurig zugleich, denn gerade heute war Beiden die Betrübniß recht anzusehen — that es ihm in der Seele weh.

„Mutter", sprach er zu Anna, „es gäbe doch ein gar zu hübsches Paar! bei Gott, ich kann's ihnen nicht verdenken, daß sie sich lieb haben, und es erbarmt mich, daß ich sie auseinander bringen soll. Wenn der Teufel nur meine verwünschte Terne herausbringen wollte in Gotha! Ich fragte den Henker nach dem Gelde, aber ich schüttete es in Rieckchen's Schürze und spräche: da habt ihr's, und nehmt euch!"

„Nur nicht so laut", flüsterte die Mutter. „Du wolltest ja mit Robert reden; thu's gleich, so ist's abgemacht, ich will auch gleich zu Friederiken sprechen!"

„Ins Henkers Namen denn!" brummte der Oberförster, und klopfte seine Pfeife aus. „Höre, Robert", rief er dem Ankommenden zu, „ich habe noch etwas mit dir zu sprechen!" Sie gingen miteinander über den Hof, dem Walde zu.

Friederike war ins Haus getreten; die Mutter folgte ihr nach.

Zweites Capitel.

Es war Abend geworden; Bertram und Robert kamen aus dem Walde zurück. Sie traten Beide schweigend in die Stube, wo Friederike am Fenster saß und spann. Sie

kam nicht wie sonst dem Vater fröhlich entgegen, sondern blieb gebückt sitzen und sah eifrig auf ihren Faden, den sie doch in der Dämmerung kaum noch erkennen konnte; das Rad stockte auch jeden Augenblick. Bertram aber ging auf das Mädchen zu, küßte ihr die Stirn und sprach: „Weine nicht, Kind, Gott wird Alles wohl mit dir machen; aber in sein Schicksal muß man sich fügen!“ Der Alte hatte Mühe, sich selbst der Thränen zu enthalten; Friederike aber hielt ihr Tuch vor die Augen und ging eilig hinaus.

„Vater“, fing Robert an, als sie fort war, „das bricht mir das Herz ab! Ich sehe ein, du hast Recht; heirathen können wir uns nicht, jetzt nicht — aber doch vielleicht künftig! Ich habe einen Entschluß gefaßt; ich will hinaus in die Welt. Ich will mein Glück versuchen! Es kann mir ja gelingen wie manchem Andern auch! Morgen soll der letzte Tag sein, wo ich hier bleibe. Doch Eins erlaube mir; laß mich mit Friederiken reden. Ich will sie gerade heraus fragen, ob sie drei Jahre auf mich warten will. Geht's dann nicht, — nun dann, in Gottes Namen, so will ich nur wünschen, daß sie Einen findet, der's so redlich mit ihr meint als ich! Finden wird sie genug —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Der Vater schüttelte ihm die Hand und sprach bewegt: „Thue das, Robert, dagegen kann kein Mensch etwas haben; es thut mir weh, von dir zu scheiden, aber ich will euer Glück. Geh, sprich mit dem Mädchen, tröste sie, mach ihr Hoffnung, — es gibt der Wege viel, um etwas zu erreichen in der Welt, Gott wird dir deinen auch zeigen. Aber mach, daß du hinauskommst! Du hast ja gesehen, wie sie weinte; die Mutter wird mit ihr auch geredet haben. Beeile dich! Die Hoffnung ist ein starkes Seil, das uns über Wasser hält. Ihr werdet Plan auf Plan machen für die Zukunft, und das

wird euch jetzt über den Kummer forthelfen!" — Robert war schon lange hinaus, ehe der Vater geendet hatte.

Bertram ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder. Seine Frau trat ein. „Nun, Mutter", fragte er, „hast du mit Rieckchen geredet?"

„Ja wohl!" erwiderte Anna kleinlaut.

„Nun, was sagte sie?"

„Ach", seufzte die Mutter, „ich hatte ganz Recht gehabt, nur daß sie sich noch mehr liebten als ich dachte, — sie hat bitterlich geweint — sie hat —"

„Was Wunder! das Wasser tritt unser Einem auch in die Augen", murrte Bertram, sie unterbrechend.

„Aber sie ist gut, gehorsam", fuhr Frau Anna fort, „nur hat sie eine Bitte —"

„Und — und?" fragte Bertram gespannt, als seine Frau stockte.

„Du wirst's nicht gestatten wollen, aber verdenken kann ich's dem armen Kinde nicht", sprach Anna; „sie meint, so unter einem Dache mit Robert könne sie's nicht überwinden, sie würde vor Gram krank werden! Sie will fort —" Anna konnte vor Thränen nicht weiter sprechen.

„Nun, warum nicht gar alle Beide, daß wir hier allein ständen, wie zwei dürre Baumstämme!" rief Bertram; „Robert will fort, das ist genug! Und der soll auch gehen. Ich hab's ihm versprochen. Morgen feiert er mit uns das Fest, übermorgen geht er in die Welt. Basta! Aber mein Goldkind bleibt!"

„Ja, ja, so ist's am besten", rief Anna aus; und beide Eheleute hielten sich fest umfangen, als wollten sie sagen: Haben wir Alles im Leben gemeinsam getragen, Leid und Freude, so auch diese Sorge.

„Bringe Licht, Mutter", sprach der Oberförster nach

einer stummen Pause; „es ist ja schon dunkel. Du weißt, ich hab's gern hell um mich her; ich will auch noch die Zeitungen lesen, die der Amtsbote gebracht hat.“

Anna besorgte Licht; Bertram setzte sich zum Lesen; sie rückte ihren Stuhl nah an den seinigen und nahm ihren Strickstrumpf.

Unvermuthet schlugen draußen die Hunde an. „Was? Noch so spät ein Fremder?“ fragte der Oberförster aufhorchend und trat ans Fenster. Im Scheine des eben hinter den Waldspitzen heraufschwebenden Mondes sah er zwei Männer über den Hof gegen das Haus zu schreiten. Wenige Augenblicke nachher pochte es an der Thür; er öffnete. Es waren die beiden Fremden. Der Oberförster maß sie mit prüfendem Blick. Es mochten Männer in seinem Alter sein. Beide bärtig, gebräunt im Antlitz, Beide mit halbgrauem Haar. Ihre Tracht war fremdartig und verrieth eine lange Reise; sie hatten Jeder eine Art Jagdtasche über der Schulter hängen.

„Guten Abend!“ begann der zuerst Eingetretene, mit männlich wohlthuender Stimme; „ich sehe schon, wir sind nicht fehlgegangen; Sie sind der Oberförster Bertram!“

„Der bin ich; und was stände zu Diensten?“ fragte Bertram, der die seltsamen Erscheinungen noch immer verwundert betrachtete, dem aber in Stimme und Zügen des Fremden etwas schon irgendwo Gesehenes oder Gehörtes lag.

„Ich muß mich doch sehr verändert haben in zwanzig Jahren“, begann der Fremde wieder, „sonst hätte mein alter Kamerad Bertram mir wol schon die Hand zum Willkommen gereicht!“

„Kamerad Bertram?“ rief dieser erstaunt und hob ein Licht empor, um dem Fremden näher ins Gesicht zu leuchten.

„Hilf mir, Gott der Allmächtige!" rief er plötzlich aus, „wach' ich oder träum' ich? Bist du's, Wilhelm?"

„Wilhelm, der unglückliche Wilhelm!" rief der Fremde aus, und ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen, und er lag in Bertram's Armen.

„Wilhelm, Wilhelm!" rief dieser in herzlichster Bewegung, „bist du von den Todten auferstanden?"

„So gut wie im Grabe habe ich wenigstens so lange gelegen — und hier ohne meinen Freund Feldheim läge ich auch längst unter den Todten."

„Feldheim!" rief Bertram und umarmte auch diesen, „o wir kennen uns ja wol auch noch von der Schule her! Wenn wir auch früh auseinander kamen! Doch sprecht, erzählt, wo kommt ihr her? Was heißt das, du habest im Grabe gelegen?"

„Sibirien ist ein Grab, ein wildes, kaltes, finsteres, grauenvolles Grab!" antwortete Wilhelm, und er schien im Innersten zusammenzuschauern. „Dorther kommen wir!"

„Aus Sibirien!" wiederholte Bertram, und es schüttelte ihn mit kaltem Grausen. „Nun Gott sei Dank und Lob, du siehst die Heimat wieder! Der Tag der Erlösung ist dir doch auch erschienen und du wirst eine heitere Abendsonne sehen! Setzt euch, setzt euch! Wir haben morgen ein schönes Fest hier — aber die Vorfeier ist schöner geworden! Ihr sollt erzählen, ihr sollt euch erquicken! Ich weiß nicht, was ich euch anthun möchte, vor Gram über das Elend, das ihr ausgestanden habt, vor Freude, daß ihr da seid!" — Er wandte sich von Einem zum Andern und schüttelte bald Diesem, bald Jenem die Hand, und küßte sie ein mal über das andere.

Frau Anna war seitwärts getreten. Ihre Erschütterung hatte sich zu einem frommen Gebet gewendet, sie stand mit

gefalteten Händen und blickte zum Himmel auf, und helle Thränen wehmuthsvoller Freude und Rührung glänzten in ihren Augen.

„Seht da — das ist meine Frau, meine brave, treue Anna", sprach Bertram, — „meine Kinder — ja, Kinder habe ich nicht, — und doch, ihr sollt sie nachher sehen — o daß mir der Gedanke die Freude stören muß! — Nun, Gott lenkt ja Alles wunderbar und segensreich. — Setzt euch nur, setzt euch. Anna! eine Flasche von unserm besten Rheinwein — ein Willkommentrunk. — Geh, herzliebste Frau — unsere Freunde werden der Erquickung bedürfen!"

Wilhelm hatte keine Worte finden können, so überwältigte ihn die Rührung; Bertram's herzliche Worte, seine Bewegung, die ganze häusliche Stille und Glückseligkeit, die ihn anhauchte, die Gewalt der Erinnerungen — Alles überdrängte ihn so, daß er sich matt in den Sessel niederlassen mußte, und nur den Kopf an seines Freundes Herz drückte, und den heiligen Thränen freien Lauf ließ.

Anna trug Wein und Speisen auf; das Glas des Willkommens ward geleert. „Nun, Freund, nun erzähle", bat Bertram, „erzähle, wie es dir ergangen ist!"

„Hm", sprach Wilhelm lächelnd, „wenn du mich ein Jahr lang beherbergen willst, so kann ich dir alle Abende, so lang der Winter sie auch spinnt, erzählen, was uns begegnet ist, und ich würde nicht fertig werden! Also jetzt nur die Hauptsachen. Wir sahen uns zuletzt in dem Gefecht bei Wiesenfeld, wo ich verwundet und gefangen wurde —"

„Ja, leider! Ich entkam, aber unser Oberförster blieb", — fiel Bertram dazwischen ein.

„Ich wurde nach Frankreich geschleppt, saß lange in den Galeeren, nahm endlich Dienste, focht in Spanien, Oestreich, Illyrien, ging mit nach Rußland, war auf dem Rückzuge schon der polnischen Grenze nahe, — da wurde ich mit meinem Freunde Feldheim gefangen. — Wir wurden getrennt, das war das Bitterste! Außerdem auch ausgeplündert bis aufs Hemd, — aber doch rettete ich noch einen schönen Schatz! — Halb nackt wurden wir fortgeschleppt, dabei gemishandelt, dem Hunger preisgegeben — doch unsere Natur überdauert viel! Das Mitleid Einzelner kleidete mich wieder, nährte mich auch! Nach langem Umherschleppen durch öde Provinzen, gelangte ich nach Tobolsk. Hier traf ich Feldheim wieder; das war eine Freude! Es war ihm nicht besser ergangen als mir; nun aber trugen wir Alles leichter! Ein Vierteljahr blieben wir in Tobolsk; schon hatten wir Hoffnung, daß es uns leidlich ergehen möchte, da Feldheim sich als Arzt nützlich machte, ich gleichfalls allerlei verstand. Doch wir wurden weiter transportirt, und man wies uns endlich zum Zobelfang in den Wäldern von Irkutsk an. Das einzige Glück war uns geworden, daß wir beisammen blieben. Dreizehn Jahre brachten wir in der Einöde zu, wo kein Gruß, keine Nachricht aus der Heimat uns erreichte. Wir versuchten Alles, was möglich war, um unsere Rückkehr zu bewirken, — man wollte sie vielleicht nicht hindern, aber wir waren vergessen, an diesem äußersten Ende der Welt, und die Flucht war eine Unmöglichkeit. Endlich, — es sind nun funfzehn Monate, — als wir unsern Zoll an Zobelfellen dem Aufseher ablieferten, fanden wir dort einen russischen Beamten aus Irkutsk, der uns nach der Nummer, die wir in der Liste der Verurtheilten führten, aufrief, und uns befahl, ihm andern Tages nach Irkutsk zu folgen. Wir kehrten

nach unserer Hütte zurück, rüsteten uns, so gut wir vermochten, und gingen am folgenden Tage nach Irkutsk ab. Hier erfuhren wir, daß durch Unterhandlung der Regierungen endlich eine letzte Auslieferung der Gefangenen veranlaßt sei, und wir nach Europa zurückkehren sollten. Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, wir glaubten uns fast schon zu matt, zu abgestumpft für die Freude! Aber doch, Bertram, es war eine Empfindung, als wenn uns nach langer, kalter Nacht endlich die Sonne aufginge, und die ersten Strahlen uns wärmten.

„Laß mich's kurz machen; es dauerte lange Zeit, bevor die Transporte zusammenkamen; wir warteten drei Monate in Irkutsk, dann wieder auf andern Stationen, dann hielt uns der Winter auf, genug, erst in diesem Frühjahr gelangten wir nach Moskau. Hier wurden uns Wanderpässe gegeben, und ein Reisegeld gezahlt, und dann überließ man es uns, unsere Heimat aufzusuchen. Das Reisegeld war freilich nicht ausreichend, doch es ist uns gelungen, wir haben uns durch alle Mühseligkeiten durchgeschleppt, und sind nun hier!"

„Und seid willkommen", rief Bertram, und die Gläser erklangen. „Der Fürst wird gewiß für euch sorgen! Man wird euch eure langen Leiden in Rechnung bringen!"

„Ich habe keine Ansprüche", sprach Feldheim, „ich war in französischen Diensten, aber ich mag nicht nach Frankreich. Wir haben schon unterwegs gehört, daß dort auch Alles anders geworden ist, und man die Leute von der Armee des Kaisers nicht allzu freundlich anblickt. — Doch ich verstehe mein Fach, fühle mich noch rüstig, und so bin ich getrosten Muthes für die Zukunft."

„Und ich suche nur einen Platz, wo ich der Welt, und sie meiner vergessen kann", sprach Wilhelm ernst;

„denn Hoffnungen habe ich nicht mehr. Hier, hier an der Stelle, wo wir jetzt sitzen vielleicht, sind sie für ewig zertreten worden!"

„Wie das?" fragte Bertram erstaunt.

„Diese neue Försterei", erwiderte Wilhelm, „ist doch an dem Hauptgestelle angelegt, wo das Quergestell Nummer drei durchschnitt?"

„Freilich, freilich! Ich sehe, du kennst deinen Forst noch gut, nach zwanzig Jahren", antwortete Bertram. „Aber was soll deine Frage bedeuten?"

„Gewißheit und genaue Kenntniß habe ich freilich nicht", versetzte Wilhelm, „aber so viel weiß ich, daß mir kein Zweifel weiter bleiben kann. Meine Elsbeth ist hier — Gott weiß — vielleicht gar gemordet worden!"

„Gemordet!" riefen Anna und Bertram erschrocken. „Verschollen ist sie, nebst dem Vater, das wissen wir wohl", sprach Bertram nach einiger Zeit, „und das Gut in Friedensbrunn wird noch von den Behörden verwaltet, weil es noch nicht volle zwanzig Jahre sind, daß die Besitzer verschwanden. Dann fällt's dem Staat zu, denn Erben sind nicht da. Aber was weißt du denn?"

„Seht", sprach Wilhelm, und langte die Kette und die Busennadel aus der Brusttasche seines Oberrocks hervor. „Das trug sie an sich, und das hat hier Feldheim in Rußland bei ihren Mördern wiedergefunden, nachdem sie einen elenden Tod gelitten hatten. Später, wie wir als Gefangene transportirt wurden, traf ich mit einem Kürassier desselben Regiments zusammen, dem hatte einer der Umgekommenen, Bretonnier hieß er, erzählt, daß er mit zwei Kameraden, Pierre und Brassier, hier im Walde einen Bauerwagen, auf dem ein alter Mann und ein junges Mädchen gewesen, aufgefangen hätte. Sie plünderten sie

aus, banden den Alten an eine Eiche, und schleppten das Mädchen — laßt mich's nicht erzählen! Aber ich kann nicht zweifeln! Dem Wagen meines Schwiegervaters sind wir hier im Gestell an demselben Tage begegnet, ich selbst bin drauf gefahren, wir kamen an der alten Steineiche vorbei, wo die Krähenhütte stand, sie war in Flammen aufgegangen! — — Gottes Blitz hatte sie angezündet — Bretonnier hatte es so erzählt, — der entsetzliche Schlag hatte die Mörder wie wahnsinnig gemacht, — es hat um sie gedampft, — wie der Schwefelpfuhl der Hölle, — sie sind fortgestürzt, sinnlos, ihren losgerissenen Pferden nach — was weiter geschehen ist, wußte von ihnen selber keiner. Allein, was kann geschehen sein — sie sind Beide gemordet, oder vom Blitz erschlagen!"

„Gott, Gott im Himmel!" rief Bertram, der aufgestanden war, und mit großen Schritten in der Stube auf und nieder ging. „Ja, Wilhelm, das ist die Eiche hinter unserm Garten! Ach und ich habe noch andere Zeichen, die dir Recht geben! Anna, ich bitte dich, hol' doch ein mal das Messer herunter, das der Robert beim Aufräumen des Platzes gefunden hat!"

Anna eilte hinauf; in wenigen Secunden kam sie mit einem Taschenmesser zurück, das man in Erde und Asche gefunden hatte. Es war vom Rost gereinigt, aber die hörnerne Schale auf der einen Seite halb verbrannt.

Kaum sah es Wilhelm, so rief er aus: „Das war meines Schwiegervaters Andreas' Gartenmesser! Ich selbst hatte es ihm geschenkt; ich hatte es auf dem Jahrmarkt zu Stadt-Ilm gewonnen!"

„Ja, dann ist wol kein Zweifel, daß sie jammervoll dort umgekommen sind", sprach Bertram theilnehmend,

„denn wir haben auch verbrannte Knochen gefunden, und — es waren menschliche Gebeine!"

„Meine arme Elsbeth! Der wackere Andreas!" rief Wilhelm aus, und er verbarg sein Antlitz in sein Tuch, und weinte bitterlich — und Alle mit ihm.

Drittes Capitel.

Robert hatte Friederiken aufgefodert, mit ihm einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Anfangs waren Beide still. Sie gingen zwischen den Blumenkränzen, die sich von Baum zu Baum den mittlern Laubgang hindurchzogen, dahin, Hand in Hand; daß Alles so festlich und heiter um sie war, machte sie nur noch tiefer betrübt.

„Das soll nun morgen ein froher Tag werden", sprach Robert bitter, „und es ist doch der traurigste, den ich jemals erlebt habe!"

Friederike drückte ihm still die Hand. Der Mond schwebte eben zwischen den Tannenwipfeln herauf; sein Strahl schlich sich leise, freundlich durch die Zweige, und fiel auf Friederikens Antlitz. Sie sah so sanft, so lieb, so wehmüthig aus! In ihren blauen Augen blinkte es wie silberne Sterne, — sie sah Robert lange, innig an, dann senkte sie das Haupt gegen seine Brust, und er fühlte, daß ein warmer Tropfen auf seine Hand fiel. Da legte er den Arm sanft um das liebe Mädchen, zog sie zu

sich, küßte ihr die Augen, die Lippen und sprach: „Gewiß, es wird mir gelingen; ist hier auch noch in vielen Jahren keine Aussicht für mich, die Welt ist ja groß! Ich bin frisch, kräftig, verstehe mein Fach! Nur drei Jahre — die versprich mir!"

„Ich will meine ganze Lebenszeit auf dich harren, Robert", rief sie wehmüthig aus, „wenn du mich nur nicht verlassen willst! Und würdest du ein Greis, ich hätte dich darum doch nicht minder lieb!"

„Ich habe auch Hoffnung, ich fühle mich etwas!" rief Robert aus. „Ich kann nicht ganz niedergeschlagen sein! Da du mir Treue gelobst, bin ich nicht mehr verzagt. Die Trennung wird schmerzen, doch ich habe einen festen, frohen Glauben. Spotte nicht, allein, ich weiß nicht, es ist ein Gefühl in mir, das mir Heil und Segen verspricht! Mir ist immer, als müßte mir das Glück ganz unvermuthet wie vom Himmel fallen!"

Sie standen an der Eiche. — Der Mond bestrahlte den alten, zerstörten Baum mit seinem bleichen Licht. Einige der knorrigen, starken Aeste waren noch umgrünt; die andern ragten als abgestorbene, schwarzgraue Arme hinaus. Der Stamm war morsch und verwittert, und eine breite Blitzfurche lief an der Rinde hinab, bis zu den Wurzeln. Doch diese umgrünte das üppigste, schwellendste Moos. Robert stand und betrachtete den Baum mit prüfenden Blicken. „Ja, wenn es nur wahr wäre, was die Leute sagen, daß unter dir ein Schatz vergraben läge! Du solltest noch heute fallen, und deine breiten Wurzeln müßten hergeben, was sie festhalten, da unten! Im Forst taugst du so schon längst nichts mehr!"

„Ach, laß den alten, prächtigen Baum!" sprach Friederike. „Er gleicht einem ehrwürdigen Greise, der zwar

ein halb kahles Haupt hat, aber doch noch immer freundlich und männlich aussieht! Mir ist es immer, als nähme er mich in Schutz vor dem Leben, wie vor der Sonne; denn wenn ich mich Mittags an seinem Stamm niedersetze, gibt er mir dichtern und kühlern Schatten als die Laubkronen aller der jüngern Bäume hier ringsumher. — Hier habe ich immer am liebsten gesessen." Dabei setzte sie sich in das weiche Moos, und lehnte sich vertraulich gegen den Stamm. Ihre reine Seele ahnte nicht, welche Stunden des Entsetzens und der Verzweiflung an der Stelle durchkämpft waren, wo sie jetzt zwar mit wehmüthigem, aber doch beglücktem Herzen saß. Sie sah hold und unschuldig zu Robert auf; ihr Auge lud ihn ein, sich zu ihr zu setzen. Er that es.

„Wir wollen süßen Hoffnungen Raum geben", sprach sie; „wenn du fort bist und die Tagesarbeit vorüber, dann werde ich mich hierher schleichen, mich zu Füßen dieses alten Freundes setzen und deiner gedenken. Dann wird mir sein, als wärst du hier, als hörte ich deine Stimme! Und über drei Jahre, wenn ich einstmals wieder an einem schönen Mondscheinabend hier sitze, und deiner gedenke, und dich zu sehen, zu hören glaube, wenn dann der Traum so lebendig wird, daß er mir wie Wirklichkeit ist, und ich ausrufe: «Robert, Robert!» dann trittst du plötzlich hinter der Eiche hervor, und wir liegen einander in den Armen!"

Er drückte das liebliche Mädchen ans Herz, er küßte sie so innig, als sei der Traum schon verwirklicht!

Und so wußten sie in der lebendigen, schönen Kraft der Jugend nur den Honig des Glücks aus der Blume des Augenblicks zu saugen, in ihrer vollen Liebesseligkeit süß vergessend, ob sie Jahre oder Minuten dauern werde.

„Ja, ja, so wird es sein“, sprach Friederike, „oft werde ich mich täuschen und das Flüstern und Rauschen des Windes in den Bäumen und Blättern für deine Stimme, für deinen Fußtritt halten — ein mal aber doch wird es wahr werden! Ich werde hören, lauschen, zweifeln, wieder lauschen, zweifeln, wieder lauschen, und dann — — aber horch!“ unterbrach sie sich plötzlich, und schreckte schüchtern zusammern, und schmiegte sich, furchtsam seitwärts blickend, an Robert. „Hörtest du nichts? Es seufzte, — schon wieder —“

„Nein, meine Friederike,“ sprach Robert freundlich beruhigend, „dein Traum ist nur zu lebhaft! Das war wirklich nur das Ziehen des Windes in den Wipfeln der Bäume — eine — aber doch — du hast Recht!“

Sie saßen und lauschten gespannt. Ein wehmüthig gehauchter Ton schwebte um sie her, als bilde er sich leise in der Luft; er war dicht bei ihnen und doch nichts zu entdecken. — Da tönte es wieder, vernehmlicher, — es war ein leiser, eintöniger Gesang, — deutlich unterschieden Beide das Wort: „Braut“ — —

Robert wollte aufspringen, doch Friederike hielt ihn bebend zurück. Sie schauerte, — das Wort Braut war ihr wie von einer Geisterstimme zugehaucht, — es hatte sie durchzittert bis in ihr Innerstes. Eine verworrene Mischung von Furcht, Ahnung, Glück und Unheil erfüllte ihre Brust. Sie bat Robert zu bleiben; sie hielt es für etwas Heiliges, das vom Himmel käme.

Er erwiderte ihr, selbst aufs äußerste erstaunt — „das kommt aus dem Innern des Baumes, oder —“

„Ach!“ rief Friederike plötzlich unterbrechend, und fuhr heftig zurück.

Robert wandte sich um und schreckte selbst betroffen

zusammen, denn in dem bläulich silbernen Mondlicht stand eine seltsam schauerliche, weibliche Gestalt vor ihm, als sei sie plötzlich aus der Erde gewachsen. Sie war in ein graues Gewand gekleidet, das Haar hing ihr ungeordnet lang herab, sie hatte sich einen Kranz von Eichenlaub aufgesetzt, und an der Brust trug sie einen Blumenstrauß. Die weißen, abgemagerten Hände hielt sie, wie stille zuwinkend, aufgehoben vor sich, und legte auch den Finger an den Mund, indem sie ein leises St! flüsterte.

Auf den ersten Blick sah man, daß die Unglückliche geistesirr sei, doch flößte ihre Erscheinung, wenn sie auch anfangs erschreckte, mehr Mitleid als Schauer ein.

Friederike fragte zuerst schüchtern: „Seid Ihr verirrt, gute Frau? Wo wollt Ihr hin?"

Sie blieb stehen, schüttelte das Haupt und sang in ihrer eintönigen Weise:

„Was weint die junge Braut?
Sie ringt die weiße Hand —
War dem Liebsten vertraut —
Doch ihr Ringlein verschwand —
Der Treue Pfand."

Sie stand so, daß ihr Schatten, den der Mond warf, Friederiken ganz bedeckte. Diese stand auf, und trat seitwärts mit Robert ins helle Licht. Plötzlich rief die Irre: „Ach da bin ich ja! — Ja, du bist es!" und dabei faßte sie mit der Hand mächtig nach Friederiken, die die Bewegung nicht schnell genug bemerkte, um zurückzuweichen. Es durchschauerte sie, als die Hand der Wahnsinnigen sie festhielt; sie zitterte, doch wollte sie sich nicht losreißen. Die Unglückliche hob ihr die Hand gegen das Mondlicht, besah sie und schüttelte traurig das Haupt. —

„Ja, du hast den Ring nicht mehr! Du bist ich, — und ich bin du! Du hast wol auf seinem Grabe gesessen; sag' mir doch, wo hast du seinen Schädel hingetragen, du trugst ihn ja in der Schürze fort, aus der kalten Asche! — Ich weiß, du bist's gewesen! Aber ich habe es vergessen, wohin wir gingen! — Ich suche den Ring! Und du hast ihn auch nicht mehr!"

Sie ließ Friederikens Hand los, und hielt sich die ihrige vor die Augen, und weinte bitterlich und sang ihr Lied.

Robert stand von einem wehmüthigen Schauer ergriffen; es dünkte ihm, als habe er die Züge dieser Unglücklichen schon gesehen. Doch wußte er seinen dunkeln Erinnerungen keinen bestimmten Gegenstand zu geben.

Friederike sprach leise zu ihm: „Wollen wir die Arme nicht ins Haus führen? — Sie wird kein Obdach haben!"

Sie hatte die Worte, so leise sie geflüstert waren, dennoch gehört. „Nein, sie hat kein Obdach!" sprach sie weinend. „Sie irrt umher, bis sie den bösen Feind erlöst hat. Hier sitzt er in der Eiche und heult! Er hütet die Schätze! Weckt ihn nicht, er schläft! Wenn er aufwacht, tobt er gegen den Banm, und will heraus! Aber er ist gebannt! Er muß den Schatz hüten, der da unten liegt!"

Robert wurde aufmerksam. Die Sage, daß unter der Eiche ein Schatz vergraben sei, bekam in dem Munde der Wahnsinnigen einen Anstrich geheimnißvoller Wahrheit. Er fragte sie daher: „Woher weißt du, daß ein Schatz hier vergraben ist?"

Jetzt erst sah die Zerrüttete ihn zum ersten male an; bisher hatte sie nur Friederiken betrachtet, schien ihn gar

nicht bemerkt zu haben. Sie trat staunend einen Schritt zurück und rief: „Ach mein Heiland, du bist es, du —!“ Und heftig warf sie sich auf die Knie, rang die Hände wie im Gebet, faltete sie über der Brust, und war wie außer sich. Robert war ganz bestürzt, doch unterbrach er ihr Thun nicht, sondern ließ sie gewähren. Erst da sie ruhiger war, näherte er sich ihr und fragte: „Und wer bin ich denn?“

Da sah sie ihn wie aus tiefen, innern Träumen erwachend, lange starr und stumm an; endlich schüttelte sie sich wie im Fieber und sprach tonlos: „Nein, du bist es nicht — es ist ja nicht seine Stimme! — Ach das Kleid haben Viele an!“

Und wieder verfiel sie in ihren Gesang.

„Komm!“ bat Friederike drängend zu Robert, „führe sie hinein. Es zerschneidet mir das Herz, die Arme so jammervoll zu sehen.“

Robert bot ihr die Hand und bat sie, mit hineinzukommen, wo sie Obdach und Abendbrot finden würde.

„Ich kann nicht“, rief sie und zog die Hand zurück, „ich muß den bösen Geist erlösen. In der Mitternachtsstunde mußt du den Baum spalten; dann saust er heraus! Hast du nicht gehört, wie er klirrt mit seinen Ketten, und wie er rasselt im Golde? Horch doch!“

„Friederike“, rief Robert plötzlich aus, „du magst mich einen Thoren schelten, doch ich weiß nicht, mir sagt etwas, in dem Baum steckt ein Geheimniß, — es sei nun was es wolle! Ich will wissen, ob etwas daran ist! Gleich bin ich zurück!“

Mit diesen Worten sprang er, bevor Friederike ihn zu halten vermochte, dem Garten zu, nach dem Platz, wo das Gerüst gezimmert war, und wo noch Axt und Spa=

ten lagen. In einer Minute war er mit beiden zurück und trug die Axt, die im Mondlicht blinkte, auf der Schulter.

„So recht!“ rief die Wahnsinnige, „spalte ihm das Hirn! Aber triff ihn gut.“

„Ich will den hohlen Stamm wol bald öffnen“, entgegnete Robert, warf den Spaten fort und führte mit der geschwungenen Axt einen kräftigen Hieb gegen den obern Theil des Stammes. Es dröhnte seltsam nach, als klirre es inwendig wie mit Ketten. Betroffen sahen er und Friederike sich an und fragten wie aus einem Munde:

„Was war das?“

In äußerster Spannung that Robert einen zweiten Hieb. Die Rinde spaltete sich bis nach oben, wo der Stamm auslief; es war nur eine dünne Holzschale darunter; die Axt drang hinein, Robert drückte sie seitwärts und brach, mittels ihrer Hebelkraft, ein starkes Stück der morschen Holzhülle heraus.

Friederike that einen lauten Schrei des Entsetzens, und selbst Robert sprang mit unwillkürlichem Ausruf zurück, bei dem Anblick, der sich ihnen darbot. Ein Schädel grinste ihnen im hellen Mondlicht entgegen, unter einem verrosteten Helm hervor, und die weißen Röhrknochen eines emporgehobenen Armes streckten sich wie drohend aufwärts.

„Hu! Das ist der böse Feind!“ rief die Wahnsinnige schaudernd, und starrte die grausige Erscheinung an. „Das ist nicht sein Schädel! Den habe ich tief, tief vergraben!“

„Komm, komm, laß uns hinein, es ist zu grauenhaft“, bat Friederike und wollte Robert fortziehen. Doch

dieser erwiderte: „Nein, ich will bleiben! Wer weiß, was hier in dem Stamme steckt, doch eile du hinein, und rufe den Vater und die Mutter herbei.“

Friederike flog durch den Garten ins Haus. — —

Viertes Capitel.

Der Oberförster, Anna und die beiden Fremden saßen im eifrigen Gespräch beisammen; die Erzählungen Wilhelm's und Feldheim's hatten, im Verein mit dem wunderbar überraschenden Ereigniß ihrer Heimkehr ins Vaterland, eine solche Aufregung veranlaßt, daß selbst die betrübenden, häuslichen Vorgänge, der Kummer um Robert und Friederike, für den Augenblick aus den Gedanken Bertram's und Anna's verscheucht waren.

Wilhelm war eben mitten in einer Schilderung seiner düstern Lage und Stimmung in Sibirien begriffen, als die Thür sich heftig aufthat, und Friederike mit fliegendem Athem und wechselnder Blässe und Röthe auf den Wangen hereinflog. Beim Anblick der seltsamen Fremden, die das Gesicht gegen die Thür, ihr zugewendet hatten, stutzte sie einen Augenblick. Doch eben wollte sie ihre wunderbare Kunde beginnen, als Wilhelm, der sie starr angeblickt hatte, mit dem Ausruf vom Sessel aufsprang:

„Heiliger Gott! das ist meine Elsbeth oder ihr Geist!“

Alles gerieth in die höchste Aufregung bei diesem Aus-

ruf. Friederike stand bestürzt, und konnte kein Wort hervorbringen; Wilhelm aber faßte Bertram bei beiden Händen und rief: „Um Jesu Christi Willen, sage mir, wer ist dieses Mädchen, die meiner Elsbeth gleicht, als wäre sie es selbst!“

Eine ahnende Vermuthung leuchtete mit der Schnelle des Blitzes durch Bertram's Seele. „Es ist meine Pflegetochter“, erwiderte er rasch, „das hülflose Kind einer längst verschollenen Geisteskranken“, wollte er hinzusetzen — doch er besann sich, und sprach nur: „als eine hülflose Waise habe ich sie ins Haus genommen!“

Friederike hatte sich indeß wieder gesammelt; sie erzählte hastig, was an der Eiche geschehen sei.

Ein ahnendes Grauen durchzuckte jede Brust, am tiefsten aber Wilhelm's, den es plötzlich mit vollster Ueberzeugung ergriff, er stehe hier an der Lösung aller Räthsel und Geheimnisse seiner unglückselig wunderbaren Schicksale.

Alle eilten hinaus.

Auch das Gesinde kam in Bewegung. Die Jägerburschen, die Mägde, der Knecht, der eben mit der Laterne aus dem Stalle trat; Alle liefen eilends nach.

Schon von weitem sah man, daß aus der obern Hälfte des Stammes die dürre Holzdecke weggebrochen war, und es schimmerte weiß und grau im Mondenstrahl. Robert war beschäftigt noch mehr Holz aus dem Stamm wegzubrechen.

„Robert, welch einen gräulichen Schatz hast du aufgefunden“, rief der Oberförster aus, als er näher trat; und Allen erstarrte der Gedanke in den eisigen Schauern des Entsetzens.

Der Helm, der Schädel, ein Harnisch, die emporgestreckten Arme waren sichtbar; die Knochen hatten sich in

der Lage erhalten, da sie halb in das morsche Holz, halb zwischen dem Helm eingeklemmt und auf den Harnisch gestützt waren. — Die Wahnsinnige stand wie erstarrt, und blickte unverwandt auf das riesige Ungethüm in dem finstern Sarge der Baumhöhlung hin.

Alle Hinzugekommenen hatten einen Halbkreis gebildet; keiner sprach, sie wagten kaum zu athmen, vom Grausen kalt durchschauert. Das entsetzenvolle Bild der Qualen des Unseligen, der hier die tausendfache Marter des Todes erduldet hatte, stand Allen vor der Seele.

Wilhelm, der Grausenscenen dieser Art vielfach erlebt hatte, war davon minder erfaßt; doch in seinem aufgeregten Geiste wogten neue Ahnungen. Er trat dicht an den Baum, und blickte schärfer hin. Indem er das Auge nach oben hob, und die Armlänge verfolgte, rief er plötzlich: „Was blinkt dort, laßt doch sehen!“ Im Mondenlicht schimmerte ein glänzender Metallpunkt; der Hausknecht hob die Laterne hinein.

„Ah er hat ihn noch — meinen Ring!“ tönte plötzlich die Stimme der Wahnsinnigen, und sie drängte sich hinan, um den Ring herabzulangen, den man jetzt deutlich um den Fingerknochen des Gerippes an einem Holzsplint hängen sah, der Beides hielt.

„Wer bist du?“ rief Wilhelm, der sich, durch die Stimme im Innersten getroffen, umwandte, und indem er Antlitz und Gestalt der Unglückseligen sah, überraschte ihn wie unwillkürlich der Ruf: „Elsbeth!“

Auf diesen Klang stieß die Wahnsinnige, die ihn gleich bei seiner Frage mit starrem Blick betrachtet hatte, einen lauten Schrei aus, wollte ihm entgegenstürzen, aber sank in die Knie und lag ohnmächtig, kaum von seinen Armen halb aufgefangen, zu seinen Füßen.

Robert sprang an der Eiche auf und riß den Ring glücklich herunter. Es war ein Trauring, im Innern standen die Worte eingegraben: „Am 14ten October 1806", das war Wilhelm's Hochzeitstag gewesen!

Und seine arme Elsbeth war es, die ohne Besinnung auf dem Boden vor ihm lag, deren Haupt, mit wilden Blumen und Eichenlaub bekränzt, als sei sie noch im Brautschmuck, bleich in seinem Schoose ruhte.

Bertram zog seine Frau bei Seite; sie flüsterten heimlich miteinander; ihr Blick traf verstohlen bald auf Elsbeth, bald auf Friederiken, die mitleidig um diese beschäftigt war. „Ja, ja", sagte er endlich halblaut; „es ist so, du darfst mir's glauben; doch still davon, wenigstens für jetzt!"

„Wir müssen sehen, was weiter in dem Baum steckt", rief Bertram laut, um die Gedanken von der Ohnmächtigen abzuziehen; „bringt aber doch die Kranke hinein, Mutter Anna, sorge für sie."

Wilhelm und Feldheim trugen die Ohnmächtige durch den Garten, Friederike und Anna folgten ihnen.

Robert und Bertram arbeiteten weiter daran, die Höhlung des Baumes aufzubrechen. Sie fanden das ganze Gerippe, doch waren die Schenkelknochen auseinander gefallen, und nur Helm und Harnisch, die fest im Holz steckten, hatten den obern Theil gehalten.

„Der muß auch alle Höllenstrafen verdient haben", rief Bertram zusammenschaudernd aus, „sonst möchte man wahrlich an keinen Herrgott mehr glauben! — Aber was ist das?"

Ein paar große, halbvermoderte Kürassierstiefel wurden sichtbar. Robert wollte einige Schläge mit der Axt thun, um sie frei zu machen; doch der Oberförster rief ihm zu:

„Sachte, sachte; hier wird die Holzung stärker, das hält den Baum; sonst bricht er um und stürzt uns über die Köpfe! — Nichts mehr weghauen! Wir wollen ihn nun schon so räumen.“

Helm, Schädel, Harnisch und etliche Knochen waren schon auf den Rasen gelegt. Robert hob jetzt auch die Stiefeln heraus.

„Es friert mich doch etwas bei dem Zeug“, sprach er, „sieh nur, Vater, wie die Knochen da drinnen stecken und klappern!“ Er warf sie auf den Rasen. „Ich vermeinte hier einen Schatz zu graben, doch nach dem Besitz gelüstet mich's wahrlich nicht!“

„Nur weiter; man muß doch sondiren, ob nicht noch mehr in dem Loche steckt“, erwiderte der Alte. „Friedrich, reiche einmal die Laterne hierher!“

Robert nahm sie dem Hausknecht ab und leuchtete hinunter. „Wahrhaftig“, rief er, nachdem er sich übergebückt und hineingefühlt hatte, „da unten liegt noch Etwas. Es fühlt sich weich an. — Aber ein verdammter Modergeruch steckt doch in dem Loch.“

„Nimm dich in Acht mit dem Einathmen“, warnte Bertram. „Kannst du fassen, was unten liegt?“

Robert antwortete nicht, denn er hatte sich mit verhaltenem Athem hinabgebeugt. „Uf — das ist schwer!“ — Mit diesen Worten warf er einen Mantelsack, den er gefaßt hatte, auf den Boden.

„Aha!“ rief der Oberförster, „doch noch etwas Eingeweide.“

„Es liegt noch einer darin, er fiel mir nur wieder hinab“, entgegnete Robert, bückte sich nochmals, und hob auch den zweiten Mantelsack heraus. „Den Teufel“, rief

er, „darin steckt mehr als Wäsche!“ und warf ihn auf den ersten.

„Gib Acht, was fällt da?“ fragte der Oberförster. Der Hausknecht leuchtete mit der Laterne hin und fand eine kleine Brieftasche. „Das Ding ist auch ganz verschimmelt“, sprach er, „es faßt sich an wie ein Schwamm!“

„Nur her damit“, gebot Bertram, „wir erfahren doch daraus vielleicht, wer hier lebendig begraben worden ist! Nun hinein mit den Sachen ins Haus und ans Licht.“

Er und Robert faßten Jeder einen der Mantelsäcke.

„Holla“, rief Bertram freudig aus, als er das Gewicht fühlte, „darin steckt ein Finderlohn! Wer weiß, Robert, was dir für ein Glücksstern gefunkelt hat!“

Diesem schlug das Herz vor Freude und Ahnung.

In der Hausflur öffneten sie die Mantelsäcke. Die verschimmelten, verquollenen Riemen ließen sich kaum aus den verrosteten Schnallen herausbringen. „Ei was“, rief Bertram ungeduldig, „die vermoderten Säcke wollen wir doch nicht retten. Ich mache kurzen Proceß.“ Dabei nahm er sein Jagdmesser heraus, fuhr mit der Spitze in den Boden des Mantelsacks und schlitzte ihn der Länge nach auseinander. Kaum war es geschehen, als es auch schon schwer klirrend auf den Boden stürzte, und als Bertram nachschüttelte, so rollten plötzlich helle Gold- und Silberstücke in Menge auf dem Boden umher! „Juchheissa!“ rief er, „das sind Freunde in der Noth!“ und schüttelte kräftig weiter. Robert aber warf vor freudigem Erstaunen seinen Mantelsack auf die Erde, schlug die Hände verwundernd und gerührt zusammen, und rief aus: „Herr Gott im Himmel! du bist ein gnädiger Vater!“ Und die hellen Freudenthränen liefen ihm aus den Augen.

„Was stehst du denn aber hier und rührst dich nicht“, schalt ihn Bertram, „denkst du denn nicht an Riekchen? Nun hat ja aller Jammer ein Ende! Denn mit dem Nothpfennig werdet ihr doch wol heirathen können! Lauf doch, und rufe sie, und herze und küsse sie als deine Braut!“

Robert eilte, wie trunken, in die Wohnstube.

„Ihr da“, befahl der Oberförster den freudig staunenden Mägden und Jägerburschen, „Ihr sollt auch euern Antheil haben, das versteht sich! Aber fegt ein mal Alles hier zusammen, das Zeug ist rund und rollt in alle Welt.“

Die Mägde sprangen nach dem Kehrbesen und mußten wirklich das entrollte Gold aus den Ecken zusammenfegen. Bertram aber hatte schon den zweiten Mantelsack aufgeschnitten, der ein noch reicheres Eingeweide zeigte. Ein großer, grüner Beutel fiel heraus, der nichts enthielt als funkelnde Vierzigfrankenstücke mit dem Bildniß des Kaisers. Dazu Schmucksachen aller Art, Ohrgehänge, Ringe, Halsbänder — eitel Silber, Gold und Edelsteine.

„Das ist eine Kette!“ rief Bertram staunend aus, als eine schwere goldene Kette ihm in die Hand fiel. „Nun, die will ich nicht umsonst gefunden haben!“

Friederike, die drinnen am Krankenlager Elsbeth's beschäftigt war, kam mit Robert heraus, der ihr nichts gesagt hatte von dem gefundenen Schatz.

„Hilf Himmel! was ist das!“ rief sie aus, und stand wie geblendet von dem Gold und Silber, das auf der Erde und auf zwei Schemeln lag.

„Nicht, Kind?“ fragte Bertram aus innerster Seele froh, „das ist ein Brautschatz!“

Friederike begriff nicht, was um sie vorging. „Nein, sagt mir, lieber Vater, was ist das, was bedeutet das!“

„Komm nur her, komm her", erwiderte Bertram, zog sie zu sich, nahm sie beim Kopf und küßte sie von ganzem Herzen! „Du mein Kind! du mir so lieb, wie mein eigenes Herzblut! Ja, du bist gut und fromm, und Gott im Himmel hat dich gesegnet! Du weißt noch gar nicht, was du Alles heute gefunden hast, — es ist eine süßbittere Gabe dabei! — Aber laß ein mal!" dabei nahm er die schwere goldene Kette und hing sie der halb Betäubten um den Hals. „Das ist ein Hochzeitsgeschenk, wenn du den dort heirathest", rief er überfroh, „und morgen beim Fest soll eure Verlobung sein!" — Mit diesen Worten drängte er sie fast in Robert's Umarmung hinein.

Sie weinte, sie lächelte, sie wollte sprechen und vermochte es nicht, — sie küßte Robert, — sie umarmte den Vater, — sie reichte schluchzend den glückwünschenden Mägden die Hand, — endlich setzte sie sich ermattet auf einen Schemel und sprach, die Hände faltend, im Tone innerster Frömmigkeit: „O, du guter Gott im Himmel, wie machst du uns doch so glücklich!"

Bertram winkte dem Gesinde hinauszugehen. Als er mit Robert und Friederiken allein war, sprach er feierlich ernst. „Und nun, Kinder, soll auch der Ernst kommen, nach der Freude. Ich habe euch etwas zu vertrauen. — Du hast noch einen andern Schatz heute gefunden als den goldenen, mein Töchterchen — einen Schatz, den du treu behüten wirst, wenn er dir auch mehr Kummer als Freude bringt. Die arme Unglückliche — Friederike — sie ist deine Mutter!"

„Meine Mutter — meine todtgeglaubte Mutter!" rief sie aus und wollte hinein; doch Bertram hielt sie an der Hand fest und sagte: „Ums Himmels willen, Riekchen, jetzt nicht voreilig! Wenn du ein Wort sprächest, könnte

es ihr den Tod bringen. Und erst sollst du hören, woher ich's weiß, und wie Alles zusammenhängt. — Aber hier in der Hausflur können wir nicht bleiben. Wir müssen ungestört sein. Faßt an, laßt uns erst das Geld und die Sachen hier ins Zimmer bringen, dann will ich euch Beiden Alles in Ordnung erzählen." — Er schloß die Thür zu seiner Bureaustube auf, und packte mit Robert Mantelsäcke und zusammengerafftes Geld — Friederike trug, fast schauernd über das Glück, die ganze Schürze voll, — in einen großen Schrank. Nachdem Bertram diesen und das Zimmer sorgfältig verschlossen, ging er mit Friederiken und Robert hinaus in den Garten. „Hier", sprach er, und nahm seinen Platz auf der Bank am Hause, wo er wenige Stunden zuvor mit Anna gesessen, ein; „hier setzt euch zu mir, und hört mich an! — Es sind nun funfzehn Jahre her, daß ich in Pösneck öfters in fürstlichen Geschäften zu thun hatte. Als ich ein mal, es war gerade am Sonntage, am Krankenhause daselbst vorüberging, sah ich in dem Gärtchen desselben eine blasse, aber lieblich anzuschauende junge Frau, die sich einen Kranz von Laub und Blumen aufgesetzt hatte; als ich stille stand und sie betrachtete, sah sie mich mit ängstlich forschenden Augen an, und fragte mich: „Habt Ihr meinen Ring nicht gefunden?" Und als ich verwundert den Kopf schüttelte, fing sie an zu weinen, und sang etwas von dem Ringe, was ich nicht verstand. Ich war neugierig geworden, und fragte einen Wärter, der in der Thür stand, wer die junge Frau sei? Er antwortete: «Ja, das weiß Niemand. Sie ist vor etlichen Jahren im rauhen Novemberwetter hier auf dem Felde angetroffen worden, fast erstarrt, ganz bewußtlos, und da hat man sie hier ins Krankenhaus gebracht. Sie hatte sich zwar bald wieder erholt, blieb aber

still und trübsinnig; doch als der Doctor in sie drang, ihren Namen und Herkunft zu sagen, wurde sie ängstlich und endlich ganz scheu und hastig, und brach in völlig irre Reden aus. Danach wurde sie ohnmächtig, lag etliche Tage im Fieber, und dann war wieder Alles wie zuvor, und sie wußte von nichts. Nun fragte sie der Doctor nicht wieder, und verbot es auch streng, sie durch derlei Anreden zu beunruhigen. Da sie sonst gar nicht krank war und sehr fleißig, und alle Dienste that, und die Kranken pflegte, ließ man sie im Hause. Nach etlichen Monaten aber ergab sich's, daß sie Mutter werden mußte, und nun erklärte sich's wohl, weshalb ihr Geist zerrüttet war, und warum sie stets nach ihrem Ring suchte. Sie war gewiß ein armes betrogenes Mädchen.» — „So erzählte mir der Wärter", bemerkte Bertram, „jetzt aber zeigt sich's doch, daß es anders mit ihr gewesen sein muß. — Ich forschte nun weiter und hörte, daß sie eine dreijährige Tochter habe, die bei Leuten in der Nähe in Pflege gegeben war. Da sie sich so still, fleißig und nützlich zeigte, hatte man sie nach der Geburt des Kindes in der Anstalt gelassen. Nur zu Zeiten kehrten ihre irren Träume wieder, und dann ließ man sie still gewähren; sie verfiel in ihr Fieber, das einige Tage anhielt, und dann war Alles vorüber. Eben da ich sie sah, hatte sie einen solchen Anfall. — Ich ging nun weiter, meinen Geschäften nach, doch das Bild der armen Kranken und mehr noch der seltsame Ton ihres Gesanges blieb unerlöschlich in meinem Gedächtniß."

Friederiken flossen die Thränen schmerzlichster Rührung über die Wangen, als sie so von dem unglücklichen Schicksal ihrer Mutter hörte. Sie nahm Bertram's Hand und sprach bittend: „Lieber Vater, nun verstoßen wir aber doch

die Arme nicht? Sie kann doch still bei uns bleiben? daß sie nicht mehr Nachts durch den Wald irrt, wie ein böser, geängstigter Geist!"

„Nein, nein, mein Goldmädchen", erwiderte Bertram freundlich, „jetzt wird schon ganz anders für sie gesorgt werden. Der Himmel hat wunderbar gewaltet!"

„Aber laß mich weiter erzählen."

„Nach Jahr und Tag, als ich mich wieder ein mal in Pösneck befand — ich war inzwischen schon öfters dort gewesen, aber nicht nach dem Krankenhause gekommen, — ging ich dort wieder vorbei, und sah den Wärter in der Thür stehen. Ich fragte sogleich nach der jungen Frau. «Ja, die ist fort, sie ist entflohen, alle Mühe sie wieder aufzufinden ist vergeblich gewesen», antwortete er mir. «Es war eine ganz eigene Geschichte», fuhr er auf meine Fragen zu erzählen fort. — «Im März vorigen Jahres kam hier ein französisches Kürassier-Regiment durch, das nach Rußland ging; die Kranke stand gerade am Fenster, als es ausrückte. Als sie die ersten Reiter um die Ecke in die Straße einbiegen sah, stieß sie auf ein mal einen lauten Schrei aus und riß das Fenster auf, Gott weiß weshalb; vielleicht um sich hinauszustürzen. Ich sah es und hielt sie mit aller Gewalt zurück, da brach sie in ein wimmerndes Angstgeschrei aus und fiel in Verzuckungen zu Boden. Sie mußte zu Bett gebracht werden und erlag alsbald wieder einem heftigen Fieber. Wir dachten, sie würde sich, wie sonst, nach einigen Tagen wieder erholen, doch der Anfall dauerte lange. Als sie endlich hergestellt war, hatte sie ihre wahnsinnigen Träume stärker als jemals; und ehe wir's uns versahen, war sie eines Morgens verschwunden; seitdem hat kein Mensch wieder etwas von ihr gehört noch gesehen. Wir machten uns nun wohl so

allerlei Gedanken und Vermuthungen darüber, daß wol ihr Geliebter unter den Reitern gewesen sein möchte, doch die Wahrheit hat Niemand erfahren.»

„Das erzählte mir der Wärter. Ich fragte nach dem Kinde. Da rief er dich beim Namen; du sprangst mit deinem blonden Lockenköpfchen und den freundlich blauen Augen heran." «Die Pflegemutter», sagte der Wärter, «ist gestorben, und der Vater so alt und krank, daß er hier auch ins Hospital gekommen ist. Sie soll nun ins Waisenhaus, denn hier ist kein Platz!» — Bertram schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er bewegt fort: „Da überkam mich's, als ob mich's Gott hieße, — ich war schon fünf Jahre verheirathet, und hatte keine Kinder — zwar der Krieg hatte uns Alles genommen — die Zeiten waren fast noch schwerer als zuvor, — doch du sahst mich so helläugig an, —" er legte die Hand auf Friederikens Haupt: „und so wurdest du unsere Tochter; und ich habe bis diese Stunde nie bereut, was ich gethan!"

Friederike ließ sich sanft angeschmiegt im seligsten Gefühl von ihm herzen. Doch fragte sie: „Aber meine Mutter? was wurde aus ihr?"

„Ja, das weiß ich nicht", entgegnete Bertram. „Doch erkannt habe ich sie heute auf der Stelle, nicht an ihren Zügen, denn die waren mir längst entschwunden, und die Jahre müßten sie ja auch völlig verändert haben, aber an ihrem ganzen Wesen, und besonders an ihrer Stimme."

„Und wer sie ist, wissen wir nun auch wol, da der fremde Mann drinnen, den du gesehen hast, sie erkannt hat. Er ist mein alter Kamerad, Förster Wilhelm Herbart, mit dem ich zusammen auf der Forstschule gewesen, und die ersten Lehrjahre in Dreißigacker durchgemacht habe. Er hat in ihr seine Frau, von der er vor zwanzig Jahren am

Hochzeittage getrennt wurde, und von der Niemand seitdem etwas gehört hat, wiedergefunden. Noch andere wunderbare Dinge sind geschehen, doch das müssen wir erst genauer erkunden, bevor wir darüber sprechen. Jetzt wißt ihr, was ihr wissen mußtet.“ Er stand auf.

Friederike wollte durchaus zu ihrer Mutter, sie versprach fest, an sich zu halten und sich nicht zu verrathen.

Da erst fiel dem Oberförster ein, daß Wilhelm durch Friederikens große Aehnlichkeit mit der Mutter so überrascht gewesen war; er hielt es daher für nöthig, diesen zuvor zu unterrichten.

Er ging voran in das Zimmer, wo die Kranke lag. Sie war bewußtlos in heftigen Fieberträumen; Feldheim war um sie beschäftigt; Wilhelm saß an ihrem Bett. Er zog ihn bei Seite und sagte ihm in der Kürze Alles, was er über Friederikens Schicksal wußte.

„So ahnte ich's gleich, als ich sie sah“, sprach Wilhelm tiefbewegt; „sie gleicht ihr zu sehr. Nun ist mir auch Alles klar, das ganze Unglück — der Wahnsinn — ach — Freund, Freund“, unterbrach er sich, „es ist namenlos jammervoll!“

„Aber Gott wird es zum seligen Ende führen“, redete Bertram ihm tröstend zu.

„Ich hoffe es auch“, sprach Feldheim, der herangetreten war. „Gefährlich krank ist sie nicht, und ist nur der Fieberanfall vorüber, so löst sich auch wol die bange Verwirrung ihres Geistes, da Schrecken, Jammer und Grausen, die sie erzeugten, vorüber und heilende Ereignisse eingetreten sind.“

„Ja wohl heilend“, fiel Bertram mit einem frohen Blick auf Friederike und Robert ein, die ihm nachgeschlichen waren; „Gott läßt die Dinge nicht halb geschehen,

es kommt Alles zur Blüte und Reife. So viel Gnädiges geschieht nicht, um die bittersten Hefen darunter zu mischen!" — Er erzählte jetzt erst von dem aufgefundenen Schatz. Auch der Brieftasche erwähnte er. Wilhelm bat eifrig sie zu sehen. Sie wurde geholt. Da das Leder, in Feuchtigkeit und Schimmel halb verwest, sich schon bei der bloßen Berührung löste, so konnte sie nur mit mühsamster Vorsicht geöffnet werden. Man fand einige Papiere darin, feucht, vergelbt, von der Farbe des Leders befleckt. Sie wurden herausgenommen. Es waren Briefe, die Aufschrift fast erloschen und in bläuliche Flecke übergegangen, doch einzelne Worte waren erkennbar. Feldheim hielt sie näher gegen das Licht. „Bei Gott", rief er aus, „ich lese diesen Namen ganz deutlich, Brassier, sieh, Wilhelm! Nun ist der Beweis unumstößlich!" Wilhelm sah und las ebenso. „Gott der ewigen Gerechtigkeit!" sprach er feierlich fromm, und erhob das Auge gen Himmel. „Deine furchtbare Vergeltung traf den Frevler, deine Gnade wird die Dulderin segnen! Mein Vertrauen ist fest, dein Rathschluß, er falle wie er mag, wird unser Heil sein!"

Alle waren von dem Wort ergriffen; die Frauen falteten betend die Hände; es herrschte eine tiefe, feierliche Stille im Gemach, als weile ein Engel darin, in unsichtbarer Nähe, ausgesandt vom Allgütigen, um seinen Willen zu vollenden!

Fünftes Capitel.

Fröhliche Musik erscholl, die jungen Leute tanzten auf dem gedielten Plan unter der Linde; die Alten saßen beim hellen, goldenen Wein! Bertram erzählte die Wunderdinge, die gestern geschehen waren! Alles lauschte mit verhaltenem Athem. Da plötzlich erscholl lauter Jubelruf, man sah die jungen Leute zusammenlaufen, die Burschen schwenkten die Hüte. „Vater, Vater", kam Robert eiligst herbei, „der gnädigste Herr ist eingetroffen, eben ist er in seinem Jagdwagen vorgefahren. Bertram warf die Pfeife eiligst fort und sprang nach seinem Hut; doch ehe er sich ein wenig in schickliche Tracht werfen konnte, war der Fürst schon durch das Haus in den Garten getreten. Er wehrte freundlich alle Störung ab; hieß die ältern Landleute sitzen bleiben beim Glase und die jüngern weiter tanzen. Doch die liebende Ehrfurcht machte, daß sein Geheiß nicht befolgt wurde, sondern Alles sich herandrängte und ihn im Kreise umstand.

„Nun, Bertram, geht es denn auch recht fröhlich zu?" fragte der Fürst, „habt ihr auch schon mein Wohl getrunken in dem Wein, den ich euch gesandt habe?"

„Das haben wir, und von ganzem Herzen", rief Bertram freudig, „ja, gnädigster Herr, es ist ein Tag der Freude und des Segens, und Gottes Gnade hat sich wunderbar verkündigt."

Und jetzt erzählte er Alles, was sich begeben, aus frohem, dankbarem Herzen.

Der Fürst war wunderbar ergriffen. Er ließ sogleich

Wilhelm fodern, der fern von dem frohen Getümmel mi Feldheim bei seiner Elsbeth am Lager saß und ihrer pflegte.

„Wahrlich, Ihr seid es", redete der Fürst ihn an, indem er ihm die Hand reichte; „ich erkenne Euch noch wieder. So lange Jahre der Duldung! Es ist unerhört!" Eine Wolke des Zorns zeigte sich auf seiner edeln Stirn. „Doch vergessen wir das Geschehene, und danken Gott für Das, was er uns jetzt gibt. — Für Euch soll gesorgt werden, Ihr habt die ersten Ansprüche! Verlaßt Euch auf mein Wort."

Wilhelm dankte mit gerührtem Herzen.

„Und Ihr, Freund", wandte sich der Fürst zu Robert, „Ihr habt einen Schatz gefunden?"

„Und ein Schätzchen!" rief Bertram in fröhlicher Dreistigkeit dazwischen, und zeigte auf die verschämt etwas zurückstehende Friederike.

„Ei, das ist noch besser", sprach der Fürst lächelnd; „nun wahrhaftig, da könnt Ihr von Glück sagen, und es thut mir fast leid, daß ich Euch eben den halben Antheil, den ich als Grundherr an Euerm Fund habe, schenken wollte. Denn allzu viel macht übermüthig!"

„Ach, gnädigster Herr", nahm Friederike das Wort, „es ist so vieles, vieles Geld, an der Hälfte haben wir ja mehr als genug!"

„Nun, meine liebe Kleine", antwortete der Fürst, und faßte sie freundlich ans Kinn, „wenn es allein darauf ankäme, so hätte ich wol auch genug. Ich will euch aber etwas vorschlagen. Hier im Hause sind ja etliche junge Burschen und Mädchen, die euch bei dem Fund so nahe waren, daß sie fast als Mitfinder gelten können. Denen sollt ihr ein Viertel schenken, und unserm Freund dort" — er zeigte auf Wilhelm — „das andere Viertel. Denn

wem es so lange traurig in der Welt ergangen, dem soll es auch zuletzt recht gut gehen; ich werde darum seiner doch nicht vergessen!"

„Ja, wahrhaftig, so muß es sein", rief Bertram, und Alle stimmten voller Freude ein und brachten dem guten Fürsten ein jubelndes Lebehoch.

Doch Wilhelm trat zum Fürsten heran, und bat ein Wort sagen zu dürfen.

„Redet, Freund", sprach dieser.

„Für mich ist durch die Gnade Eurer Hoheit und durch das Schicksal gesorgt, da ich durch meine Frau im Besitz eines Gütchens bin, das mir Alles gewährt, was ich wünschen mag. Doch hier mein Freund Feldheim, der so lange Jahre mit mir gelitten und treu ausgeharrt, mit dem ich näher verbunden bin, als ich's mit einem Bruder wäre, — ihm wird die Zukunft schwerere Sorgen bringen. Wenn ich darf, so lasse ich ihn an meiner Stelle die Gunst Ew. Hoheit genießen!"

„Das heißt wie ein Ehrenmann gesprochen", rief der Fürst aus, und faßte Wilhelm's Hand. „So sei es denn nach Euerm Wunsch eingerichtet!"

„Nun gebe Gott nur", rief Feldheim aus, indem er Wilhelm umarmte, „daß es mir gelingt, deine Elsbeth ganz herzustellen, damit der Herbst ihres Lebens mit sanftem Sonnenschein gesegnet sei!"

„Da hat meine Macht freilich eine Grenze", sprach der Fürst ernst, „doch ich will mit euch den Himmel bitten, daß er euer Glück nicht durch dieses schwere Leid verkümmere! — Aber es komme wie es mag, so bedenkt, daß er das Ziel seiner Wege sieht, das uns verborgen ist, und daß er Denen, die hier dulden, jenseits einen ewigen Lohn bereit hält!"

Als der milde ernste Herr diese frommen Worte gesprochen, fühlten sich Alle im Tiefsten davon ergriffen; es hatte sich eine ehrfurchtsvolle Stille in dem fröhlichen Kreise verbreitet; Aller Herzen waren zu dem ewigen Lenker der Dinge gewendet, der heilige Geist eines stummen Gebets schwebte empor zu ihm, und das Vertrauen der Erhörung senkte sich segnend herab.

In ihren Fieberphantasien hatte die Kranke fortdauernd nach ihrem Ringe gefragt; und, als übe er eine geheime Kraft aus, war sie ruhig geworden, als Feldheim angeordnet hatte, man solle ihn ihr an den Finger stecken. Sie betrachtete ihn mit träumerisch sinnenden Blicken, als suche sie zu erforschen, woher er ihr endlich zurückgekommen sei, nachdem sie ihn so lange gesucht. Dann schaute sie auf und reichte Wilhelm mit einem süßschmerzlichen Lächeln die Hand. Sie kannte ihn, es war keine Frage. Ein Zeichen, aus dem Feldheim Hoffnung schöpfte. Wilhelm sollte an ihrem Bett sitzen bleiben, verlangte sie; zwar sprach sie nicht zu ihm, doch sie hielt ihn unablässig an der Hand, die sie wiederholt leise drückte.

So entschlummerte sie; es war ein langer, tiefer, stärkender Schlaf, der sie umfing. Feldheim trug alle Sorge, ihn nicht zu stören, weil er von dieser Erquickung, die die Natur ihr reichte, das Beste hoffte.

Es war, als habe sie seit Jahren des Schlummers entbehrt, so tief und wenig unterbrochen nahm er sie in seinen Arm. Sie erwachte wol öfters, genoß auch einige Speise, begehrte zu trinken, doch immer wieder legte sie

das müde Haupt in die Kissen zurück. Sieben volle Tage vergingen in diesem Zustande; Wilhelm schlief in demselben Gemach mit ihr, er wich kaum von ihrem Bett, denn so oft die kurzen Zeiträume des Erwachens eintraten, suchte ihr Auge nur ihn und weilte wie mit seligem Genügen auf seinem Antlitz.

Das Fieber hatte die Kranke während dieses Zustandes gänzlich verlassen. Feldheim glaubte die entscheidende Krisis der Natur zu erkennen, und er hatte sich nicht geirrt. Denn eines Morgens, als die Sonne freundlich in die Fenster des Gemachs schien, und draußen die Vögel sangen, und das Laub lieblich rauschte, und der Duft der Rosen aus dem Garten in das Zimmer drang, da schlug sie die Augen abermals auf; ihr Blick war hell und ruhig, sie hielt ihn lange auf Wilhelm geheftet, dann sprach sie mit leiser Stimme, aber völligem Bewußtsein: „So habe ich dich doch endlich wiedergefunden, — o nun ist Alles gut, und ich bin nicht mehr krank. Glaube mir! ich bin ganz wohl und glückselig!“

Ein namenlos süßes Gefühl durchdrang Wilhelm's Herz, er legte den Arm sanft um die Kranke, die sich emporrichtete, und küßte ihr die Stirn und die matten aber doch immer noch lieblich blauen Augen.

„Laßt mich ins Freie hinab, draußen scheint die Sonne so schön!“ bat sie.

Wilhelm sah Feldheim an, dieser nickte zustimmend. Anna und Friederike wurden gerufen, um Elsbeth anzukleiden. Als die Letztere eintrat, wurde die Kranke unruhig, athmete tief und schnell, und eine leichte, fliegende Röthe zeigte sich auf ihren Wangen. Feldheim besorgte schon, daß die Bewegung nachtheilig auf sie wirken könnte, und wollte Friederiken schnell wieder entfernen. Doch Els-

beth bemerkte es, denn sie rief ängstlich: „Ich kenne dich auch, — ich habe dich ja schon gesehen, — oder mir hat von dir geträumt, — sagt mir, ob ich noch träume? Ich möchte sie mein Kind nennen, — denn sie sieht mir ja so gleich, wie ich einst war!“

Friederike lag schon an ihrem Herzen. Feldheim zitterte vor der heftigen Wirkung dieses Augenblicks, allein er war nicht mehr zurückzurufen. Doch Gott wollte segnen; die Kranke fand auch hier alte, längst zerrissene Fäden der Erinnerung wieder, und nur heilend wirkte das selige Glück, eine Tochter am Herzen zu halten, auf sie ein.

In wenigen Wochen war ihr Körper mit ihrem Geist völlig genesen; und selbst die letzte, schwerste Prüfung, das Wissen von ihrer Geisteszerrüttung und die genaue Erinnerung an die Ursachen überstand sie ohne Rückfall. Ja sie ließ sich selbst zu der alten Eiche, dem schauerlichen Denkmal der Schrecken, der Schuld und Vergeltung führen und ergänzte aus ihrem Gedächtniß, was von dem düstern Gemälde noch verhüllt geblieben war. — Sie trug ein großes Verlangen, ihr väterliches Haus wiederzusehen, welches durch den Zufall, daß es so weit abwärts stand, bei dem allgemeinen Brande, mit dem vor zwanzig Jahren der Feind das ganze Dorf verheert hatte, verschont geblieben war. — Hier gab sie die sichersten Zeichen ihrer völlig wiedergekehrten, klaren Auffassung. Denn sie zeigte, daß sie sich genau aller frühern Einrichtungen entsann. Und als sie mit Wilhelm an der Scheuer und bei den großen Grenzsteinen vorüberging, rief sie plötzlich: „Hier ist uns noch durch meines guten Vaters Sorge ein Besitzthum aufgehoben!“ Aufs genaueste bezeichnete sie die Stelle, wo Andreas damals seinen weise gesammelten Sparpfennig der Erde anvertraut hatte. Es wurde nachgegraben, und Alles

fand sich, wie sie es gesagt hatte. Wilhelm freute sich nicht des kleinen Schatzes halber, der ihnen dadurch zufiel, doch des untrüglichen Beweises wegen, daß die ganze Kraft des gesunden Geistes seiner Elsbeth zurückgekehrt war.

Der Herbst war gekommen. Es war der 14. October. Diesen Tag hatte Elsbeth gewählt zur Vermählung Robert's mit Friederiken, und, so wünschte es ihr frommes Herz, zur erneuten kirchlichen Einsegnung ihres eigenen Bundes mit Wilhelm.

Die Glocken läuteten: die Sonne schien warm und hell; der Himmel lächelte, — wie vor zwanzig Jahren an dem nämlichen Tage. Doch dies mal stieg kein drohendes Gewitter am Horizont herauf! Der Friede, der die Erde beglückte, waltete auch in dem ruhigen Blau des Himmels.

Von des alten Andreas' Hause ging der Zug der Hochzeitgäste nach der Kirche. Musik und fröhliche Jugend des Dorfs führten ihn. Dann folgte die aus langer Nacht zu neuem Licht und Leben erwachte Elsbeth, an Wilhelm's Seite, geschmückt wie damals mit Ring, Kette und Busennadel. Zwar andere Gefühle bewegten ihr Herz wie an jenem Tage der rosigen Jugendzeit, doch es war von einem höhern, geheiligten Glück erfüllt; Beide waren durch die lange, grausame Trennung nur mit festerm Band zueinander gezogen, und wollten ihre Tage der gegenseitigen treuen Liebespflege widmen.

Hinter ihnen schritt das jugendliche Brautpaar, anders, doch kaum so beseligt. Dann folgten Bertram und Anna älterlich beglückt, der treue Freund Feldheim mit dem erhebenden Bewußtsein, durch sichere Ausübung seiner ärzt-

lichen Kunst dem brüderlich verbundenen Schicksalsgenossen den höchsten Schatz des Lebens gerettet zu haben.

Und als die Kirche die fromm bewegte Menge, die sie kaum fassen konnte, aufgenommen, da trat mitten unter die Seinigen der Fürst in dem echten Gefühl, daß, wo Gottes Walten auf Erden sich so erhebend verkünde, der Höchste auf Erden zunächst berufen sei, dem Höchsten im Himmel in verehrender Demuth zu nahen.

Und diese Gesinnung bestätigte der edle Herr noch durch ein anderes Zeichen. Denn als, wie er es angeordnet, die Theilnehmer des Festes nach der kirchlichen Weihe alle hinausfuhren nach der Oberförsterei, um dort im freien Waldesraum auch der fröhlichen Feier zu genießen, da fanden sie unter der alten, halb zerstörten Eiche, die der Fürst sorglich zu pflegen befohlen, statt sie der Axt preiszugeben, ein schwarzes Kreuz aufgerichtet, mit Kränzen von Laub und Herbstblumen geschmückt. Es zeigte auf der einen Seite den Namen des frommen, unglücklichen Andreas und den Tag seines Todes; auf der andern aber war der Tag verzeichnet, an dem Robert den grauenhaft behüteten Schatz gefunden, und darunter las man mit großen Buchstaben das ernste Wort:

Vergeltung.

über Kunst den Kinderlein verschaffenen Erscheinungen den höchsten Segen des Himmels gewährt zu haben.

Und als die Kinder die frommen heiligen Klänge, die sie kaum fassen konnten, aufgenommen, da war unseren guten die Seinigen der Blick in dem reinen Gefühl, daß, wo Gottes Walten auf Erden sich so erbarmend verkünde, der Himmel auf Erden zunächst bereitet sei, dem Schöpfer im Himmel in verehrender Demuth zu nahen.

Und diese Bestimmung bestätigte aber mir hier noch durch ein anderes Bild. Ich sah auf, wie er es anordnet, die Theilnehmer des Festes nach der dankbaren Weise alle hinausführen nach der Kirchhofshalle, und dort im freien Gottesbereraum auch der fröhlichen Feier zu genießen, die Kinden sie unter den alten, halb zerfallenen Linden, die der Vater sorglich zu pflegen befohlen, hatt sie der Vater bezeichnet, ein schlichtes Kreuz aufgerichtet, mit Kränzen von Laub und Herbstblumen geschmückt. Es zeigte auf der einen Seite den Namen des Frommen, unvergeßlichen Klemens und den Tag seines Todes; auf der andern aber war der Tag verzeichnet, an dem Vater den grausamsten bittersten Tod gefunden, und darunter die Worte mit großen Buchstaben des ewigen Wort:

Vergeltung.

Der Deserteur.

Eine Novelle in zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Der Student.

Erstes Capitel.

„Was ist Sie doch für eine glückliche Mutter, meine liebe Frau Grasleben", sprach der alte Stadtschullehrer des kleinen preußischen Städtchens G.... zu einer ältlichen Frau, die mit einem Briefe in der Hand neben ihm auf den steinernen Stufen der Treppe, die zum Schulhause hinaufführte, stand. Dabei nahm er die Brille aus dem Futteral und setzte sie auf, um den Brief, den die Frau ihm übergab, zu lesen. Diese blickte ihn mit feuchten, seligen Augen an und forschte, während er las, in seinen Zügen. „Hm! Hm!" murmelte der Alte und nickte mit dem grauen Haupt, „wacker, wacker, der Sohn und der Herr Graf! — Seht Ihr wohl, meine liebe Frau Grasleben, irgendwo gibt es uns der gütige Himmel immer, wenn es uns auch lange scheint, als wolle er uns nur durch Nehmen prüfen und Andere mit dem Geben beglücken! — Ja das ist ein rechter Segen; Gott sei gedankt dafür! Er war mir immer wie mein eigener Sohn! — Der schläft nun da drüben schon vier Jahre" — er deutete mit der Hand nach der Kirche und den alten Linden des Kirchhofs hinüber,

die die Gräber beschatteten, — „und mein Alter steht einsam, wie ein Baum im freien Felde, den die Stürme schütteln! — Aber Sie wird noch Freude haben an Ihrem Johannes, liebe Frau Grasleben!“ — —

„Ja, Herr Magister, ich hoffe es zu Gott“, entgegnete die ältliche, bleiche Frau; „fünfundfunfzig Jahre habe ich die Prüfungen des Lebens nun bestanden. Sie waren hart! Aber nun hoffe ich zu meinem Heiland auf einen sanften Abendsonnenschein. — Mein Johannes! Er ist so herzensgut! Und nun wird sein höchster Wunsch erfüllt! Er soll studiren!“

„Und er wird's mit Ehren!“ rief der Magister mehr, als er sprach und erhob dabei seine Hand. „Es hat keiner bei mir in der Prima gesessen in den siebenunddreißig Jahren meiner Amtsführung, der so fest gewesen wäre in Grammatica graeca atque latina, im Griechischen und Lateinischen will das sagen, liebe Frau Grasleben, und in Gottes Wort; bibelfest, als Primaner, wie mancher Pfarrer es nicht ist!“

„Aber nicht Eins ins Andere zu reden“, fuhr der Magister fort, „den wackern Herrn Grafen von Almersleben will ich in mein Gebet einschließen! Einhundertundzwanzig Thaler jährlich! Auf drei Jahre! O damit kann man auskommen in Halle! Freilich ein Raufbold, ein Saus und Braus darf man nicht sein!“

„Mein Johannes ein Raufbold! Ein Saus und Braus!“ rief die Mutter weich. „Ach er ist ein Lamm, und demüthig im Herrn, und bescheiden in seinen Wünschen!“

„Ja, Sie ist eine glückliche Mutter!“ rief der Magister abermals aus. „Nun, auch ich freue mich dessen, wiewol mit wehmüthigem Herzen! Mein Sohn schläft, bei seiner guten Mutter. Der Name A n d r e a s Appelius soll nicht

weiter klingen, in der gelehrten Welt, wie jetzt vielleicht Johannes Grasleben! Mein Urgroßvater, der Conrector in Pösneck, dessen Gelahrtheit die Uebersetzung unsers deutschen Namens in das Lateinische rühmlich rechtfertigt, soll seinen Stammbaum schon im vierten Gliede absterben sehen! Zwar aber" — der Magister hatte sich diese Conjunctions-Conjunction angewöhnt, — „auch adelige Geschlechter sterben aus! Auf Erden erlischt Alles, dort drüben wird es im neuen Glanze schimmern! — — Wie wäre es jetzt, Frau Grasleben, wenn Sie ein Schälchen Kaffee bei mir im Garten tränke? Ich war gerade auf dem Wege dahin!"

„Ach, so viel Ehre, eine unscheinbare arme Frau wie ich, Herr Magister!" erwiderte Frau Grasleben bescheidentlich. Doch auf des Magisters freundliche Zurede ging sie mit.

Dicht vor dem Thore zur Linken, an der Landstraße, lag des Magisters Garten, wo er in der Sommerszeit mit seiner alten Haushälterin ein kleines Häuschen bewohnte, das gegen die Temperatur des Winters nicht fest genug war, während dessen er in dem festen, aber düstern Schulhause mit seinen hohen, gewölbten Gemächern und den kleinen Bleischeiben der schmalen Bogenfenster einsam unter den Büchern begraben blieb.

Frau Maria Grasleben war seit zehn Jahren Witwe, ihr Mann hatte als Küster und Schuldiener bei Kirche und Schule vierzig Jahre im Amte gestanden. Der Sohn Johannes war das Einzige, was er ihr hinterlassen, aber er war auch ihr einziges Glück. Kümmerlich lebte sie von ihrer Hände Arbeit und den Unterstützungen, die ihr durch Wohlwollende zu Theil wurden, welche ihres Mannes Rechtlichkeit gekannt. In jedem Leid war Johannes ihr

Trost; ein sanfter Knabe, doch von beharrlichem Willen. Durch seinen unablässigen Fleiß hatte er sich schon mit sechzehn Jahren zum Abgang von Prima reif gemacht, allein es gebrachen ihm die Mittel, die Universität zu beziehen, und ein Stipendium war trotz aller Mühe, die sich der Magister Appelius gegeben, nicht zu erlangen gewesen. So mußte er denn, um seinen Lebensunterhalt einstweilig zu sichern, eine Stelle als Informator bei dem Grafen Almersleben annehmen, zu der ihm, trotz der Bedenken gegen seine Jugend, die einstimmig vortheilhaften Zeugnisse seiner Lehrer verhalfen. Aber auch noch ein anderer Umstand, der ihm im Uebrigen nicht sonderlich erfreulich war, nämlich seine ungewöhnliche Größe. Er sah im sechzehnten Jahre mindestens wie achtzehn aus, denn er maß seine vollen acht Zolle, und wuchs noch täglich. Der junge Informator war also wenigstens kein kleiner, und konnte sich äußerlich wohl in Respect setzen; doch er gewann und leitete die jungen Herzen auf andere Weise. Seine Zöglinge, zwei Knaben von zwölf und dreizehn Jahren, gewannen den sanftmüthigen, immer freundlichen, und doch so ernsten, frommen und gewissenhaften Lehrer über Alles lieb, und auch der Graf hatte seine herzliche Freude an des wackern Johannes Pflichttreue und Herzensgüte, besonders aber an dessen überaus zärtlicher Liebe zu seiner alten Mutter. Er gab ihm daher zwei mal die Erlaubniß; die Mutter auf acht Tage zu besuchen. So verstrichen zwei Jahre. Die jungen Grafen waren nunmehr so weit herangewachsen, daß sie in den Militärstand treten sollten, und Johannes' Wirksamkeit nahte ihrem Ende. Mit Schmerz und Sorge sah er diesem Zeitpunkt entgegen. Da nahm ihn eines Tages der Graf bei der Hand und sprach:

„Laßt uns einen Gang durch den Garten machen, Johannes; ich habe Euch etwas zu sagen.“

„Michaelis kommt heran“, hub der Graf an, nachdem sie Beide eine Strecke schweigend zusammen gegangen waren, „meine Söhne müssen nun eintreten. Se. Majestät der König haben mir Fähndrichsstellen im Garderegiment zu Potsdam für sie bewilligt. Ihr habt sie bis dahin gut unterrichtet und treulich in Obhut genommen, mein lieber Johannes. Ich bin kein Vater, der so etwas nicht anerkennt. Aber jetzt muß es doch ein Ende haben. Was nun?“

„Ja freilich, was nun?“ erwiderte Johannes, „die Welt ist groß, es ist schwer, seinen Weg hindurch zu finden. Ich will auf Gottes Güte vertrauen!“

„Und auf eigenen Fleiß und Rechtlichkeit!“ rief der Graf dazwischen, „das dürft Ihr auch, mein guter Johannes. — Ihr wollt auf den Pfarrer studiren, gut, so werde ich für das Nöthige sorgen!“ — Johannes sah ihn starr an.

„Wie ein Prinz könnt Ihr freilich nicht zu Halle leben, aber mit dreißig Thalern vierteljährlich und einiger Information wird's gehen. Nicht wahr? — Dreißig Thaler sollt Ihr haben Johannes, auf drei Jahre!“

Johannes wollte ihm zu Füßen fallen, doch der Graf rief: „Ach was, komm' Er her“, und gab ihm einen herzlichen Handschlag, und damit war Alles zu Ende. Aber Johannes jauchzte innerlich und kannte seines Entzückens kein Maß.

Und dieses innere Glück war es, welches er der Mutter in dem Briefe gemeldet hatte und zugleich, daß er schon nach drei Tagen kommen werde, um sie noch ein mal zu besuchen und dann nach Halle abzugehen, damit er

noch vor Anfang der Collegien dort sei. Der Graf mit seinen beiden Söhnen trieb auch zur Abreise, „denn“, sagte er, „hat man ein mal etwas Neues vor Augen und im Kopf, so ist für das Alte doch kein Sinn mehr da.“

So kam es, daß sie allesammt noch einen Tag früher das Schloß verließen, als Johannes in seinem Briefe gemeldet hatte. Es waren vierzehn Meilen von Schloß Almersleben bis G..... Sechs Meilen konnte Johannes mit in der Kutsche fahren, dort trennte sich der Weg und er nahm unter Thränen mit bangem Herzen Abschied von seinem Wohlthäter und seinen Zöglingen. Diese hingen an seinem Halse wie zwei jüngere Brüder; die Unschuld der Jugend kennt die Kluft des Standes nicht; in ihr ist Gott! Der Graf war ein Biedermann, aber er wußte, wie hoch sein Stand über dem des armen Johannes emporragte. Johannes fühlte und kannte es nicht anders; andere Gedanken wären ihm wie Frevel vorgekommen! Aber der natürliche Mensch bricht immer durch, durch alle verschrobenen Schranken des Lebens. So war denn auch des Umarmens und Lebewohls fast kein Ende zwischen ihm und den Knaben, bis der Vater rief: „Basta! Nun ist's genug! Fahr vor, Friedrich! Steigt ein, Jungens! Lebt wohl, Johannes!“ Und so rollte die Kutsche fort, oder arbeitete sich vielmehr schwerfällig durch den tiefen Sandweg, bis sie in dem Kiefernwalde dem nachschauenden Johannes verschwand. Da wehte ihm die frischere Nachmittagsluft kühl um Brust und Wangen; die Sonne blickte schräg durch die Baumwipfel; der Himmel war rein septemberblau. So nahm er denn sein Reisebündel auf die Schultern — es war nicht schwer, denn Bücher und etliches Andere an Wäsche und Kleidern hatte der Graf ihm gerade nach Halle zu senden versprochen, weil er's bei

der Mutter nicht brauchte — den Wanderstab in die Hand, und schritt wohlgemuth vorwärts. Freudig marschirte er dahin; er überholte sogar den Postwagen, der seinen Brief an die Mutter trug und sich langsam durch den Sand vor ihm hinschleppte. Mit der Nacht kehrte er in ein Dorf ein, schlief auf der Streu und dem Kissen seines guten Gewissens besser wie ein König, erwachte früher als die Sonne, ging mit der ersten Dämmerung vorwärts und sah Nachmittags den Thurm von G..... hinter dem Holz aufsteigen. In einer Stunde mußte er dort sein.

Zweites Capitel.

Der Magister Appelius hatte sein Sammetkäppchen aufgesetzt und die lange Pfeife angezündet; er saß in dem bequemen krummfüßigen Rohrarmstuhl behaglich vor der Weinlaube und ließ sich von der Frau Maria den Kaffee einschenken. „Zwar aber, ich habe nicht ein mal das Datum recht beachtet von unsers Johannes Briefe!" sprach er, nachdem er ein Weilchen nachsinnend gesessen hatte. „Laßt mich doch ein mal nachschauen!"

Frau Maria zog den Brief, den sie am Mutterherzen trug, hervor und entfaltete ihn. Appelius setzte sich die Brille auf und las mit sichtlichem Behagen das ganze Schreiben zum zweiten male. „Ein guter Junge — ein guter Sohn — ein guter Christ!" sprach er mit wohlgefälliger Rührung. „Er nimmt Alles als eine Gnade des Herrn an und denkt hauptsächlich an Eure Freude, Frau

Maria! Ja so — das Datum! Er hat es nicht vergessen! Neu-Almersleben, am 22. Septembris anno domini 1723. Sorgfältig und deutlich ausgeschrieben. Ich kann die Briefschreiber nicht leiden, die Ort und Zeit vergessen, sie denken nur an ihr eilfertiges Treiben, nicht an Gott den Herrn, der Ort und Zeit gemacht hat. Vom 22sten. Wir schreiben heut den 25sten. Also morgen kann er eintreffen!"

„Wenn nur erst morgen wäre!" rief Frau Maria und sah glückselig dabei aus, trotz des Seufzers, den sie halb hören ließ. „Nur christliche Geduld, liebe Frau Grasleben! Der Herr wird uns auch den morgenden Tag erleben lassen!" sprach Appelius so ernst, als fürchtete er fast, daß es auch anders sein könne. Und Tags zuvor, am 21sten hat sich das Ereigniß zugetragen. Das ist der Tag der Nachtgleiche, das Winter-Solstitium, Sie versteht das wol nicht, liebe Frau Grasleben, allein es ist ein wichtiger Tag, Herbstes Anfang! Zwar aber genießen wir die Gnade Gottes täglich, allein wichtige Kalendertage haben immer ihre Bedeutung. Die alten Römer, wenn sie auch Heiden waren, hatten das doch erkannt. So ad exemplum —"

Er wollte eben ein gelehrtes Beispiel anführen, als er durch den ängstlichen Ruf: „Mein Gott!" der Frau Maria unterbrochen wurde, die hastig von ihrem Stuhl aufflog und mit der Hand über die Augen scharf auf die Landstraße blickte.

„Ei nun, was gibt's!" fragte Appelius verwundert.

„Herr Magister", sprach Maria, „ich weiß nicht, ich glaube — nein ich glaube doch nicht", — und sie zitterte am ganzen Leibe.

„Ei, ei, ei, ei! Ja wahrlich, das ist er ja selbst!"

rief der Magister, dessen altes Auge in der Ferne vortrefflich sah, — „unser Johannes! He da!“

Aber er hatte das Wort noch nicht aus dem Munde, als die Gartenthür auf- und Johannes hineinflog, der, so hart am Thor seiner Vaterstadt auf Alles aufmerksam, auch in den wohlbekannten Garten seines Lehrers hineingeblickt, und diesen und die Mutter erkannt hatte. Er warf Stock und Bündel in die Stachelbeersträucher und umschloß mit beiden Armen die Mutter, die nur zwei Worte hatte, eins der Liebe und eins der Frömmigkeit: „Mein Sohn — mein Gott!“ und süß am Herzen des lieben Kindes weinte.

Magister Appelius streckte vergebens seine beiden Hände dem Angekommenen dar, Johannes ließ die Mutter noch nicht los, um jene zu fassen. Der Alte freute sich so unbeachtet zu bleiben. Endlich kehrte sich Johannes, auf das leise erinnernde Wort der Mutter: „Der Herr Magister!“ auch zu diesem um und faßte die beiden so lange dargebotenen Hände und ließ sich von ihnen an das Herz des Greises ziehen.

„Ganz der Alte! Ein kindlich Herz! Zwar aber, wie er noch gewachsen ist!“ rief Appelius aus, indem er Johannes losließ. „Dergestalt und gleichermaßen wirst du gewachsen sein an Frömmigkeit und Tugend und Kenntnissen, mein Sohn! Denn fleißig bist du doch gewesen. Ich weiß es ja nach den Büchern, welche ich dir geliehen!“

„In der Muße habe ich mich wohl etwas befleißigt“, erwiderte Johannes, „und habe Auctores graecos et latinos viel gelesen, vor Allem jedoch Scripturam sanctam und Novum testamentum graecum.“

„Wohl so, mi fili, Eins thun, doch bei Leibe das Andere nicht lassen!“

Appelius war unschuldig glücklich, einen gelehrten Discurs mit seinem Schüler führen zu können, und sein Licht ein mal wieder vor diesem leuchten zu lassen, der jetzt dessen Glanz erst recht erkennen würde, da er selbst gereifter war. — Die Mutter schwieg bescheiden und hörte selig zu. Aber sie vergaß ihrer Pflicht nicht, den, wie sie meinte, reisemüden Sohn zu pflegen, was Appelius sogar foderte.

Die Gegenwart wurde allen Dreien noch glücklicher durch die Zukunft, von der sie träumten und Bilder entwarfen. Appelius zeichnete dem Schüler die wissenschaftliche Landkarte vor, nach der er seine Reise in das Land der gelehrten Welt zu regeln habe. Er deutete ihm an, welche Collegia, bei wem er sie hören müsse.

„Zwar aber Christianum Wolfium, den großen Philosophum und Mathematicum, versäume mir nicht, Johannes, was sie auch Uebles von ihm reden. Es gibt inter Theologos auch zu Halle, die allzu eifrig sind, und vielleicht nicht ein mal allzu aufrichtig! — Nicht Alle sind so gottesfürchtige Männer, wie der edle Pastor Hermann Franke! Kannst du an ihn gelangen, so wird es dir Segen bringen. Und willst du Latein tractiren, so weißt du, wen du dort findest, Langium, nach dem du schon in Quinta Grammaticam exercirt.“

„Schreib' auch zu Zeiten an deine alte Mutter“, bat Maria bescheiden dazwischen, und Johannes versprach es ihr mit einem sanften Blick und warmen Händedruck.

So schwanden den Dreien die Stunden; sie gewahrten es kaum, daß die Sonne hinter den Waldspitzen versunken war. Der kühle Abendwind, der des Magisters Husten weckte, erinnerte diesen endlich, daß es Zeit sei, das Obdach des Hauses zu suchen. Er lud Mutter und Sohn

gastfreundlich zum Nachtmahl, und erst als das Schließen des Stadtthors zu befürchten war, kehrte Johannes an der Seite seiner Mutter heim, und geleitete sie in ihre kleine, enge Wohnung, diesmal doch ein weiter Himmel für zwei glückliche tugendhafte Herzen.

Drei volle selige Tage brachte der Sohn bei der Mutter zu. Endlich am vierten schied Johannes von der Vaterstadt, aus dem Arm der Mutter, des Lehrers. Ein Fuhrmann hatte seine Habseligkeiten, die die fleißige Mutter unter eigener Entbehrung noch sorglich gemehrt, aufgeladen, und versprochen, sie in Halle abzuliefern. Johannes ging zu Fuß, nur mit dem leichten Reisebündel versehen. Ueber Dessau, von wo aus er Wörlitz beschauen wollte, hatte er zwölf Meilen. Am dritten Tage wollte er in Halle sein, um ja den Anfang der Collegia nicht zu versäumen, die pünktlich mit dem ersten October begannen.

Mit dem Frühroth brach er auf. Die Mutter wollte ihm eine Stunde weit das Geleit geben. Als sie zum Thor hinauswanderten, stand Magister Appelius mit dem Sammetkäppchen schon in der Gartenthür. Johannes, weich bewegt, trat auf ihn zu und beugte sich küssend auf seine Hand nieder. Appelius legte ihm die Rechte aufs Haupt und sprach freundlich: „Ziehe hin mit Gott, und kehre wieder wie du gehst, reines Herzens! — Zwar aber, das kleine Viaticum", setzte er flüsternd hinzu und ließ etwas Hartes in Johannes' Hand gleiten, „hätte ich fast versäumt."

Johannes wollte es ablehnen; er wußte, wie schmal des alten Lehrers Besoldung war und mit wie viel Armen er sie theilte; doch des Magisters Händedruck war dabei so warm, sein Auge so freundlich, daß die Zurückweisung unmöglich war.

Frau Maria hatte die Zipfel ihrer Schürze vor den Augen.

„Nun geht, geht!“ sprach Appelius endlich. „Die letzte Stunde gehört der Mutter. Lebt wohl in Christo!“ Damit wandte er sich rasch um und trat in sein Gärtchen zurück.

Eben zitterten die ersten Sonnenstrahlen über das Feld. Der Waldsaum war goldhell angeleuchtet, leichte Nebelstreifen schwebten über den Wiesen und dem Bach, die Gärten schimmerten im bunten Laub, hinter ihnen stiegen die Giebel der Stadt zackig empor und setzten sich scharf ab gegen den blauen Aether, die Thurmuhr schlug mit voller, ernster Stimme die sechste Stunde. In banger Wehmuth pochte das Mutterherz auf dem stummen Gange neben dem Sohne.

Ein Fußpfad schnitt durch den Wald einen weiten Bogen der Landstraße ab. Sie betraten ihn. Es war heilig still unter dem Dach der Buchen und Eichen, das, vom Herbst schon gelichtet, goldgrün und röthlich über ihnen schimmerte. Da war es, als wollte Frau Maria's Herz springen; sie stand still, breitete die Mutterarme aus, Johannes sank an ihre Brust und sie schluchzte laut.

„O mein Sohn“, begann sie endlich sanft, „wie lieb du mich haben magst, so lieb, wie eine Mutter ihr Kind hat, hast du mich doch nicht! Du bist mein Eins und mein Alles! Ich habe kein Glück als dein Glück, keine Sorge als deine Sorge! Beten will ich jeden Morgen, jeden Abend zu dem himmlischen Vater, daß er dir's wohl ergehen lasse. Nur bleibe du gut, bleibe rechtlich und fromm, dann will ich die bangen Leidensjahre ja gern tragen und in Demuth harren, ob es Gottes Wille ist, daß ich dich noch wiedersehen soll!“

„Mutter", rief Johannes, „brecht mir das Herz nicht! Ob wir uns wiedersehen? Wenn ich das denken sollte, ginge ich keinen Schritt weiter vorwärts. Ich bliebe bei Euch bis zum Sterbestündlein!"

Es war, als ob das ahnende Mutterherz die Zukunft und das Leid, das sie bringen sollte, in dunkeln Bildern vor sich sah. „Und wenn es dir traurig erginge, mein Johannes, wenn deine schöne freie Stirn von der Sorge gefurcht würde, wenn dein Auge erlöschte in Kummer und Gram — — Es wäre aber doch besser", fügte sie fromm hinzu, „als wenn du Schuld auf dein Haupt lüdest!"

Da hob Johannes die rechte Hand feierlich empor. Die Waldesstille dünkte ihm die einer Kirche, es war ihm, als stehe er in Gottes eigenem herrlichen Dom. „Nein, Mutter!" rief er aus, „Unglück kann mir Gott der Vater senden, aber von seinem Wege will ich nicht weichen! Das beschwöre ich dir hier unter seinem blauen Morgenhimmel, aus dem er auf uns Beide herabschaut!"

Da wurde es der Mutter leicht um die Brust; es dünkte sie, Gottes Stimme rauschte in den Blättern, ihr Herz war getrost und sie sprach: „Laß uns denn weiter gehen und uns nicht wieder weich machen."

Sie schritten fürder. Wo der Waldpfad wieder in die Landstraße fiel, stand ein steinernes Kreuz, aus alten katholischen Zeiten her; dort wollte die Mutter scheiden. Sie lag in des Sohnes letzter Umarmung. Da tönte Peitschenschlag munter durch den Wald, ein Bauerwagen kam des Weges von der Stadt her. Ein alter, silberhaariger Landmann saß auf einem Sack und führte die Zügel. Als er sah, daß sich Johannes zum Wandern anschickte, rief er ihm zu: „Junger, langer Bursch, will Er mitfahren? Er kann Seine langen Beine doch noch müde machen heute!"

Das war der Mutter ein gutes Zeichen, ein frischer Griff des muntern Lebens in die bange Stunde der Trennung.

„Setz' dich auf, Johannes“, sprach sie froh. „Sieh', es geht dir gleich glücklich auf dem ersten Wege, das ist mir ein Trost!“

Und der kleine Umstand machte ihnen den Abschied leicht. So ist es oft im Leben. — Der alte Bauer rückte freundlich zu; Johannes saß neben ihm, grüßte noch ein mal zur Mutter hinab, und dann fuhr er munter durch den Wald hin, während Frau Maria ihm lange, lange nachschaute.

Drittes Capitel.

„Also das ist Dessau, mein lieber Herr?“

„Ja, weshalb fragt Er denn zwei mal? Glaubt Er, ich werde Ihm etwas vorlügen, Bursch?“ entgegnete der Mann im Jagdoberrock, den Johannes angeredet hatte, mit barscher Stimme, aber doch nicht ohne Gutmüthigkeit.

„Ei, bei Leibe“, erwiderte dieser, „es war auch nicht sowol eine Frage als ein Ausruf der Verwunderung.“

„Was gibt's denn da zu verwundern?“ fiel der Jagdknebelbart ein, „wenn man eine Viertelstunde vom Nest steht, daß man's sieht? Er scheint mir ein verdrehter Gesell zu sein. Will Er denn hinein nach Dessau?“

„Ei, ich möchte wol auch nach Wörlitz, das so wunderschön sein soll. Man muß doch auf Reisen alles Merkwürdige beschauen.“

„Nach Wörlitz geht die Straße gleich dort am Wegweiser ab; dahin hat Er noch zwei Stunden. Lauf' Er nur hin. Was Er aber in Dessau Merkwürdiges sehen will, kann ich nicht begreifen. Die Häuser haben die Thüren und Fenster wie allerwärts; in Wörlitz, ja — — und unterwegs kann Ihm noch vielleicht eine Sau begegnen; sie wechseln da, am Oberbusch beim Elbdeich."

Johannes hörte verwundert zu.

„Ja, wie ich sage", fuhr der Grünrock fort, „dort ist ein guter Stand. Ueberhaupt, unsere Sauen sind capital! Aber was versteht Er von der Jagd! Er scheint mir ein Federfuchser."

„Ich bin ein der Theologie Beflissener", antwortete Johannes schüchtern.

„Will Pastor werden. — Höre Er, Er ist nicht gescheidt! Werde Er lieber Soldat; Er hat ja eine charmante Länge dazu. Laß Er sich einmal messen! Mein Ladestock hat genau drei Fuß."

Der Jäger zog den Ladestock heraus. Johannes trat verlegen zurück.

„Soldat! Nein, das möchte ich nicht!" rief er in einem Tone aus, der von der Wahrheit seines Widerwillens zeugte.

„Hoho! Dann nehme Er sich nur in Acht, daß Ihn der Herzog nicht faßt! Der hat eine Passion für die Flügelmänner."

Da fiel ein Schuß nicht gar fern im Gebüsch. Der Grünrock fuhr herum. „Daß dich der Satan! Da hat der Teufel gewiß einen Wilddieb bei meinen Sauen oder Hirschen!"

Und ohne sich weiter um Johannes zu kümmern, schoß er wie ein Pfeil ins Gebüsch.

Johannes aber war ein Schreck in die Glieder gefahren. Soldat! Kein Gedanke war ihm entsetzlicher als dieser. Von Jugend auf war es ihm ein wahrer Trost gewesen, daß er, wie der Magister Appelius ihm gesagt, als einziger Sohn einer Witwe nirgend conscriptionspflichtig sei. Und nun sollte er — doch er war ja nicht des Herzogs Unterthan. Ein Preuße! Das machte ihm wieder Muth, und er zog des Weges weiter.

„Lieber Herr!“ rief ihn nach kurzer Zeit eine Stimme an. „Wohin des Weges? Können wir nicht machen unsere Reise zusammen?“

Es war ein kleiner, alter Handelsjude, der aus einem Seitenpfad in die Hauptstraße eingebogen war und ihm nacheilte. Johannes wartete gern.

„Wollen Sie nach Dessau, sehr lieber Herr?“ begann der kleine Jude.

„Nach Dessau und Wörlitz und Halle!“

„Wörlitz? Ich bin aus Wörlitz! Können Sie doch logiren bei mir. Hören Sie zu, wissen Sie was, Herr Studiosus! Nicht so? Hier an der Brücke beim Einnehmer geben wir ab unsere Sachen, er hebt sie uns auf. Ich gehe mit nach Dessau, ich zeige Ihnen die Stadt, wir spazieren nur! Dann kommen wir wieder hierher und gehen zusammen uach Wörlitz, und Sie wohnen bei mir für die Nacht, bei Jakob Hirsch.“

Johannes, der nicht recht wußte, wie er seine Wege am vortheilhaftesten machen sollte, erwiderte nur: „Ich muß aber morgen in Halle sein.“

„Versteht sich!“ rief Hirsch. „Ich mache zu auf Halle auch. Wir gehen zusammen in der Früh!“

Johannes schlug ein. Er freute sich des gutmüthigen Alten. Der Einnehmer war bereit, ihr Reisegepäck zu be-

herbergen. Sie stäubten sich ab, wuschen sich am Brunnen und gingen leicht und erfrischt nach Dessau hinein. Im Gehen fragte Johannes, wer wol der grüne Alte gewesen sein mochte, und Hirsch erwiderte ihm: „Gewiß der Herr Leibförster des gnädigen Herrn! Ja, der lebt stets nur unter Hirschen, Hasen und Sauen. Er will nichts wissen von Menschenkindern. Sonst ein guter Mann, nur nicht gegen Wilddiebe. Könnte einer geschossen haben zwei Menschen, er würde nicht verfahren mit ihm so grimmig, als hätte er geschossen einen Hasen!"

So wanderten Beide des Weges, und Jakob Hirsch hielt Wort. Er führte Johannes in Dessau umher, zeigte ihm das Schloß, den Garten, die Straßen, und was sonst zu sehen war. Die schönen Gärten und den Park vor der Stadt ließen sie aber unbesucht, um nicht zu spät in Wörlitz einzutreffen. Nachmittags drei Uhr langten sie im Städtchen an, und Johannes nahm seine Wohnung recht gern bei dem freundlichen Begleiter, der ihm in seinen Gesprächen immer besser gefiel. In seinem jungen theologischen Kopf und Herzen tauchte plötzlich der Gedanke auf: „Wie, wenn du ihn zum Christenthum bekehren könntest! Nicht mit Feuer und Schwert, wie Karl der Große die Sachsen, sondern durch Worte der Liebe, durch Ueberzeugung."

Sie hatten Beide ihr Gepäck abgelegt. Johannes war ein Kämmerchen angewiesen, klein, aber sauber; er wusch sich und brachte seine Kleider in Ordnung, dann ging er hinunter zu Tisch, da beide Wanderer noch kein Mittagsbrot genossen hatten.

Eine Frau in jüdischer Tracht, höchst reinlich, mit gesteifter Haube, begrüßte Johannes. Es war Frau Hirsch. „Mein Sohn ist nicht daheim, er ist zu Leipzig, meine Tochter ist dort verheirathet", sprach sie, als sei es ihr Pflicht,

dem Gast die Leere des Gemachs zu erklären, konnte aber einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. „Der junge Herr wird nehmen fürlieb mit uns alte Leut!“

Johannes fühlte sich eigen gerührt von der sanften Stimme der Frau; er dachte an seine Mutter. Herzlich gab er ihr die Hand; sie setzten sich.

Unter der einfachen Mahlzeit — eine Schüssel Milch eröffnete sie — fragte er nach dem Zustande der Einwohner, zumal der jüdischen. Da hörte er denn bittere Klagen genug. Welchen Druck, welche Schmach, welche Willkür von Einzelnen der Jude wehrlos dulden müsse; wie Alle namentlich den strengen Herzog und die Offiziere fürchteten; wie diese so oft ihren Uebermuth grausam an den armen verschüchterten Juden ausließen! — „Hm!“ dachte er still, „das hilft in deinen Plan! Wenn dir's gelänge, den alten Jakob zu bewegen, daß er herüberträte zu der Gemeinde des Herrn!“

Sie brachen nach Tisch auf. Esther, die Frau, blieb daheim. Sie verließ das Haus überhaupt wenig.

Jakob und Johannes gingen mitsammen und befanden sich bald in den schönen Laubgängen des Gartens. Sie lustwandelten an den blauen Teichen, zwischen den mannichfaltigen Sträuchern und Gebüschen und fremden Zierpflanzen, damals noch eine große Seltenheit. Sie besuchten die Grotten, die Tempelchen, die Eremitagen; Johannes, der nie Aehnliches gesehen, war erstaunt und entzückt. Auf einer Bank, von der das Auge frei über einen silberhellen Weiher streifte, nahmen sie Platz.

Da faßte Johannes sich ein Herz und begann: „Ihr habt mir so viel von dem Druck, der Schmach und dem Leid erzählt, das Ihr erfahret — und Ihr könntet es doch ändern!“

„Wie das, mein guter junger Herr?“ fragte Hirsch verwundert.

„Wenn Ihr nun", entgegnete Johannes etwas befangen, „ein Christ würdet?"

Der Jude fuhr zurück und schwieg betroffen.

„Habt Ihr denn jemals", fragte Johannes, „die sanften, liebevollen Lehren der christlichen Religion vernommen? Wenn Ihr sie kenntet, würdet Ihr gezwungen sein, zu sagen, daß sie viel reiner sind als die jüdischen Lehren, und würdet der Unserige werden."

Jakob schwieg einige Augenblicke. Man las in seinem Gesicht einen ernsten Kampf. Es mischten sich Bitterkeit und Glück in seinen Zügen. Endlich begann er: „Und wenn Ihr zwei liebe Aeltern hättet, Vater und Mutter, arm und geschmäht, die Euch aber erzogen und gepflegt hätten, und es käme zu Euch ein Aelternpaar, das da sagte: Siehe, wir sind reich, sind geehrt, wir sind auch gut und fromm, und frömmer als deine Aeltern, verlaß sie und sei unser Sohn! Was thätet Ihr?"

Johannes schwieg verwirrt.

„Mein Glaube", fuhr der Jude fort, „hat mich getröstet; er war meine Stütze, meine Hoffnung, mein Schirm sechzig Jahre! Soll ich ihn verlassen? Verläßt ein Sohn seinen Vater, eine Tochter ihre Mutter?"

Johannes war erschüttert. Doch er ließ sich nicht sogleich abweisen. „Das Gleichniß ist wol nicht richtig, mein lieber Herr", antwortete er, „Ihr würdet Euern Glauben nicht kränken, wenn Ihr ihn berichtigt. — Sagt, was vermögt Ihr wider die Wahrheit? Wenn die Sonne heller scheint als der Mond, wird es jemals ein Vergehen, ein Unglück sein, das einzusehen? Was vermögt Ihr wider die göttliche Lehre unsers Herrn: «Liebet eure Feinde, thut wohl Denen, die euch hassen, segnet die euch fluchen»?"

Hirsch stand auf. „Ein Wort Abraham's — ein Wort

Gottes — ein schaines Wort! Aber wenn das ist seine Lehre, weshalb verfolgt ihr uns, weshalb thut ihr uns Haß und Schmach an?"

Johannes schwieg beschämt.

„Und übt ihr sie gegen eures Gleichen?" fuhr Jakob fort. „Auch nicht. Wird nicht gemishandelt hier im Lande der arme Bauer? Wird nicht gequält, gemartert der arme Soldat? Wird nicht — Gott Abraham, da ist er" — unterbrach sich der Jude plötzlich, heftig erschreckt, und ohne ein Wort zu sagen, sprang er seitwärts ins Gebüsch und war im Nu verschwunden.

Johannes stand wie erstarrt und blickte ihm nach. Er begriff nicht, was seinem Wirth angewandelt war. Als er sich nach der andern Seite wandte, sah er in einer Entfer-fernung von etwa sechzig Schritten auf dem erhöhten Rasen zur Seite des Weges einen stattlichen Mann im blauen Oberrock, mit einem dreieckigen, militärischen Hut auf dem Kopf und einen Stock in der Hand, herankommen. Johannes empfand eine Anwandlung von Aengstlichkeit beim Anblick des Fremden, der gerade auf ihn zuging.

„Wer ist Er?" fragte er, Johannes' ehrfurchtsvollen Gruß obenhin durch Nicken erwidernd, indem er auf der Rasenerhöhung stehen blieb und so drei Kopflängen über Johannes hervorragte.

„Ein Fremder, der sich den Garten besehen hat", antwortete Johannes bescheiden und verbeugte sich.

„Wie heißt Er? Was treibt Er?" fragte die barsche Stimme, und ein paar adlerscharfe Augen hafteten auf Johannes, dem ganz eigen zu Muthe ward. Er nannte seinen Namen und Stand.

„Also Theolog. Ist Er bibelfest?"

„Ich denke, ein wenig", sprach Johannes sich verbeugend.

„Wie fängt denn der hunderteinundfunfzigste Psalm an? Rasch!“

Johannes lächelte. „So leicht bin ich doch nicht zu fangen!“

„Wenigstens hat Er das elfte Gebot inne!“ murmelte der Fremde. — „Weiter einmal. Was steht denn Sirach 7 Vers 5?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Johannes bescheiden.

„So will ich's Ihm sagen: «Laß dich nicht dünken vor Gott, du seiest tüchtig genug dazu, und laß dich nicht dünken beim Könige, du seiest weise genug dazu.»“ Der Fremde sprach dies mit scharfem Ton und Blick und fragte darauf: „Wie gefällt Ihm der Spruch?“

Johannes fing es an zu verdrießen, daß der Fremde so ohne Umstände mit ihm verfuhr. Was sollst du ihm die Antwort schuldig bleiben, dachte er und entgegnete: „Den Spruch kannte ich wohl und er gefällt mir auch; doch besser gefällt mir aus den Sprüchen Salomonis im dritten Capitel der dreißigste Vers.“ Hier schwieg er.

„Nun? Heraus damit!“ verlangte der Fremde.

„Der Spruch lautet: «Hadre nicht mit Jemand ohne Ursach, so er dir kein Leid gethan hat!»“

Der Schnurrbart lachte auf. „Gut parirt und doch nicht zu grob. Ist Er auch sonst noch gelehrt, außer in der Bibel? Versteht Er Hebräisch, Griechisch, Latein?“

„Ich denke wol“, erwiderte Johannes kurz, der der Sache satt wurde.

„Auch Deutsch?“ fragte der Blaurock lachend.

„Je nachdem man's mit mir spricht“, antwortete Johannes trocken.

„Ich hätte nur eine Frage. Ich bin Soldat, wie Er merkt, und in der Grammatik nicht ganz fest. Was ist

denn richtig: Hole dir der Teufel, oder hole dich der Teufel?"

„Hole Sie der Teufel! wäre höflich und richtig zugleich", sprach Johannes gereizt, richtete sich stolz auf, wandte sich um, setzte seinen kleinen dreieckigen Hut auf und ging.

„Daß dich!" rief der Offizier, und der Stock zuckte in seiner Hand; zugleich schritt er von der Rasenhöhe hinunter in den Weg, hinter Johannes her. Erst jetzt fiel ihm dessen ansehnliche Länge auf, und es schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: Das wäre ja ein capitaler Grenadier!

„He da", rief er, „halt' Er einmal, Bursch!"

Doch Johannes, der von seinem kecken Anflug eigentlich nur aus etwas theologischem Stolz überrascht und bereits vor den möglichen Folgen erschreckt war, mochte ahnen, was der Offizier wollte. Auch fiel ihm Hirsch's Flucht plötzlich wieder ein, und ohne sie zu erklären, konnte er sich doch sagen, daß sie ihren Grund gehabt haben mußte. „Gewiß so ein Werbeoffizier oder anderer Soldatenteufel", dachte er und der Gedanke machte sein Blut erstarren. Die Glieder wurden ihm so schwer wie Blei; dennoch fühlte er, daß er sie rühren müsse, und urplötzlich fing er an zu laufen, daß er nicht rechts, nicht links sah.

Der Offizier lief ein Stückchen nach, da aber Johannes' lange Beine in kurzer Zeit einen weiten Vorsprung gewonnen hatten, stand er still, stieß mit dem Stock auf den Boden und rief ärgerlich: „Pah! der Kerl ist doch ein Hasenfuß, und Beine hat er wie ein Hirsch! Mag er laufen so weit er kann!"

Als er sich umdrehte, stand ein Lakai vor ihm, der ihm nachgekeucht war und ihm einen Brief mit den Worten

überreichte: „Soeben ist diese Depesche für Ew. Durchlaucht per Courier aus Berlin eingegangen.“

Viertes Capitel.

„So, mein junger Herr“, sprach Jakob Hirsch, der mit Johannes auf der Landstraße wanderte; „hier scheidet sich die Straße. Ich gehe links nach Leipzig, Ihr rechts nach Halle. Ihr seid nun ganz in Sicherheit, denn nun bleibt der Weg ganz im Preußischen.“

„Mein guter Jakob Hirsch!“ rief Johannes. „Und schon sollen wir uns trennen? Was verdanke ich Euch und der lieben Frau Esther! O grüßt sie doch tausend mal! Ihr habt mich gerettet.“

„Ich will nicht sagen Ja, ich will nicht sagen Nein“, sprach Hirsch, „doch der Herzog hat schon manchen armen Schelm ins Soldatenelend geschleppt. Wer weiß, was er Euch gethan hätte, — es war verdächtig, daß er nach Euch suchen ließ.“

„Und es war großmüthig, daß Ihr und Eure gute Frau mich verstecktet.“

„Laßt das, laßt das!“ entgegnete Hirsch.

„Ich werde es ewig nicht vergessen!“ rief Johannes.

„Lebt nun wohl, mein junger Freund“, sprach Jakob nach einem Augenblick der Pause bewegt; „wir müssen scheiden. Ihr seid gut, bleibt gut! Darum hört ein Wort von mir. Verfolgt keinen Menschen; laßt ihn glauben, was ihn tröstet; wenn er nur handelt wie er soll! Vielleicht sehen wir uns nicht mehr wieder in der Welt — sie ist

groß — mein Weg nicht mehr lang — ich hoffe so! — Lebt wohl!“

Damit reichte er Johannes die Hand, drückte sie warm und entzog sich seiner Umarmung, indem er sich rasch losriß und auf der Landstraße vorwärts eilte.

Johannes zog langsam weiter. Sein Herz war nicht mehr fröhlich, wie beim Beginn der Reise. Es drückte ihn wie bange Ahnungen. „Wäre denn die Welt wirklich so schlimm — so voll Uebel und Kummer, nur durch die Menschen?“

In solchen Betrachtungen und Gefühlen wanderte er mit der sinkenden Sonne auf Halle zu, dessen Thürme im Purpurgolde aus den schwarzen, dunstumwölkten Häusermassen emporstiegen.

Zur Rechten des Weges gewahrte er eine Mühle; neben derselben ein freundliches Haus mit einem Gärtchen, in welchem auf Bänken an langen Tischen eine Menge junger Leute in den wunderlichsten Trachten saßen, die aus ihren Pfeifen einen dichten Dampf aufsteigen ließen und große zinnerne Krüge vor sich hatten. Munteres Gespräch und Lachen schallte ihm schon weither entgegen. Plötzlich tönte im Chorus das Lied:

Bei Hall' ist eine Mühl'!
Bei Hall' ist eine Mühl'!
Bei Hall' ist eine lederne Mühl',
Vivat Sassa lederne Mühl'!
Bei Hall' ist eine Mühl'!

Da geht die Post vorbei — heißt es weiter, die Post, die einen Fuchs bringt, et cetera. Johannes hatte das mehr als zu lustige Lied wol schon auf der Schule gehört, von den Schülern, die nicht die ehrsamsten waren, sondern das lustige Studentenleben schon mehr in der Perspective

hatten als ein ehrenvolles Abiturientenexamen. Jetzt berührte es ihn unheimlich und wehmüthig zugleich. Er kam ja nicht einmal mit der Post; er ging bescheiden zu Fuß, und dachte still, ehrbar in die Stadt des neuen Berufs einzuwandern. Was hatte er für Zusammenhang mit jenen wildfröhlichen Zechern? Allein man gewahrte seiner von ferne, und Jeder wußte, daß so mancher arme Bruder Studio zu Fuß in Halle einzieht, Mancher war wol selbst so angelangt. Eine starke Stimme rief ihm daher plötzlich über den Weg hinüber zu: „Halt da! Woher des Wegs? Wes Landes? Wes Zwecks? Studio oder Philister? Sta Viator!"

Johannes stand betroffen still. Der Anrufer schritt ihm entgegen; er hatte ein grünes Jagdkollett an, trug ein Paar kolossale Stiefel mit Sporen, gelbe hirschlederne Beinkleider und eine polnische Mütze mit Silbertressen. „Studio oder Philister?"

„Ich denke mit Gott", sprach Johannes, „zu Halle Theologiam zu studiren."

„Theolog? Gut, Fuchs! Ich bin Jurist, von Krach. Du wirst durstig sein, trink eine Kanne Merseburger mit mir." Mit diesen Worten bot ihm der Jurist die Hand, schüttelte sie derb und zog ihn über den Weg nach dem Garten hinüber. Trotz der Derbheit lag etwas Freundliches, Wohlwollendes in seinen Zügen. Inzwischen war Johannes etwas seltsam zu Muthe.

„Da bring' ich einen Fuchs!" rief Krach in den Haufen; „ein Theolog, ein Kirchenlicht! Rauchst du Taback, Fuchs?" fragte er und hielt ihm zugleich den Tabacksbeutel hin.

Johannes verneinte schüchtern.

„Mußt du lernen, Fuchs!" rief eine tiefe Baßstimme, die einem baumlangen Schwarzkopf angehörte, der einen

Bart trug wie Simson und ein graues Wamms mit schwarzem Sammet besetzt, wie ein Knappe aus der Ritterzeit.

„Setze dich, Fuchs! Kannst auch den Hut wieder aufsetzen, soll dir erlaubt sein; dein Respect vor alten Burschen ist übrigens löblich und in der Ordnung. Wo kommst du her?"

„Von Dessau!" sprach Johannes leise, indem er Platz auf der Bank nahm, wo die Andern bereitwillig zusammenrückten.

„Hast du den Alten gesehen?" fragte von Krach; „er wird wol nächstens hier wieder eintreffen. Sein Regiment steht hier. Du wärst so eine Prise für ihn, Fuchs! Ich glaube, du hast zwölf Zoll und übers Jahr vielleicht vierzehn! Du mußt eine superbe Klinge schlagen lernen, eine Winkelquart über den straßburger Münster hinweg! Ich will dich einpauken!"

Johannes hörte die letzten Worte nicht mehr, denn die ersten hatten ihn wie ein kalter Blitzschlag getroffen. Er schwieg erblaßt. Einige lustige Bursche legten sich das von der Furcht vor dem Einpauken aus, und lächelten nicht, sondern lachten sogar. „Der Fuchs sieht nicht beträchtlich nach Winkelquart aus!" bemerkte Einer.

Johannes sah aber so unschuldig aus, so offen redlich, ja so rührend mit seinen blauen lieben Augen, und zugleich so zutrauensvoll, trotz seiner Schüchternheit, daß er eine eigene Macht auf Alle übte. Krach stand auf und rief: „Jeder Fuchs ist blöde! Mancher hat aber doch vielleicht mehr echte Courage als sechs Renommisten. Ich nehme den Theologum unter meinen Rechtsschutz! Wer ihm ein schiefes Maul macht, dem stürze ich einen Dummen! Meint ihr, daß Jeder gleich in der ersten Stunde ein solcher Sauf- und Raufbold sein muß wie wir? Unserm

Fuchs seh' ich's an, daß er Courage hat. — Sag', Fuchs, hast du Muth?"

Johannes war eigen erwärmt durch die rohe Freundschaft, und fühlte sich in seinem Innern als Einen, der den echten Muth hat, den: gut zu sein. Und so antwortete er denn ganz ehrlich: „Ich denke, ich habe Muth, an Gottes Wort zu halten, recht zu thun und Niemand zu scheuen!"

Diese Worte, mit dem Ausdruck der Wahrheit und der christlichen Demuth gesprochen, verbunden mit der offenen Unschuld seiner Züge, übten eine wunderbare Wirkung auf die jungen Leute aus, die Alle noch einen guten, gesunden Herzenskern in sich trugen. Sie fühlten plötzlich die Gewalt eines Höhern, das weit über ihre Lebensauffassung hinausragte; sie empfanden, daß der Muth, den Johannes sich zutraute, ein größerer war als ihr jugendlicher auf der Mensur. Und seine Unschuld umwebte diese sittliche Macht zugleich mit holdem Liebreiz.

Krach sah ihn mit strahlenden Augen au. „Fuchs", rief er begeistert, „du gefällst mir! Du mußt heute bei mir kneipen!" Und er schloß ihn warm in die Arme und küßte ihn frisch auf den Mund. Und Viele drängten sich heran und schüttelten Johannes bieder die Hand.

Der Abend verstrich nun ganz heiter; das Fremdartige, was Johannes so ängstlich berührt hatte, schwand mehr und mehr, die Jugend erkannte die Jugend, und als es völlig dunkel war, zog die ganze muntere Schar unter Gesang und fröhlichem Lärm in die Gassen von Halle ein, und Johannes legte das Haupt froh und zufrieden bei seinem gastlichen Freunde von Krach nieder.

Krach gehörte zu den vernünftigen Unvernünftigen. Er trieb allerlei Thorheiten, aber er wußte, daß es Thorheiten

waren. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß Johannes ganz andere Wege gehen müsse als er. Morgens beim Frühstück entschied er sich daher zu vernünftiger Rede und That. „Bruder Fuchs", sprach er, „ich weiß recht gut, daß ich dir als ein verteufelt roher Kerl erscheinen muß. Hast auch halb Recht, aber nur halb. Denn jeder Baum hat seine Rinde; die meine ist rauh, doch mein Kernholz nicht ganz faul. Drum, gerad heraus! Wir passen nicht zusammen, du gehörst überhaupt gar nicht zu unserer Bierrotte."

„Das scheint mir selbst so", erwiderte Johannes bescheiden; „mein Sinn ist still und einfach, und ich möchte nur recht fleißig lernen."

„Amen! Sollst du auch!" entgegnete Krach, indem er eine schöne blaue Wolke in die Luft blies und Johannes wie mit einem komischen Segen die Hand aufs Haupt legte. „Deshalb darfst du bei uns nicht tiefer untertauchen. Ich will dir eine billige Kneipe schaffen, bei meiner Wäscherin, einer braven Frau, Heinrich heißt sie; da sollst du ganz still für dich studiren, bis du so gelehrt bist wie Pythagoras. Auf Cerevis! ich schenkte dir ein Dutzend Dukaten; aber die Sohle, auf der ich laufe, gehört mir nicht, so plagen mich die Manichäer. Doch komm, wir wollen gehen und die Kneipe miethen."

Nach zwei Stunden schon war Johannes bei der freundlichen Frau Heinrich, die ungefähr seiner Mutter Alter hatte, eingezogen. Das Stübchen war klein, lag in einer engen Gasse an der Stadtmauer, doch die Fenster schauten über diese hinweg ins Feld, und so fühlte sich Johannes ganz glücklich; selbst dadurch, daß er die Wohnung aus Sparsamkeit beim Heizen halb mit seiner Wirthin theilte, die ihre feinere Arbeit, Stopfen und Nähen, bei ihm verrichtete, wobei er nur desto besser und behaglicher zu studiren dachte.

Fünftes Capitel.

Auf dem Markte war ein großes Getümmel, die Studenten standen in dichten Haufen beisammen. Ein dumpfes Gemurmel ließ sich in den Gruppen hören. „Es ist schändlich!“ rief eine Stimme. „Wir sollten's nicht dulden!“ eine andere. „Wir wollen ihm einen Fackelzug bringen!“

Johannes, der eben aus dem Collegium kam, war erstaunt über den Auftritt, ging auf eine Gruppe, in der er einige Bekannte bemerkte, zu, und fragte: „Was gibt es denn?“

„Und du weißt es nicht, Grasleben?“ rief ein junger Mann. „Dich geht's ja mit am nächsten an! Professor Christian Wolf ist abgesetzt, verbannt, bei Androhung des Stranges!“

„Ist es möglich?“ rief Johannes aus und schlug die Hände staunend zusammen. Er hörte bei Wolf Logik. „Aber weshalb denn?“ fragte er endlich.

„Weshalb? Weil die verdammten Mucker, die Heuchler und Ducker ihm ein Bein gestellt haben. Sie haben seine Vorträge verdreht zu des Königs Ohren gebracht!“

„Und was soll denn jetzt geschehen? Was sollen wir thun?“ fragte Johannes.

„Füchse wie du sollen das Maul halten und alte Bursche handeln lassen!“ rief eine tiefe Stimme. Es war Krach, der beherrschend durch das Getümmel schritt. Er nahm Johannes beim Arm. „Lieber Bruder“, raunte er ihm ins Ohr, „das ist nichts für dich. Glaube mir das. Du geh nach Hause und schreibe deinem Professor einen ehrerbietigen, dankbaren lateinischen Brief. Uns laß Scandal machen!“

Ein helles Trompetenschmettern, das ein Doppelecho von den den Platz umgebenden Häusern erhielt, unterbrach die Redenden.

„Was Teufel, der alte Schnurrbart!" rief Krach. „Wie kommt der so unvermuthet hierher? — Johannes, das ist der Dessauer, der dort auf dem Rappen!"

Johannes stand wie eine Bildsäule und starrte hinüber.

Niemand hatte den furchtbaren Mann in Halle vermuthet, wo er sich schon seit November nicht mehr hatte sehen lassen, weil sein Regiment wegen des ewigen Zwistes mit der Stadt und Universität versetzt war. Er ritt, von etlichen Offizieren begleitet, quer über den Markt, drei Trompeter voran, ein Dutzend hinter ihm, dann ein Zug Husaren. Trommeln, die man aus der Ferne vernahm, zeigten auch Infanterie an. Als der Gefürchtete sich näherte, wichen die Studenten von beiden Seiten zurück, und die tumultuarischen Haufen löſten sich in schweigende Spaliere auf. Plötzlich hielt der Herzog, und auf einen Wink verstummten die Trompeten. Johannes war in einen dichten Haufen gerathen, ragte aber in seiner Länge ansehnlich darüber hervor. Es war ihm, als schösse der Herzog scharf spähende Blicke besonders auf ihn, und es dünkte ihn, er werde von ihm erkannt. Es war ganz still geworden; der Herzog schaute mit seinen furchtbaren Augen ringsumher und erhob dann seine Stimme zu den Studirenden:

„Ich weiß, was ihr im Kopfe habt, ihr Tollhäusler! Ihr wollt dem verdrehten Taugenichts von Professor noch ein Vivat bringen. Nehmt euch in Acht! Wen ich auf dergleichen erwische, den behandle ich als einen Rebellen und Landesverräther, und will's bei Sr. Majestät verantworten, wenn ich ihn krumm schließen lasse, bis er zusammenwächst. So ein Kerl, der da lehrt, daß ein verfluchter Deserteur

nichts dafür kann, wenn seine Beine mit ihm zum Teufel gehen, der mag sich selbst zum Teufel scheren und kann froh sein, wenn er dem Galgen entläuft. Wer anders denkt und raisonnirt, den will ich lehren, daß die Fuchtelklinge auch nichts dafür kann, wenn sie ihm so lange auf dem Buckel herumspringt, bis die Rippen nackt liegen! — Trompeter! Blasen!“

Und eine lustige Trompetenfanfare folgte dieser Rede, die ihres Eindrucks nicht verfehlte, weil Jeder wußte, daß der Schnurrbart Wort hielt.

Johannes eilte still nach Hause. Er konnte den Blick des Herzogs nicht vergessen; es war ihm fast Gewißheit, daß er erkannt worden sei, wenigstens mußte er dem Herzog aufgefallen sein. Hocherfreut war er daher, als Krach ihn einholte, dem er sein Erlebniß in Dessau und seine Befürchtung jetzt mittheilte. Dieser nahm die Sache auch nicht leicht. „Man erzählt von dem Kerl“, sprach er, „daß er ein Falkenauge habe und keinen Schnurrbart in der Armee vergesse, der ein mal bei ihm vorbeimarschirt ist. Er kann dir freilich so geradezu nichts anhaben, aber wenn er auf dich versessen ist, so ist er ein Teufelskerl mit Ränken und Fallstricken. Schneide dir doch den verdammten Kopf, um den du zu lang bist, ab; er paßt auch gar nicht zu dir! Deine Länge ist dein komischer Zusatz, der den Heiligen in dir ordentlich versalzt!“

Johannes mußte lächeln trotz seiner Besorgnisse.

„Ich habe auch noch etwas mit dem Alten auszutragen, das heißt mit einem seiner Junker. Aber mein Studentenwort darauf, ich stecke die Sache nicht ein! Und ist der junge Herr mit dem Regiment wieder eingerückt, so renn' ich ihn auf dem breiten Stein, und wenn er mit dem Herzog Arm in Arm käme. Klinge gegen Klinge! Das ist

nun freilich kein Weg für dich armen Schelm. Also sei vorsichtig und frage mich bei Allem um Rath!"

Es war eine eigene Art von Liebe, die der wilde Krach zu dem lammfrommen, stillen, demüthigen Johannes gefaßt hatte, der wahrhaftig einen Jünger hätte vorstellen können, trotz seiner gepuderten blonden Locken, wäre er nur nicht über sechs Fuß lang gewesen! Und er wuchs wahrhaftig noch alle Tage.

Etwas erleichtert ging Johannes nach Haus. Er wußte nicht, was für ein Donnerschlag ihn dort erwartete.

Frau Heinrich, seine Wirthin und treue Pflegerin, hielt ihm einen Brief entgegen; er war von der Mutter. Welche Freude! doch — Johannes las; da stürzten die Thränen aus seinen Augen und er rief: „Barmherziger Vater im Himmel, er ist todt!" Die Mutter hatte ihm das plötzliche Hinscheiden seines alten treuen Lehrers Appelius gemeldet. — Frau Heinrich sah ihn bestürzt und theilnehmend an. Sie hatte gedacht, ihm eine rechte Freude zu machen; und nun lief es so traurig ab. Johannes war es so weh ums Herz, daß er meinte, es müsse brechen; seine eigene Besorgniß war ganz geschwunden in dem tiefen Schmerz um den Tod seines geliebten Lehrers.

Da schlug er die Augen zum Himmel auf und erhob sein Antlitz nach oben. Aber der Himmel war klar, und eine freundliche Wintersonne glänzte mild; ihr Strahl drang in sein Herz, wie wenn Gottes Auge selbst ihn anblickte. Ein frommes Vertrauen senkte sich in seine Brust, er erhob sein Herz zum Vater der Liebe und sandte ihm ein warmes Gebet zu: „Du wirst Alles wohl machen! Du prüfest uns schwer, aber du leitest uns mild und die mühseligsten Wege sind die nächsten zu dir. Darum sei gelobt, mein himmlischer Vater!"

Armer Johannes, das war erst der Anfang deiner Prüfungen. Es sollte härter kommen!

Er hätte zu Weihnachten die Mutter gern besucht, und jetzt um so mehr; doch bei der gewissenhaftesten Sparsamkeit konnte seine Baarschaft dazu nicht ausreichen, und er sah schon lange der Vierteljahrsunterstützung durch den Grafen Almersleben entgegen. Er hatte seinem Wohlthäter einen schriftlichen Glückwunsch zum neuen Jahre abgestattet, und hoffte bei der Beantwortung desselben die Summe zu erhalten, die ihm der Graf ausgesetzt hatte.

Doch ein Tag nach dem andern verstrich, und kein Brief traf ein. „Ach, die vornehmen Herren wissen nicht, wie unser Einem ängstlich zu Sinne ist", dachte Johannes, „und in welche Noth wir gerathen können."

Die Noth wurde wirklich groß, sodaß sie fast seinen Kummer um den alten Appelius verdrängte. Der 10. Januar war gekommen; er hatte den letzten Groschen ausgegeben und war zu schüchtern, um zu borgen. Da entschloß er sich noch ein mal, an den Grafen zu schreiben und ihm seine Bedrängniß bescheidentlich vorzustellen. Aber bis die Antwort kommen konnte — welche Ewigkeit! Krach, dem er sich allenfalls entdeckt hätte, war verreist; so wurde denn seine selbst so arme Wirthin seine einzige Vertraute.

Und die redliche Frau Heinrich theilte ihre Mahlzeiten mit ihm und tröstete ihn mit freundlichen Worten.

Da kam ein Brief — von der Mutter. Bei der strengen Kälte, meldete sie ihm, gehe es ihr gar traurig; die Gicht habe ihr die rechte Hand gelähmt, sie könne kaum das Nöthigste arbeiten. Sie bat, ob er ihr nicht einige Thaler von seinem Studirgelde, wie sie sich ausdrückte, leihen könne.

Johannes rieb sich angstvoll die Stirn. „Meine Mutter, meine arme Mutter!“ seufzte er verzagend.

„Gott sei Dank!“ rief er am andern Tage, da der Postbote einen Brief aus Berlin brachte, wo der Graf sich jetzt aufhielt. Doch er war nicht von seiner Hand! Das machte Johannes stutzig. Er öffnete. Als er die ersten Zeilen gelesen, schwindelte es ihm vor den Augen, er mußte sich an die Stuhllehne halten; zitternd, leichenblaß las er weiter, dann ließ er die Hand sinken, das Blatt entfiel ihm und er taumelte bewußtlos auf den Sessel.

„Unser Heiland Jesus Christus!“ rief Frau Heinrich ängstlich und hob den Brief auf. Er lautete:

„An den Studiosum Theologiae Herrn Johannes Grasleben zu Halle.“

„Sintemalen und alldieweilen Ew. Hochedelgeboren an Ihre Excellenz des am 22. December anni praeteriti allhier selig entschlummerten Herrn Grafen von Almersleben zwei Anschreiben, vom 26. praet. und 12. curr. gerichtet, so habe Auftrag, zu erwidern, daß in Sr. Excellenz Nachlassenschaft sich kein Documentum des Inhalts vorgefunden, welches ein rechtliches Versprechen des Wohlseligen darthäte, solchermaßen die nachgelassene Familie desselben gehalten sein sollte, Ew. 2c. eine Unterstützung oder Pension darzureichen, dergestalt eine sothane in letzt-gedachtem Schreiben von Ew. 2c. erwähnt worden. Sollten jedoch wider Vermuthen in Ew. 2c. Händen Documente solcherlei Inhalts sich befinden, so bitte copiam vidimatam davon anhero zu senden, damit ich, als wohlbestallter curator testamenti des Wohlseligen Notitiam davon nehmen, und eventualiter dem hochpreislichen vormundschaftlichen Collegio loci darüber referiren kann, sintemalen und alldieweilen die beiden nachgelassenen

jungen gräflichen Herren als unmündigen Alters nicht selbstkräftig zu decidiren vermögend sein."

„Mit schuldigem Respect Ew. ꝛc.

Christian Ewald Streitmann,
Notarius publicus."

„Berlin, am 21. Januar anno domini 1724."

Sechstes Capitel.

Durch Frau Heinrich's pflegende Bemühungen kam Johannes nach kurzer Zeit aus der dumpfen Betäubung wieder zu sich. Im verlorenen Brüten blickte er vor sich hin, und es war ihm, als solle sein Herz brechen und sein Kopf springen. Seine beiden Wohlthäter fast zu gleicher Zeit dahin! Etwas Schriftliches vom Grafen hatte er nicht. So waren denn alle seine Lebenshoffnungen vernichtet, er hatte keine Aussicht als auf die bitterste Zukunft, — und seine arme, arme Mutter! Es war ein Glück für Johannes, daß er an diese dachte, denn da überwältigte ihn der Schmerz und er brach in bittere Thränen aus.

Er wollte beten — doch wie er rang und kämpfte, es war kein Vertrauen in ihm, daß Gott ihm Hülfe senden werde. Diese Entdeckung in seinem Herzen folterte ihn bald mit Gewissensangst, bald gab sie ihn der Gewalt düsterer Verzweiflung hin.

In schwere, brütende Gedanken versenkt, trat er ans Fenster. Der Wintertag war rauh, der Sturm jagte den Schnee auf den Feldern, daß er in hohen Wirbeln auf-

stäubte; der Himmel war mit schwarzem Gewölk verhangen, die Raben flatterten tief und ängstlich mit heiserm Geschrei.

„Ach, der die Vögel unter dem Himmel nährt, er wird dich nähren und retten!" rief Johannes; doch er rief es nur, er dachte, er glaubte es nicht. Händeringend ging er in seinem Stübchen auf und nieder, bis es dunkel wurde. Wol hundert mal hatte er unwillkürlich laut gerufen: „Was soll aus dir werden?"

Endlich duldete es ihn nicht mehr im Gemach; er warf den Mantel über und ging hinaus ins Freie. Wohin er seine Schritte wenden wollte, wußte er nicht; er überließ sich dem Zufall. Dieser führte ihn auf den Markt. Da schallte ihm ein „Gaudeamus igitur" von fröhlichen Burschen entgegen. Es klang ihm wie Hohn der Hölle; er flüchtete vor diesen lauten Ausbrüchen der Freude.

In einer engen Gasse begegneten ihm zwei Soldaten vom Regiment des Herzogs. Der eine rief: „Hol' mich der Teufel! Dreißig Thaler Handgeld hab' ich bekommen. Juchhe! Es lebe der Soldatenstand!"

Es war Johannes, als packte ihn schon die Faust eines Werbers. „Wenn du das müßtest!" rief es grausend in ihm. „Wenn du aus Noth in dieses schreckliche Schicksal stürzen müßtest! Nein, lieber den Tod!"

Die letzten Worte hatte er wiederum unwillkürlich laut gesprochen. „Lieber den Tod" schallte es ihm selbst dumpf und schauerlich in der Finsterniß ins Ohr, als hätte eine unheimliche Stimme neben ihm das frevelhafte Wort gesprochen. Er hüllte sich, mehr von innerm Frost geschüttelt als von äußerm, dichter in den Mantel und stürzte vorwärts, als wolle er dem Versucher entgehen. Da stand er, ehe er's dachte, vor einem großen Gebäude, in welchem aus

vielen Fenstern helles Licht schimmerte. Es war das Waisenhaus — von dem frommen Hermann Franke jüngst gestiftet. Wie ein Trost des Himmels kam ihm dieser Name ins Herz. Er, der Fromme, Edle, Gottvertrauende, der aus den geringsten Mitteln so Großes und Herrliches ins Werk gerichtet, er wird dir helfen! Er wird deinen gesunkenen Muth aufrichten!

Mit schlagendem Herzen näherte er sich der Thür und hob den Klopfer. Ein freundlicher alter Mann öffnete.

„Könnte ich den Herrn Pastor Franke sprechen?“ fragte Johannes mit schüchterner Stimme.

„Nein, mein lieber Herr“, antwortete der Pförtner, „der ist heute auf etwa vierzehn Tage verreist nach Leipzig und Dresden; da müssen Sie schon wiederkommen!“

Johannes sprach kein Wort. Er zog nur seinen Hut und entfernte sich wankenden Schrittes. Seine Knie bebten unter ihm. Ach, auf einen schon hart Geschlagenen wirft selbst das Erlöschen eines so schwachen Hoffnungsfunkens eine tiefe Finsterniß der Seele und er verzagt an jeglichem Ausweg! Mit Mühe schlich Johannes nach Hause zurück. Als Frau Heinrich ihm öffnete, ließ sie fast die Lampe fallen vor Schreck über seinen Anblick.

Er ging still zu Bett, drückte sein Antlitz tief in die Kissen, aber konnte nicht weinen, nicht schlafen — und auch nicht beten. Es war eine schwere, schwere Nacht!

Und es sollte noch härter kommen!

Zwölf Tage waren verstrichen. Johannes hatte an seine Mutter geschrieben, ihr sein Unglück erzählt. Hier hatte er sich fromm zusammengerafft und die alte treue Frau warm gebeten, nicht zu verzagen. Doch in sich selbst war er kleinmüthig geworden! An mehre Professoren hatte er sich gewendet, um Informationen oder eine Stelle als Famulus

zu erhalten, und dadurch fortzustudiren; er hatte um einen Freitisch nachgesucht; doch mitten im Semester war nirgend Abhülfe dieser Art zu finden! Wie sollte er Ostern erreichen? Was er von seinen Büchern irgend entbehren konnte, verkaufte er, um seinen Hunger zu stillen. Die arme Frau Heinrich theilte mit ihm, was sie hatte; aber er konnte es nicht mehr übers Herz bringen, ihre schmalen Bissen noch zu schmälern, und da der Winter hart war, mußte sie selbst schon borgen.

In der strengen Rechtlichkeit der Armuth erzogen, erlag er unter dem Druck solcher Sorge und Verpflichtung. Er besuchte die Vorlesungen, doch er vermochte es nicht mehr, seine Gedanken dafür zu sammeln. Händeringend warf er sich Abends auf die Knie und betete zu Gott um Muth, um Trost. Sein sonst so frommes, vertrauendes Herz blieb verzagt.

Da trat der Versucher zu ihm.

Der Winter war äußerst streng geworden. Johannes hatte gehört, daß ein wenig Branntwein, in scharfer Kälte genossen, in einen betäubenden Schlaf wiege, der in wenigen Minuten zum ewigen Schlummer überführen könne. — Ach! der Qual, die ihn beängstigte, so leicht zu entgehen! Aber Selbstmörder? — Gott wird barmherzig sein!

In seinem fiebernden Gehirn verwirrten sich alle Vorstellungen von Recht und Unrecht. Der Gedanke bohrte sich ihm ordentlich fest in Herz und Kopf, verfolgte ihn auf Tritt und Schritt! — Bebend kaufte er ein Fläschchen mit Branntwein für seine letzten Groschen. Morgen wollte er noch ausharren! Wenn dann keine Rettung kam, kein Brief, dann wollte er — —

Es war nichts geändert am Abend des folgenden Tages. Die Sonne ging vor seinem Fenster blutroth unter. Aber

schon schwebte ihr gegenüber der volle Mond herauf. Der Himmel war mild blau. Da nahm Johannes den Mantel um, steckte das Fläschchen zitternd in die Brusttasche, schlich sich die Stiegen hinab, zur Hausthür hinaus. Er streifte dicht an Frau Heinrich vorüber, doch wagte er nicht sie zu grüßen, sondern flüchtete scheu. Er erreichte das Thor; es war noch nicht geschlossen. So hastigen Schrittes als seine ermatteten Kräfte irgend vermochten, eilte er vorwärts auf der Landstraße. Er hoffte, die Kälte solle ihn überwältigen ohne sein Zuthun. Lächle Niemand über diese Ausflucht vor sich selber! Der Verzagte, der Zermalmte greift auch nach solchen Schatten; denn eben das ist seine Krankheit. Doch die Gewalt des Frostes trat nicht ein; der Mond lächelte still und die Sterne blinkten freundlich. „Bis an das Dörfchen dort, dessen Thurmspitze über den Schneehügel ragt", dachte Johannes, „willst du gehen. Dort setzest du dich auf ein Grab, und dann" — —

Er hatte das Dorf erreicht. Es war Alles todtenstill darin. Doch vor dem Kruge hielt ein Wagen, und die Fenster der Stube waren matt erleuchtet. Zitternd schlich Johannes vorüber, der Kirche zu. Der Kirchhof war von einer niedern Mauer umgeben, die Thür stand offen. Er trat ein. Die schwarzen Kreuze standen ernst auf den Gräbern; der Mond leuchtete hell. Eine namenlose Angst trat den Unglücklichen an. Er schwankte auf den nächsten Grabhügel zu, kniete nieder, umfaßte das Kreuz, — da stürzten ihm die Thränen herab, und er erhob sein Herz zu Gott, und schluchzend rief er: „Gnade, Gnade, mein himmlischer Vater!" — Schon zitterte die Hand nach dem Fläschchen, das ihm ein Giftfläschchen werden sollte — da zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt wieder zurück, und plötzlich sprang der rettende Vorsatz in

seine Seele: „Nein! Du willst die That nicht vollbringen!“

In diesem Augenblicke fühlte er eine Hand, die sich leise auf seine Schulter legte, und eine sanfte männliche Stimme sprach die Worte: „Mein lieber Sohn! Was thust du hier?“

Er wandte sich um; der Mond beleuchtete ein edles frommes Antlitz, einen Patriarchenkopf mit Silberlocken. Es war Hermann Franke.

Siebentes Capitel.

Sein Reisewagen war es, der vor dem Dorfkruge hielt. Während der Kutscher einige Zeit fütterte, war der fromme Mann nach der Kirche und dem Kirchhof, über die das Mondenlicht sich in heiliger Milde verbreitete, hinübergegangen, um in andächtiger Erhebung des Anblicks zu genießen. Gott hatte seine Schritte gelenkt, er sollte der Tröster eines Verzagenden werden. War es die segensreiche Wirkung seiner frommen Nähe, daß Johannes den Vorsatz der Verzweiflung aufgab und die Kraft des Duldens und Vertrauens wiedergewann? Oder hatte der gütige Gott dem Gequälten, aber Reuigen, gleich den Lohn für den Sieg seines Herzens bereiten wollen?

Hermann Franke, der im Schatten der Kirche unbemerkt gestanden, hatte Johannes eintreten und am Grabe niederknien sehen. Die auffallende Erscheinung an dem kalten Winterabende zog ihn näher; eine dunkle Ahnung erwachte

in seinem Herzen, daß er hier vielleicht einem Leidenden Trost gewähren könne, Einem, der auf dem Grabe eines geliebten Todten weinte. Leise näherte er sich, und gewahrte von der Seite Johannes' frommes Gesicht, das der Mond hell beschien. Er sah das feuchte Blinken der Thränen in seinen Augen, auf seinen Wangen. Da trat er hinan im freudigen Beruf seines Daseins, eine belastete Seele zu erleichtern. Zu retten brauchte er sie nicht mehr, dem Himmel sei Dank, denn sie hatte sich selbst gerettet. Aber Lohn und Trost und sanfte Heilung konnte er ihr bieten. So trafen denn seine väterlichen Worte: „Mein lieber Sohn, was thust du hier?" Johannes wie ein milder Balsam.

Dieser erkannte ihn, denn er hatte ihn öfters predigen hören. „Ach, mein Vater, mein Vater!" rief er aus vollem überdrängendem Herzen und ergriff die Hand des frommen Mannes und drückte sein weinendes Antlitz darauf.

„Betest du an dem Grabe eines deiner Lieben, mein Sohn?" fragte der Greis mit einer Stimme, die tröstend in das tiefste Herz drang.

„Nein, ach nein", erwiderte Johannes, und erhob sich von den Knien, „ach, frevelnde Gedanken waren in meiner Brust, aber die Reue ist über mich gekommen, und ich will gern leben und Buße thun!"

In einfachen Worten erzählte Johannes Alles.

Tief gerührt hatte der würdige Greis zugehört. „Siehst du, mein lieber Sohn", sprach er, nachdem Johannes geendet hatte, sanft, „siehst du, daß Gott der Herr dich nicht verlassen hatte, wie du wähntest in deinem Kleinmuth? Er war dir treu zur Seite in der höchsten Gefahr und rettete deine Seele. Meinst du, er werde nicht wissen deinen Leib zu retten, wenn es dir frommt? — Siehe an die Waisen meines Hauses! Alle waren sie hülfloser als du, und für

Alle hat der Barmherzige gesorgt. Wer weiß es, ob er die äußerliche Hülfe nicht auch dir schon bereitet hat? Sie ist vielleicht schon da, ehe du es ahnest! Kann er dir nicht einen Freund geweckt haben, der bereit ist, dir zu helfen? Und steht nicht eben jetzt ein Freund dir zur Seite, den Er dir auf Seinen Wegen entgegenführt? Erkenne wie wunderbar, wie weise, wie liebevoll sie sind, und werde nimmer wieder wankend in deinem Vertrauen."

So sprach der im Glauben Unerschütterliche, aber auch in der Liebe Unerschöpfliche. Er führte Johannes hinüber nach dem Wirthshause, ließ den Erstarrten, vom Hunger Ermatteten durch warme Speise erquicken, und nahm ihn dann in den Wagen, um ihn nach der Stadt zurückzuführen. — Vor dem Waisenhause angekommen, trennte sich Johannes unter milden Thränen von seinem väterlichen Begleiter, der ihn auf morgen in der Frühe zu sich beschied, um weitere Sorge für ihn zu tragen.

Reuigen, aber doch erleichterten, und innigst dankbaren Herzens kehrte Johannes in seine Wohnung zurück.

„Gott sei Dank, daß Ihr kommt", rief ihm Frau Heinrich, welche die Hausthür auf sein Pochen öffnete, entgegen; „ich hatte schon Angst um Euch, Herr Grasleben! Ihr seid ja gar zu lange ausgeblieben. Und wenn Ihr wüßtet, was auf Euch wartet!"

„Was denn, liebe Frau Heinrich?" fragte Johannes, dem tausend Gefühle das Herz bestürmten.

„Je nun, worauf Ihr so lange geharrt, ein Brief, ich denke von Hause!"

Johannes zitterte vor Erwartung. „Von meiner Mutter? Und so spät? Heute erwartete ich nichts mehr."

„Die Post hat nicht durch den Schnee gekonnt, deshalb ist sie so spät gekommen", antwortete Frau Heinrich, indem

sie mit der Lampe die Stiegen voran hinaufging. Johannes, sehnsüchtig nach dem Briefe, folgte ihr hastig.

Seine Freude verwandelte sich in Besorgniß, als er den Brief in die Hand nahm, denn er war nicht von der Mutter, aber doch aus seiner Vaterstadt. Das große Format und Siegel, das im Wachs auf Papier nicht deutlich zu erkennen war, gab es als ein Amtsschreiben kund. Er öffnete es. Es war ein Brief der Mutter beigeschlossen. Er durchflog hastig beide. Aengstlich betrachtete ihn Frau Heinrich, denn er zitterte, seine Augen füllten sich mit Thränen, aber er erblaßte nicht wie damals, sondern plötzlich rief er mit emporgehobenen Händen: „Vater im Himmel! Vergib mir! Ich bin unwerth deiner Gnade!"

Das Schreiben war von dem Magistrat seiner Vaterstadt, und enthielt die Meldung, daß ihm ein freigewordenes Stipendium von hundert Thalern jährlich, welches die Stadt zu vergeben hatte, zugewendet sei. Seine alte Mutter hatte mit heißen Thränen diese Wohlthat für ihren Sohn errungen! Denn was thut eine Mutter nicht! Trotz der Krankheit war sie von Haus zu Haus gewandert, hatte manche harte Zurückweisung erfahren, endlich aber doch durch ihre rührende Bitte obgesiegt.

Johannes lag in tiefster Zerknirschung auf den Knien „Ich war schon gerettet, lange gerettet, ehe ich mich verloren gab. O Herr, mein Gott, wenn ich nicht im Augenblick der Entscheidung zur Besinnung gekommen wäre! Allgütiger Vater, vergib deinem reuigen Sohn, und verhänge über ihn was du willst, er wird nie wieder verzagen, denn deine Gnade ist unendlich, wie deine Macht!"

Es war ein Freudenfest in dem kleinen Stübchen. Johannes erzählte auch der Frau Heinrich mit offenem Herzen Alles, was vorgegangen war. Gern wäre er noch in

der späten Nacht zu seinem frommen Vater und Beschützer hinausgeeilt. Mit Mühe bezwang er sich, den Morgen zu erwarten.

Aber Frau Heinrich mußte sich zu ihm setzen. Er las ihr die Briefe vor, den der alten Mutter, mit verkrümmter gichtischer Hand geschriebenen drei mal. Sein Stübchen kam ihm vor wie das Paradies. Alles sah ihn glückselig an; selbst der rauhe Seesturm, der gegen die Fenster sauste, machte es ihm seliger und behaglicher daheim.

„Laßt mich aber auch die Nachtkost aus dem Ofen nehmen", sprach Frau Heinrich freundlich, „und genießt etwas nach dem langen kalten Wege. Ich dachte gleich, daß Ihr etwas nöthig haben würdet." Damit trug die gute Frau glücklich lächelnd eine dampfende Suppenschüssel auf. Beide setzten sich, Johannes sprach das Tischgebet, und labte sich dann an der Mahlzeit, die er seit lange nicht so köstlich gefunden hatte. Nach derselben nahm er die Bibel, um ein Capitel laut zu lesen, weil er wußte, daß Frau Heinrich diese Abendandacht vor allem liebe. Seine Hand schlug den Psalter auf. Da leuchtete sein Auge plötzlich wie in seliger Verklärung, denn es war auf eine Stelle gefallen, die ihn in den innersten Tiefen seines Herzens traf.

„Der Herr erhält Alle, die da fallen, und richtet auf Alle, die niedergeschlagen sind.

Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen Speise zu seiner Zeit.

Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen.

Er thut was die Gottesfürchtigen begehren, und hört ihr Schreien und hilft ihnen."

„Ja", rief er aus und stand auf, und richtete die Au-

gen dankbar zum Himmel, während Frau Heinrich die Rührung nicht unterdrücken konnte.

„Du großer, allbarmherziger Gott! Du warst mir nahe, du gabst mir Speise zu seiner Zeit, des Leibes und des Geistes, du hörtest mein Schreien, du halfst mir. So vergib mir denn in deiner unendlichen Gnade! Denn ich bin schwer schuldig und mein Frevel ist groß."

So demüthigte sich Johannes vor Gott; aber es kehrte Freudigkeit zurück in sein Herz, denn seine Reue war tief und wahrhaft. Und er entschlummerte in Frieden auf seinem Lager, unter sanftem Dankgebet und seligen Erinnerungen an die treue Mutter, deren Liebe rettend für ihn gewacht hatte.

Achtes Capitel.

Vom nächsten Morgen an wandelte er seinen Weg in Freudigkeit. Mit Tagesanbruch war er bei seinem ehrwürdigen Freunde und Beschützer, der mit heiliger Rührung die Erzählung von der wunderbaren Hülfe und Rettung vernahm, die Johannes zu Theil geworden. Doch der fromme Greis staunte nicht; das mußte so sein, dachte sein gläubiges Herz mit dem nie erschütterten Vertrauen. Er verabsäumte auch deshalb nicht, von seiner Seite ebenfalls für Johannes thätig zu sein, und wies ihm sogleich eine kleine Beschäftigung als Lehrer zu, die einen Freitisch eintrug.

Johannes ging mit Glückseligkeit an seinen Beruf. Leichten Herzens, leichten Kopfes hörte er seine Vorlesungen. Er wurde ein neuer Mensch; es gab keinen Glücklichern in

Halle als ihn, und in dem Briefe, den er seiner Mutter voll heißen Dankes schrieb, strahlte das Gefühl der wiedererrungenen Glückseligkeit wie eine leuchtende Flamme durch jedes Wort, und drang mit milder Wärme des Trostes in das treue Mutterherz. — —

So verstrich der Winter, die heilige Osterzeit nahte.

Johannes in seinem still zurückgezogenen Leben hatte noch erübrigt von Dem, was er verbrauchen durfte, und seine ganze Seele freute sich auf das Glück, die Mutter in den Ostertagen besuchen zu können. Auch an des alten Lehrers Grabe wollte er sein leises Gebet sprechen.

Seinen Freund Krach sah er wenig, doch blieb ihm derselbe immer freundlich, und wenn sie beim Besuchen der Collegia aufeinander trafen, reichte er ihm stets die biedere Hand, und nannte ihn seinen heiligen Johannes, worüber dieser dann bescheiden lächelte.

„Ich weiß nicht", sprach der wilde Brausekopf ein mal zu dem sanften Freunde, „was ich an dir für einen Narren gefressen habe. Du mußt mich behext haben! Du, ein Kerl, der, wie ich glaube, im Stande wäre zu sagen: «Ich pauke mich nicht», und dem ich doch mehr Muth zutrauen müßte wie mir selber. Auf Cerevis aber, will dir ein mal Einer zu Leder, sag' es mir, nur mit einem Augenwink und ich pauke mich durch alle Landsmannschaften durch für dich, bis mein Schläger aussieht wie eine Stichsäge! Auf Cerevis!"

Johannes dachte: „Es soll dahin nicht kommen. Ich bin der Mann des Friedens, und werde Niemandem zu nahe treten. Wer sollte mir also etwas anhaben?"

Ostern war herangekommen. Heute schlossen die Collegia, morgen wollte Johannes fort.

Nachmittags, als die Sonne schon röthlich glänzte, hatte

er das letzte Collegium ausgearbeitet und sein Reisebündel geschnürt. Nun wollte er noch ein Wenig ins Freie, sich dann zeitig niederlegen, und morgen vor der Sonne aufbrechen.

Er ging seinen gewöhnlichen Spaziergang nach Giebichenstein hinaus. Die Felder prangten schon im jungen Saatgrün, die Bäume knospten, es wehte eine milde warme Luft. Seine ganze Seele ging auf in Dank gegen Gott, der ihm so Gutes gegeben, so Hartes von ihm abgewendet. Er malte sich die Freude der Mutter, wenn er sie in seinen Arm schließen werde, sie stand vor ihm wie an jenem Morgen im Walde, vor sechs Monaten, als er von ihr schied.

Da hörte er Schritte hinter sich; er sah sich um. Ein Mann, in einen blauen Oberrock geknöpft, ein spanisches Rohr in der Hand, eine Mütze mit einer Goldtroddel auf dem Kopf und einen schwarzen Knebelbart über der Lippe, folgte ihm in raschem Gange.

„Guten Abend! Wohin mein Freund? Bekannt hier in der Gegend?" fragte der Fremde.

„O ja, so ziemlich, mein Herr; kann ich mit einer Auskunft dienen?" entgegnete Johannes.

Der Fremde musterte ihn auf eine unheimliche Art von Kopf bis zu den Füßen. „Geht's hier nach Giebichenstein?"

„Ja wol. Dort an dem neuen Hause vorbei."

„Ist ja wol ein Gasthaus? Der Hirsch, nicht?"

„Zu dienen."

„Wollen da vorbei; möchte ein mal trinken. Gutes Bier?"

Johannes war etwas betreten über die kurze, barsche Art des Fremden. „Ich glaube", sprach er, und suchte sich zurückziehen. Doch der Fremde hielt sich dicht an ihn,

und fragte weiter: „Kann man nicht hier quer übers Feld, durch den Hohlweg dort? Das muß ja näher sein?"

„Ein weniges", sprach Johannes.

„So laßt uns dort gehen!" Er befahl das förmlich, und drängte Johannes nach der Richtung. Sie erreichten den Hohlweg. Er war auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsch bekränzt. Kaum waren sie funfzig Schritt hinein, als ihnen, aus einer Krümmung, unvermuthet ein Reiter entgegenkam. Johannes meinte vor Schreck in die Erde zu sinken, als er den Herzog erkannte. Doch dieser ritt vorüber, im Schritt, achtlos vor sich hinpfeifend, und schwand ihm bald aus dem Gesicht. Gleich darauf aber pfiff es laut rechts im Gebüsch. Der schrillende unheimliche Ton erschreckte Johannes. Unmittelbar danach wurde links am Wege ein Kerl sichtbar. Mit einem Satz war derselbe hinunter und packte den Fremden an die Brust: „Die Börse oder das Leben", rief er laut.

„Hülfe!" schrie dieser und wehrte sich. Johannes fiel dem Räuber in den Arm und suchte den Angefallenen loszumachen. Dieser schrie mit furchtbarer Stimme. Da sprang aus den Büschen rechts ein zweiter Kerl und packte Johannes an. Ehe er sich's versah, lag er am Boden. In diesem Augenblick donnerte eine Stimme: „Was gibt's hier?" Johannes blickte auf und sah den Herzog vor sich, der zurückgesprengt war und den Degen drohend gezogen hielt. Der Fremde verbeugte sich tief vor ihm, und sagte: „Ihro Durchlaucht, dieser lange Buschklepper hier faßte mich plötzlich an die Brust. Ich weiß nicht, wollte er mich bestehlen oder nur Zank anfangen. Wären aber jene beiden ehrlichen Teufel mir nicht zu Hülfe gekommen, so glaube ich, es möchte mir übel ergangen sein."

„Verdammter Cujon", rief der Herzog wild. „An den

Galgen gehörtest du! Deine dreizehn Zoll allein retten dich! Aber wir wollen dir die Teufeleien schon ausfuchteln."

Johannes hörte das Alles und bezog es auf den Räuber. Aber es befremdete ihn, daß er von beiden Kerlen festgehalten wurde. „Macht mich doch los von den Bösewichten, lieber Herr", bat er den Fremden.

„Fort, schleppt ihn in die Wache", rief dieser statt der Antwort.

Die beiden Kerle rissen ihn auf und zogen ihn vorwärts.

„Mein Gott im Himmel!" rief Johannes, „was soll das heißen? Der ist ja der Thäter."

„Raisonneur! Will er die Klinge kosten?" rief der Herzog, und schwang den Degen.

Johannes erbleichte, alle Sinne waren ihm wie gelähmt.

„Thut, wie ich befohlen", rief der Herzog nochmals, wandte sein Pferd und ritt davon. Johannes glaubte ihn lachen zu hören.

Ihm, war als müsse der Erdboden sich unter ihm öffnen. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, er taumelte bewußtlos vorwärts.

In der Wache am Thor wurde er abgeliefert. Auf alle seine Fragen und Bitten an seine drei Begleiter erhielt er keine Silbe Antwort.

Die Wachtstube war mit Tabacksrauch angefüllt; ein einziges Licht brannte auf dem groben hölzernen Tisch, an dem Soldaten saßen und Karten spielten. Beim Eintritt des Fremden, der Johannes brachte, sprang Alles auf. Dieser sagte kurz:

„Arrestant! — Wenn er raisonnirt, steckt ihn unter die Pritsche!" Mit diesen Worten machte er militärisch Kehrt, und war verschwunden.

Johannes wurde mit nicht sehr sanften Worten und Stößen auf einen Schemel im Hintergrunde gewiesen, wo er Platz nehmen konnte. Er faltete die Hände, richtete sein sanftes blaues Auge empor, und sprach: „Lieber Herrgott, du prüfest mich schwer! Aber ich weiß, was du an mir gethan, ich will nicht wanken im Vertrauen. Dein Wille geschehe, dein Name sei gelobt!"

Wirklich kehrte ihm mit der andächtigen Erhebung auch Muth und Vertrauen ins Herz zurück. Die Soldaten rauchten, spielten, fluchten; keiner kümmerte sich um ihn. Es verging Stunde auf Stunde. Der Hunger plagte endlich den armen Gefangenen, und mehr noch der Durst. Schüchtern stand er von seinem Schemel auf und näherte sich einem graubärtigen Unteroffizier. „Mein lieber Herr", begann er, „könnte ich wol einen Schluck Wasser erhalten?"

„Warum denn nicht", sprach der Alte.

„Auch wol einen Bissen Brot? Mich hungert gar sehr", fuhr Johannes ermuthigt fort.

„Warum denn nicht", antwortete der Alte wiederum. „Wollt Ihr mit mir essen? Ein Stück Brot und einen Hering, weiter habe ich nichts."

Mit diesen Worten langte er ein Brot und einen irdenen Teller, auf dem zwei Heringe lagen, von einem Bret an der Wand, und bot Johannes ein Stück von beiden.

„Erst nehmt aber einen Schluck", sprach er gutmüthig und reichte ihm die Branntweinflasche.

Johannes zögerte, er mochte den Branntwein nicht, doch er fürchtete den guten Alten zu beleidigen; daher kostete er; sein brennender Durst bewegte ihn einen ganzen Schluck zu nehmen. Dann griff er hastig zu der Speise. Der Alte theilte das Mahl und sprach der Flasche fleißig

zu, reichte sie auch Johannes noch öfter dar, der mehrmals des augenblicklichen Reizes wegen den Durst durch Nippen beschwichtigen wollte. Endlich aber wies er die Flasche zurück, weil er ein gar zu heftiges Brennen empfand; es war ihm, als sollte sich ihm der Schlund zuschnüren. „Einen Trunk Wasser“, bat er von neuem, „hätte ich gar zu nöthig.“

„Warum denn nicht“, sprach der Alte wieder. „Ich will es holen gehen.“ Somit ergriff er einen irdenen Krug und ging hinaus.

„Der wackere Kriegsmann“, dachte Johannes, und hoffte, er werde, da ein Brunnen in der Nähe, bald zurückkehren. Allein es dauerte eine Viertelstunde, eine halbe — er kam nicht. Johannes lechzte nach einem Tropfen. Schüchtern näherte er sich den Kartenspielern, die Bier auf dem Tische hatten. Doch noch ehe er seine Bitte ausgesprochen, rief der Eine: „Arrestant, will Er auf Seinen Platz! Ihn soll das Donnerwetter regieren!“

Der arme Johannes flog auf seinen Schemel zurück. Doch es war eine Glut dort, die kaum zu ertragen war, denn trotz des milden Abends hatte man den großen eisernen Ofen der Wachtstube geheizt, und er fing eben an seine Hitze auszustrahlen. Johannes wollte den Schemel nur ein wenig abrücken. Doch der eine Soldat sprang auf ihn zu und rief: „Er liegt gleich unter der Pritsche, wenn Er sich einen Zoll breit hier fortrührt! Nicht wahr? So hübsch dicht an die Thür, um mit einem Satz hinaus zu sein? Hallunke!“

Johannes war der Verzweiflung nahe. Die Kehle brannte ihm wie Feuer, die Durstqual stieg mit jedem Augenblick. Der Unteroffizier kam nicht zurück. Wie in Fieberglut saß er auf seinem Schemel. Er faltete die Hände

zum Gebet, doch die Worte wollten nicht über seine lechzenden, vertrocknenden Lippen; er betete nur innerlich: „Barmherziger Himmel, erlöse mich von diesem Uebel!“

Endlich wurde die Glut des Ofens so furchtbar, daß er es nicht mehr zu ertragen vermochte. Die ganze Stube war schon so heiß, daß die Spieler die Fenster geöffnet und die Röcke ausgezogen hatten. Mit einem heisern Schrei: „Ich halte es nicht aus!“ sprang Johannes auf und taumelte vorwärts.

Da trat der alte Unteroffizier ein, einen Krug mit Wasser in der Hand. „Gott, deine Gnade ist groß“, rief Johannes und wollte danach greifen.

„Nichts da!“ fuhr ihn der Alte barsch an. „Habe Ordres! Darf Euch nicht eher etwas reichen, bis der Hauptmann kommt!“

„Mein Jesus, ich verschmachte!“

„Bis Mittag werdet Ihr nicht umkommen, wir haben schon vier Uhr Morgens; nach der Parole pflegt er zu kommen!“

Johannes sah noch acht lange Stunden vor sich; er glaubte nicht acht Minuten mehr leben zu können, zumal da eben der Unteroffizier einen tiefen Zug aus dem köstlichen Kruge that. Von Qual gefoltert sank er auf die Knie und bat: „Gebt mir doch nur einen Schluck!“

Der Alte sah sich scheu um. Dann näherte er sich geheimnißvoll, da er die Soldaten im Kartenspiel vertieft sah. „Ich will Euch etwas vertrauen! Ich bin Vater von fünf Kindern. Die Noth hat mich verführt, — ich habe mir zehn Thaler aus der Compagniekasse geborgt, — wenn es herauskommt, muß ich Spießruthen laufen auf Leben und Tod! Ein Familienvater! Ihr allein könnt mich retten!“

„Ich? Wie das?“ stammelte Johannes.

„Wenn Ihr mir von Euerm Werbegeld zehn Thaler schenkt!“ flüsterte der Alte.

„Mein Werbegeld? Soll ich denn wirklich Soldat werden? Ach, mein Jesu!“ rief Johannes, und mitten in der Glut, die ihn peinigte, durchrann es ihn eiskalt. „Ich bin ja ganz unschuldig! Ich kam ja dem fremden Herrn zu Hülfe!“

„St! Um Gottes Willen leise!“ gebot der Alte. „Wißt Ihr denn, wer der Fremde war? Der Werbecapitän von Kowalski! Nun hat der Schnurrbart — den Herzog meine ich — ein mal befohlen, Ihr sollt eintreten oder morgen hängen, als Strauchdieb, und der hält Wort. Also gebt Euch gutwillig, das rathe ich Euch!“

„Nur einen Trunk Wasser“ — flehte Johannes, und streckte die Hand nach dem Kruge aus.

„Aber die zehn Thaler — wollt Ihr mich armen Mann zu Tode peitschen lassen? Und meine fünf Kinder!“

„Ich habe aber keine zehn Thaler, die paar Groschen in meiner Tasche hat man mir ja abgenommen! Ach, gebt mir nur zu trinken!“

„Ich habe hier Eure Capitulation“ — sprach der Alte, „Ihr braucht nur zu unterschreiben, so habt Ihr dreißig Thaler Handgeld!“

Johannes konnte das Alles nicht fassen. „Handgeld? Weshalb denn, wenn man mich gewaltsam preßt?“

Der Alte setzte ihm auseinander, das sei Ehrensache. Der Capitän Kowalski zahle immer Handgeld. Das solle ihm Niemand nachsagen, daß er einen Rekruten durch Drohungen um sein Handgeld gebracht habe!

Johannes sank fast in die Knie vor Durst; der Alte heulte und wollte sich das weiße Haar ausraufen. Er drängte ihm eine eingetauchte Feder in die Hand. — Johannes schrieb

seinen Namen unter das Papier ohne es zu lesen, aber griff dann mit beiden Händen nach dem Wasserkrug, den er bis auf den letzten Zug leerte.

„Gut, mein Söhnchen!" sprach der Alte jetzt lächelnd. „Die zehn Thaler, über die du hier quittirt hast, schenkst du also mir. Achtzehn gehen auf die Einkleidung, macht achtundzwanzig, und zwei wirst du doch mit deinen neuen Kameraden theilen? Sind richtige dreißig, die du erhalten hast. — He, Christophel, der Recrut gibt zwei Thaler zum Besten. Schafft doppelten Pommeranzen an, Speck und Wurst! Nun wollen wir lustig sein!"

Aber Johannes stand, nachdem der Trunk ihm Kräfte und Besinnung zurückgegeben, wie eine Bildsäule da. Er faßte sich immer wieder an die Stirn, ob er wache, ob er lebe, oder ob Alles ein wahnsinniger Traum sei. Mit bebenden Lippen stammelte er plötzlich: „Meine Mutter!" — und bewußtlos lag er am Boden.

Ein Fluch Oberländer's (so hieß der graue Corporal), den ein Rippenstoß begleitete, und gleich darauf unbarmherzige Hiebe mit dem Rohrstock über die Schenkel weckten den Unglücklichen.

„Das Donnerwetter! Will der faule Kerl von Recrut auf die Beine!" rief Oberländer mit einem von Trunk und höhnischem Grinsen verzerrten Gesicht, indem er weiter zuschlug.

Johannes taumelte auf, er erwachte zur vollen Besinnung, er wußte nun das Gräßliche, was mit ihm geschehen war.

Er hatte aufgehört Student zu sein — er war Soldat.

Zweite Abtheilung.

Der Soldat.

Erstes Capitel.

Es waren etwa acht Tage vergangen. Johannes exercirte als Recrut auf dem Marktplatz. Capitän Kowalski ging, sich den Knebelbart streichend, vor der Linie der zehn oder zwölf Mann, die hier zusammen eingeübt wurden, auf und ab; er hatte seinen dicken Rohrstock in der Hand und schwang ihn von Zeit zu Zeit am Stockband spielend im Kreise umher. Doch die Recruten zitterten, wenn sie das Pfeifen des Rohrs hörten, denn ihr wunder, schmerzender Körper erinnerte sie nur zu bitter an die Stacheln, die dieses Spielwerk für sie hatte. Der alte, graubärtige Corporal Oberländer, der Johannes so um sein Werbegeld geprellt und ihn unter der Form der Gutmüthigkeit und Theilnahme so grausam getäuscht und zur Unterschrift verlockt hatte, war Exercirmeister und sein Rohrstock sauste ebenfalls beständig durch die Lüfte.

„Brust heraus! Kopf hoch! — Himmeltausendsacramenter, ich will euch die Kinnladen einrammen mit meinem Stockknopf, wenn ihr sie nicht hebt!“ Damit stieß er einem

armen Teufel den Stock unters Kinn, daß dieser sich fast die Zunge abbiß und einen halb verschluckten Schrei that. „Will Er nicht mucksen im Gliede! Die Zähne wollte ich euch Allen Stück vor Stück einzeln herausboxen mit der Rohrzwinge, wenn ihr sie nicht zum Patronenabbeißen gebrauchtet!“

Der Unglückliche, der den Stoß bekommen hatte, blutete. „Himmelhund! Kneif' Er's Maul zu und verschlucke Er die rothe Suppe! Er wird nicht dran ersticken! Kommt ein Fleck auf Seine Montirung oder Hosen, so fuchtele ich Ihn, bis der Mond am Himmel scheint! — Gewehr ab! Gewehr auf! Compagnie, marsch!“

Gruppen von Studenten hatten sich auf dem Markte gebildet und sahen zu; unter ihnen Krach. Er schoß bald wilde, bald theilnehmende Blicke zu Johannes hinüber; dann heftete sich sein rollendes Auge auf den Unteroffizier, dann auf den Capitän. Mit großen Schritten ging er in seinen schweren Stiefeln mit mächtigen Silbersporen auf und nieder. Die Mütze mit Goldtroddeln hatte er sich ins Gesicht gedrückt; in der Rechten führte er einen gewaltigen Ziegenhainer. Von Zeit zu Zeit sprach er leise mit den andern Studenten, die ebenfalls nicht in günstiger Stimmung zu sein schienen.

Die Sache war die: Johannes' Einsteckung ins Militär hatte die ganze Universität in Aufruhr gebracht. Man sah den Act als einen der Gewaltthat gegen die Universitätsrechte an. Kein Mensch glaubte an die alberne Anklage wegen Straßenraub. Man wußte, wie die Werber verfuhren. Doch Johannes hatte den Fehler gemacht, die Werbecapitulation zu unterzeichnen. Jedermann wußte, mit welchen Qualen, mit welcher Hinterlist dergleichen Unterzeichnungen abgedrungen wurden. Doch die Form galt für

fesselnd. Und ohne seine Unterschrift, oder Annahme des Handgeldes vor Zeugen, hätte selbst der entschlossenste und habgierigste Werber seine Rechte auf einen Recruten nicht zu vertheidigen gewagt. So groß ist der Instinct des Menschen für die Nothwendigkeit gesetzlicher Zustände, daß er selbst die größte Willkür mit dem Schatten eines Gesetzes zu decken sucht.

Johannes' Schicksal hatte neben der allgemeinsten Theilnahme den höchsten Unwillen erregt. Der edle Hermann Franke brachte es sogar dahin, daß der ganze Senat sich bittend an den König wandte, um Johannes' Befreiung zu erlangen, für die außerdem alle Gesetze sprachen, da er der einzige Sohn einer Witwe war. Alle Studirende waren aufs äußerste erbittert. Doch der Herzog von Dessau, der, in ewigem Kampfe mit der Universität und Stadt, sich dieser Erbitterung gerade erfreute und die listig ausgeführte That (denn er lauerte dem armen Johannes längst auf, ohne daß dieser es wußte) als seinen höchsten Triumph betrachtete, wollte eben so viel Aergerniß als möglich geben. Deshalb hatte er das Exerciren der Recruten auf dem Markte befohlen. Und wahrscheinlich auch nicht ohne Absicht wurde dem armen Johannes ganz besonders zugesetzt.

Kowalski verwandte kein Auge von ihm. „Paff' Er dem langen Galgenstrick besser auf den Dienst, Corporal!" rief er Oberländer zu. „Seh' Er nur, wie hoch er die Fußspitzen hält. Herunter damit! Die Beine nicht so hoch!" Bei diesen Worten schlug er Johannes mit dem Stock auf die Schienbeine, daß dieser krampfhaft zurückzuckte und er im Marschiren stolperte. „Compagnie halt!" commandirte Kowalski. „Recrut Grasleben, vorgetreten! — Corporal Oberländer, gebe Er ihm fünfundzwanzig Fuchtel, daß er im Gliede ruhig bleibe."

Krach biß sich auf die Lippen. Es entstand ein Murren unter den Studenten, als sie ihren Commilitonen solcher Mishandlung preisgegeben sahen. Doch die Soldaten im Gliede anzugreifen? — und überdies waren die andern ja unschuldig und eben solche gemarterte Opferthiere!

Der Corporalstock zischte schon durch die Luft.

Johannes stand bleich, mit zusammengepreßten Lippen. Er schlug das blaue, thränende Auge gen Himmel auf und dachte: „Mein Heiland Jesus Christus mußte Schläge und Schmach erdulden! Ich will es tragen, denn der Vater hat es gesendet!"

Und so duldete er Schmerz und Schmach.

Da sah er Krach auf der breiten Steinreihe gerade auf den Hauptmann zugehen; da dieser ihm nicht auswich, stellte der kecke Student sich hart vor ihn hin und sprach: „Ist's gefällig, auszuweichen?"

Statt der Antwort legte Kowalski die Hand an den Degen. Im gleichen Augenblick rief Krach: „Sie sind von mir gefodert; ich bin der Baron von Krach!" Ohne eine Erwiderung abzuwarten, wandte sich Krach zu einem der nächsten Studenten und sprach: „Graf Westerhold, wollen Sie mein Secundant sein? Reden Sie mit dem Herrn, mir sind alle Waffen gleich." Damit verließ er den Platz.

Der Capitän war blaß vor Wuth. Er sah den Zusammenhang vollständig ein. Der Graf Westerhold trat, kalt grüßend, an ihn heran und sprach leise mit ihm. Ein Duell auf den Stoß wurde zu Nachmittag um vier Uhr verabredet; in Giebichenstein wollte man sich treffen. Indem Krach den Platz verließ, streifte er dicht an Johannes, der noch allein, zuckend vor Schmerz und innerer Entwürdigung, vor der Front stand, vorüber und flüsterte: „Muth, Bruder! Zähle auf uns! Dem Satan geh' ich zu Leibe!"

Johannes wäre dem wackern Freunde gern um den Hals gefallen, aber er war ja kein freier Mensch, kein Mensch überhaupt mehr, sondern nur ein mishandeltes Geschöpf ohne Rechte, ohne Wehr!

Krach's entschlossener Schritt fruchtete. Es kam dem Hauptmann zu Ohren, daß der ganze Adel der Universität sich verschworen habe, ihn nach der Reihe zu fodern, sodaß er für jede Grausamkeit gegen Johannes mit seinem Leben einstehen mußte. Das war ihm doch etwas zu viel, und er sah sich, obwol mit innerster Wuth, gezwungen, gelindere Saiten aufzuspannen. Dem Duell mit Krach konnte er nicht mehr ausweichen. Sie kamen Nachmittags in einem Gebüsch beim Giebichenstein zusammen und andern Tags trug Kowalski den rechten Arm in der Binde und hatte, was ihn seinen Leuten gegenüber am meisten verdroß, ein schwarzes Pflaster im Gesicht.

Die Recruten exercirten nicht mehr auf dem Markt, sondern hinter der Stadtmauer. Johannes wurde zwar nicht mehr öffentlich, oder auch nur äußerlich hervortretend mishandelt, aber dafür desto unablässiger gepeinigt. So mußte er den Ingrimm des Hauptmanns doch fühlen, und der ehrwürdig aussehende Graubart Oberländer war der hämische, unermüdliche Vollstrecker dieser Rache. Er ließ nicht nach mit Zurechtstoßen, Rupfen am Haar, Abquälen durch überlanges Gewehranziehen und ähnliche zur Verzweiflung bringende kleine Folterqualen mehr. — Von Tag zu Tage hoffte Johannes auf die Antwort des Königs aus Berlin, denn er wußte, was der Senat gethan. Diese Hoffnung auf Erlösung allein hielt ihn aufrecht.

Eines Morgens, als er zum Exerciren ging, sah er seine Wirthin, die brave Frau Heinrich, dem Commando entgegenkommen. Sie warf ihm schon von weitem be-

deutsame Blicke zu und zeigte etwas Weißes verstohlen in ihrer Hand. Als sie an ihm vorüberstreifte, fühlte er, daß sie ein Papier in seine herabhängende rechte Hand stecke; er faßte es hastig. Es gelang ihm, es unvermerkt unter die Montirung zu schieben. Sein pochendes Herz sagte ihm, daß es etwas Wichtiges enthalte. Dreifach lang drückte ihn heut die Qual des Exercirens, obwol das Glück ihm wohlzuwolleu schien, da Oberländer ausnehmend freundlich war. — Er wußte nicht, daß der wackere Krach, der den innigsten Antheil an dem Geschick seines „heiligen Johannes“ (so nannte er ihn gern) nahm, den Schuft einerseits reichlich bestochen und andererseits ihm gedroht hatte, die ganze Universität über ihn zu hetzen, wenn er seinen gestohlenen Rekruten nicht wie einen Prinzen behandele.

Endlich war das Exerciren vorüber und Johannes fand einen einsamen Augenblick, um das Papier zu lesen. Es war von Krach:

Lieber Herzensbruder!

Du sollst und mußt gerettet werden. Mein Ehrenwort darauf! Wenn auch der König an den hochweisen Senat zurückgeschrieben hat: Der Johann Grasleben ist mein Unterthan; er soll nicht raisonniren. *)

Du merkst aus der Antwort, daß der alte Schnurrbart contreminirt hat; absolut will er dich zum Flügelmann der potsdamer Garde haben, du verwünscht langer Theologe!

*) Friedrich Förster, in seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I., führt eine wörtlich also lautende Cabinetsordre des Königs für einen ganz ähnlichen Fall an.

Er ist sogar selbst in Berlin gewesen! Von daher ist also nichts zu hoffen; aber von mir, von uns, von der ganzen Universität. Wir helfen dir davon! Aber du mußt desertiren, und außer Lands. Friß den Zettel auf!

P. S. Paß wohl auf, auf Alles, was vorgeht.

Dein Bruderherz
von Krach.

„Freilich, daher ist nun nichts mehr zu hoffen", sprach Johannes langsam vor sich hin! „Ach meine arme, arme Mutter! Wie wird sie's überwinden!" „Gott wird uns helfen", rief er nach einigen Augenblicken mit frommer Fassung, „mein Vertrauen soll nicht wieder wankend werden. So sagt der Psalm: «Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und hört ihr Schreien und hilft ihnen.» — Ja er hilft mir ja schon durch einen treuen herzgeliebten Freund. Wenn auch auf gefahrvollem Wege!" — In diesem Augenblicke faßte eine Hand die Klinke der Stubenthür. Schnell drückte Johannes den Brief in der Hand zusammen, und steckte ihn in den Mund. Die Thür öffnete sich. Oberländer trat ein! — —

„Nun Monsieur Recrut, gelahrter, gestudirter Herr, wie geht's! — Nicht wahr? Fideles Leben, das Soldatenleben! Bin alt und grau dabei geworden! Lustiges Leben! He? — Warum antwortet Er denn nicht?"

Johannes kaute an seinem Briefe, und versuchte vergeblich, ihn hinunter zu schlucken.

„Er kaut wol Taback? Sacrament, wie kommt Er dazu? Wird Er vernünftig? Ein Priemchen? Zeig' Er doch einmal die Sorte! —

Johannes bebte! Er kaute mit Schnelligkeit. „O nein Herr Corporal! Es ist nur" —

„Nun was frißt Er denn, was nicht Knaster ist! Er kaut ja, als hätte Er eine Schuhsohle im Maul!“

Mühsam war Johannes des Bissens Herr geworden, und schluckte ihn nieder, wäre aber fast daran erstickt. „Es war nur eine Brotrinde, Herr Corporal“, stotterte er — die erste Unwahrheit seines Lebens!

„Wohl bekomm's, das Commisbrot ist gut“, sprach der etwas angetrunkene Oberländer lachend, und schlug Johannes kräftig auf die Schulter. „Was ich sagen wollte! Morgen wird Er etwas sehen! Soll Einer Spießruthen laufen, ein Deserteur —“

Johannes durchzuckte es wie ein eiskalter Schlag.

„Sechsunddreißig mal — auf Leben und Tod!“

„Auf Leben und Tod? O mein Herr und Heiland, fürchtet Ihr denn nicht die Sünde?“

„Das hat der Herzog zu verantworten: Soldat kennt nur Ordre! Morgen früh 6 Uhr! Er soll mithauen; Alle sollen mithauen, daß die Nation vollständig wird! — Der Kerl ist ein Spitzbube, er hat mich ein mal bei einem Handel geprellt! Jetzt soll er's bezahlen! Wer nicht zuhaut, daß bei jedem Hieb ein Stück Haut hängen bleibt, den trifft mein Stock! — Basta. — Morgen 6 Uhr!“ Mit diesen Worten machte er Kehrt und ließ Johannes allein, mit dem Entsetzen der Martervorstellung — eine Marter, deren Gefahr auch er übernahm, wenn er desertirte!

Zweites Capitel.

Es war 6 Uhr Morgens. Die Compagnie stand auf dem Exercirplatze vorm Leipziger Thor, in zwei Gliedern, die vier Schritt voneinander entfernt waren und sich die Fronten zugekehrt hatten, aufmarschirt. Die Trommel wurde gerührt. Das Commando mit dem Deserteur rückte an und machte am Flügel Halt.

Oberländer trug ein Bündel dünner Weidenruthen und theilte, indem er die Linien hinunterging, Jedem eine zu. „Haut aus dem Pfeffer und Salz", rief er mit satanischem Grinsen, sonst sollt ihr die Suppe selber kosten."

Der Deserteur war bis auf die Hüften entblößt. Er sah bleich, aber trotzig aus und zwang sich zum höhnischen Lachen. Es war ein kühner Kerl, von eiserner Kraft. Sie mußte dennoch brechen.

„Vorwärts, Marsch!" commandirte Kowalski, mit Blicken so kalt wie Eis.

Der Unglückliche ging festen Schrittes. Er biß die Zähne zusammen und lachte bei jedem Hiebe. Sein Rücken röthete sich allgemach. Als er zum ersten male nahe an Johannes kam, sah dieser, wie sich einzelne Blutspuren zeigten. Er hieb mit zitternder Hand, daß die Gerte leicht gleitete, dennoch zuckte es ihm durch Mark und Bein. — Beim zweiten Gange drang das Blut schon in Tropfen durch die Poren und rieselte die Haut entlang, — beim dritten war der Rücken eine Blutfläche.

Es wurde einen Augenblick inne gehalten. „Das Donnerwetter", sprach Oberländer halblaut zu Kowalski, „Herr

Hauptmann, die Kerle hauen wie toll. Er schwankt ja schon, — wenn das so fortgeht, stürzt er uns, und läßt sein Leben, ehe er die zwölf Gänge gemacht hat, und wir haben für morgen und übermorgen nichts!"

„Jetzt, da sie Blut sehen, hauen sie von selbst leicht", erwiderte der Capitän: „Das ist eine alte Erfahrung. Keiner traut sich mehr recht scharf zu schlagen, und an dem Mitleiden schleppt er sich drei Tage durch. Freilich, hauten sie so fort, so läge er beim sechsten Gange da. — Vorwärts!"

Der Unglückliche mußte seinen Marterweg von neuem antreten. — Es kam, wie der Capitän gesagt hatte. — Er vollendete die neunfache Höllenqual, die er noch durchzumachen hatte, ohne zusammenzustürzen.

Doch Johannes hielt sich kaum auf den Füßen, der Angstschweiß stand ihm vor der Stirn. — Die Compagnie marschirte hinein. Im Thor drängte sich Krach neben ihn hin und raunte ihm zu: „Es wird Alles vorbereitet, Bruder! In drei Tagen schaffen wir dich fort!" — —

„O Gott im Himmel", dachte Johannes, „und wenn ich ergriffen würde, — dieses grausenvolle Schicksal!" — —

Er brachte einen entsetzlichen Tag, eine noch schrecklichere Nacht zu. Das Bild des blutenden Unglücklichen wich nicht von seinen Augen. Im Traum wurde er selbst immerfort entkleidet und sollte Gassen laufen, aber die Füße waren ihm wie mit Eisenklammern an den Boden gefesselt. — Um 5 Uhr weckte es ihn wie der Donner des jüngsten Gerichts. Es war der Trommelwirbel der Reveille. Er fuhr auf aus seinem wüsten Traum und fühlte, daß er im kalten Angstschweiß lag. — Bewußtlos kleidete er sich an, bewußtlos schwankte er zum Thor hinaus. Das

gräßliche Schauspiel des vorigen Tages wiederholte sich. Als der Unglückliche entkleidet wurde, sah Johannes den ganzen Rücken von geronnenem Blut bedeckt. Ein Reiter sprengte heran. Es war der Herzog. „Der Buckel ist gut zugefroren", rief er barsch, „macht, daß er bald wieder aufthaut." Er hielt und sah zu. — Johannes sah nichts; es flimmerte ihm vor den Augen wie ein schwarzgrauer Nebel. Nur das Aechzen des Gemarterten vernahm er, und sah, wie ihm beim letzten Gange die Knie einbrachen und der eisern Trotzige halb entseelt, wimmernd zu Boden sank.

Die Compagnie marschirte hinein.

In einer engen Gasse fühlte Johannes seine Hand berührt. Er sah Frau Heinrich neben sich, die ihm wiederum ein Zettelchen zusteckte. Er drückte es mit krampfhafter Hast zusammen. Zu Haus hatte er zum Glück gleich Gelegenheit, es zu lesen. Krach hatte geschrieben. „Es ist Alles vorbereitet! Paß Morgen gut auf! Rühr' dich nicht aus deiner Stube."

Eine zweite Nacht der namenlosen Qual. Hoffnung zur Entfernung aus dem Elende und das gräßliche Bild der Strafe für das Mislingen des Versuchs wechselten in seiner Brust.

Die Morgensonne des dritten Tages stieg herauf. Dumpfes Trommeln. Neuer Marterweg. — Der Unglückselige war zum Schatten abgezehrt. Beim dritten Gange stürzte er zusammen.

„Bindet ihn an die Weide!" befahl Kowalski kalt. „Mann für Mann soll herantreten und ihm den Rest auszahlen. Jeder noch neun Hiebe."

Der unmenschliche Befehl, den das unmenschlichere Gesetz rechtfertigte, wurde vollführt. Der zuckende Unglück-

liche wurde mit den emporgehobenen Händen an den Weidenstamm gebunden; jeder Soldat trat einzeln heran und mußte ihm, unter Aufsicht des Capitäns und Unteroffiziers, die auf kräftige Handhabung der Ruthen hielten, neun Streiche geben! Er hatte nicht mehr die Kraft zum Schrei, nur zum leisen Aechzen und Wimmern, und sein erschöpfter Körper krümmte sich auch nicht mehr convulsivisch, sondern bewegte sich nur in fieberischem Beben und Zucken. Johannes zitterte heftiger als das Opfer selbst.

Noch etwa zwölf Mann waren vor ihm, dann traf ihn die Reihe. Da regte sich's bei der Höllenangst, die er empfand, in seinem Gewissen und er fragte sich vor Gott dem Allmächtigen: „Darfst du aus Menschenfurcht, aus Furcht vor eigener schwerer Mishandlung solche grausame Marter an deinem Mitgeschöpf ausüben? Darfst du jemals als Diener des Herrn an den Altar treten und Liebesworte predigen, wenn ein Zeugniß aufstehen kann wider dich. Du hast einem schon Sterbenden, dessen du dich christlich erbarmen solltest, die Qualen gemehrt —"

Ein göttlich erhabener Entschluß flammte plötzlich leuchtend aus seiner frommen Seele empor. „Nein, ich werde die Hand nicht mehr zum Streich aufheben gegen den Sterbenden, und sollte ich auf gleiche Weise den Martertod erleiden!"

Das schwur er sich im Innersten seiner Brust und trotz der Gefahr, der er dadurch entgegenging, wuchs ihm der Muth.

Da hörte er die Worte:

„Herr Hauptmann, es ist nicht weiter nöthig, er ist todt."

Es war der Compagnie-Feldscheer, der diesen Rapport an Kowalski machte.

„Gut“, erwiderte dieser, „so laßt ihn losbinden, Oberländer, und schafft die Leiche fort.“

Johannes athmete auf; er fühlte sich wie ein vom Tode Freigesprochener. — Doch nur einen Augenblick; denn im nächsten stürzte wiederum der Gedanke mit der Last einer Lavine auf ihn: „Und du willst Dasselbe wagen, was dieser Unglückliche wagte, worauf diese entsetzliche Strafe steht? — Vielleicht in wenigen Tagen hängt dein Leichnam so an diesem Weidenstamm — — und deine Mutter!! —

Aber dennoch besser so umkommen, als länger Mithelfer sein an solchem Werk des Fluchs! — Und seine Seele wandte sich hoffend zu Gott und er betete: „Vater, laß es gelingen, errette mich!“

Ein Stoß, den ihm Oberländer mit dem Fuß gab, weckte ihn aus der Betäubung. Mechanisch trat er ins Glied und marschirte mit den Andern hinein. Er blickte spähend rechts und links, doch weder Krach, noch Frau Heinrich, noch sonst Jemand zeigten sich.

So gelangte er in seine Stube, die er mit drei andern Kameraden theilte. Nachmittags waren diese commandirt; Johannes saß und putzte sein Gewehr, wie Oberländer ihn geheißen. Sein Herz schlug hörbar. Jeden Augenblick hoffte er eine Botschaft zu erhalten. Stunde an Stunde verging, es kam nichts. Plötzlich sauste etwas durchs offene Fenster an seinem Kopf vorbei; ein Stein fiel auf den Fußboden. Er war in ein Papier gewickelt. Hastig raffte Johannes ihn auf, löste das Papier und las darauf die Worte:

„Um zehn Uhr steh auf, bekleide dich mit dem Rö-

thigsten, öffne das Fenster, es wird eine Leiter anlehnen, steige leise herab. Deine Kameraden werden fest schlafen, die Schildwach wird dich nicht hören. Unten das Weitere."

Es war Krach's Hand. Johannes sprang ans Fenster, — auf der Gasse war Niemand zu sehen.

Er zählte die Minuten! Bald darauf kamen seine drei Stubenkameraden, schwer betrunken. Johannes ahnte woher; sie legten sich schlafen. Um 9 Uhr revidirte Oberländer die Stube und bestellte: „Morgen Punkt 5 Uhr zum Exerciren beim Unteroffizier Schneider; ich habe Thorwache. Von Morgen an eine Stunde früher, denn es ist der erste Mai. Das Donnerwetter auf Seinen Rücken, wenn die Knöpfe wieder so blind sind, wie letzthin."

Die Kameraden schnarchten. — Johannes legte sich halb angekleidet ins Bett. — Er horchte auf jeden Schlag der Thurmuhr. Endlich tönte die Domglocke zehn. Es war völlig finster, denn es regnete leise. Er zog die Schuhe und die Montirung an. Leise öffnete er das nur angelehnte Fenster. Er fühlte die beiden Langbäume einer Leiter. Eben wollte er hinaussteigen. Da warf er sich noch ein mal auf die Knie und sandte ein heißes, inbrünstiges Gebet zu Gott. Vorsichtig, mit fliegendem Zittern, stieg er hinaus und setzte den Fuß auf die erste Sprosse. Er war noch nicht hinunter, als eine Hand ihn faßte und eine Stimme ein leises „St" flüsterte. Er fühlte festen Boden unter sich — die Hand zog ihn durch das Dunkel fort. In fünf Minuten war er in Krach's Zimmer und lag in Thränen an seinem Herzen.

Drittes Capitel.

Der Morgen graute. Ein Cabriolet führte zwei junge Männer, dicht in Mäntel eingehüllt, denn es regnete, zum Thore nach Leipzig hinaus. Der Eine schien heftige Zahnschmerzen zu haben, denn er hatte sich das Gesicht mit einem seidenen Tuch verbunden und den Kopf matt in die Ecke gedrückt.

Eben wurde die Reveille geschlagen und das Thor geöffnet. Es war Markttag und viele Bauerwagen hielten schon draußen, sodaß es lange dauerte, bevor das Cabriolet durchkonnte.

Corporal Oberländer hatte die Thorwache. Er trat an das Cabriolet: „Bitte um die Namen der Herren."

„Baron von Krach und Graf Westerhold", antwortete der Eine, während der Andere sich, von Schmerz, wie es schien, gequält, die Hand auf die Wange legte und den Kopf tiefer in die Ecke des kleinen Wagens drückte.

Oberländer notirte die Namen für den Thorrapport, nicht ohne Krach mit einem spähenden Blicke anzuschauen, denn er erkannte ihn als den Gegner des Hauptmann Kowalski wieder.

„Wohin die Reise?"

„Keine Reise; Spazierfahrt nach Schkeuditz", antwortete Krach.

„Der gnädige Herr Graf scheinen krank zu sein?" fragte Oberländer und heftete seine Blicke auf Krach's Nachbar.

„Ein Bischen Kopfschmerz von gestern Abend. Wir haben etwas lustig gelebt. Das gibt sich in der freien

Luft. Er ist auch wol nur verschlafen", erwiderte Krach und knallte lustig mit der Peitsche. „Zum Teufel, kann man denn aber noch nicht vorwärts!"

„Die Bauern müssen visitirt werden. Sie schmuggeln Taback und allen Teufel ein", antwortete Oberländer. „Wollen Ew. Gnaden so lange absteigen, so kann ein Grenadier das Pferd halten."

Der Schlafende zuckte, als schüttle ihn ein Morgenfrost.

„Nein, nein", antwortete Krach. „Aber wollt Ihr uns einen Gefallen thun — alter Kriegsheld, so schafft uns Platz, daß wir durchkönnen. Wir sind zum Frühstück nach Schkeuditz geladen, zu leipziger Studiosen und möchten nicht gern zu spät kommen." Mit diesen Worten drückte er Oberländer ein Geldstück in die Hand. Dieser machte sich auch sofort daran, ließ einen Bauerwagen draußen ausweichen und leitete selbst das Cabriolet hindurch. — Nunmehr war die Bahn frei, Krach peitschte den Gaul an und lustig rollte das Cabriolet an der Reihe der ländlichen Wagen vorbei ins Freie.

„Gottes Barmherzigkeit sei gelobt!" rief jetzt der scheinbar Kranke und Schlummernde und schlang seinen Arm um Krach's Hals; — „ich habe Todesangst ausgestanden! Nächst Gott bin ich dir meine Rettung schuldig, du treuer Herzensfreund!"

„Ich denke auch, wir sind nun durch", antwortete Krach.

„Wie will ich dir je vergelten!"

„Ach was, vergelten!" rief Krach in seiner barschen Weise. „Du hast mir schon zuvor tausend mal vergolten. Ich rette jetzt deinen Leib, — du hast meine Seele gerettet! Denn an dir, du frommer, biederer Herzensjunge,

habe ich gelernt, was ein guter Mensch sein kann und soll. Du bist und bleibst mein heiliger Johannes. Aber laß uns die Zeit nicht verplaudern. Wir haben über zwei Stunden bis zur Grenze und der Teufel könnte den Herzog regieren, daß er uns seine Leibdragoner nachschickte."

Er trieb das Pferd an.

„Jetzt werden sie mein Entweichen entdecken", sprach Johannes nach einigen Minuten; „jetzt ist die Zeit des Aufstehens."

„Sieh nicht blaß; sieh frisch und fröhlich dazu aus", antwortete Krach. „Ehe die Anzeige an den Capitän und von da an den Herzog geht, und vollends die Nachsetzeanstalten in Bewegung kommen, haben wir die Grenze erreicht. — Dort steigt der Graf Westerhold statt deiner bei mir ein, wir fahren zum Frühstück und du wanderst, mit Paß und Geld und Empfehlungen gut versorgt, fröhlich in Leipzig ein, wenn wir Mittags nach Halle zurückkehren und der Thorrapport dieselben Namen wiederbringt, die er abgemeldet hat. — Wenn alle Deserteure so versorgt würden, sollten sie keinen einzigen mehr fassen."

Während dieser Worte fuhren sie auf dem vom Regen schlüpfrigen Wege einen Abhang hinab, an dessen Fuß ein Dorf lag. Plötzlich gleitete der Gaul aus und stürzte, gleichzeitig lag das Cabriolet auf der Seite in einem tiefen Graben.

„Mord Element!" rief Krach. „Das war ein Schlag! Aber entzwei ist nichts an meinem Leibe. Du hast doch keinen Schaden genommen?"

„Ich glaube nicht", entgegnete Johannes, „aber der Schlag war stark."

Der Gaul wälzte sich in den Strängen und schlug heftig mit den Füßen.

„Ein verteufelter Streich; ich verdiente Spießruthen zu laufen, daß ich nicht achtsamer war! — Komm, gib mir die Hand. So! — Nun auf den Füßen stehen wir wieder! Hätten wir nur Pferd und Fuhrwerk wieder in Ordnung!"

Krach machte sich ans Ausspannen. Johannes wollte ihm Hülfe leisten, war aber zu wenig geschickt in solchen Dingen.

„Da haben wir's!" rief Krach, „der Gaul hat einen Fuß gebrochen! Und das Lumpenfuhrwerk ist auch auseinander!"

„O Gott im Himmel! Was nun anfangen", seufzte Johannes.

„Wir werden ein Fuhrwerk hier im Dorf bekommen. — Bleib' du bei den Sachen und packe aus, ich will hinein und sehen, daß ich einen Wagen auftreibe. Und wäre es ein Galgenkarren! Fahren müssen wir."

Krach eilte ins Dorf. Johannes blieb allein bei dem Wagen. Er zählte die Minuten. Jeden Augenblick sah er nach der Uhr, um zu ermessen, ob man nun wol in Halle schon von seiner Flucht wisse und Anstalten zu seiner Verfolgung mache.

Endlich kehrte Krach zurück: „Alles vergebens! Die Bauern sind sämmtlich zu Markt! Kein Pferd, kein Karren im Dorfe zu haben! Du mußt zu Fuß weiter! — Dein Felleisen kannst du nicht schleppen, das laß hier! Ich schicke dir die Sachen sicher nach Leipzig. Den Weg will ich dir beschreiben, ich kenne jeden Busch. Die Landstraße darfst du nicht verfolgen, auch ist der Fußweg eine halbe Stunde näher. Du gehst hier gleich die Anhöhe hinauf bis nach der Mühle, und von dort den Feldweg bis in den Wald. Jenseit des Busches, der eine Stunde

breit ist, führt der Weg über eine Brücke. Dann gehst du am Bach rechts entlang bis an die nächste Brücke. Den Weg verfolgst du, er führt dich an den nächsten Grenzpunkt. Es ist ein Feldgraben, wo eine Tafel mit dem preußischen Adler steht; bist du über den Graben, so bist du gerettet. Nun vorwärts —! Was hier zu thun ist, will ich schon besorgen! Leb wohl!"

Johannes hielt den Freund in heißer Umarmung. „Du Demant in rauher Hülle!" rief er aus. „Die Menschen schaffen den Stand, Gott die Herzen! Dein Herz hat Gott gesegnet! Möge er dein Leben segnen!"

„Vorwärts, vorwärts Bruder! Es ist keine Zeit zum Weinen. — Den Mantel laß mir hier. In Leipzig, im Gasthof zum Rautenkranz, bist du angemeldet, dort sollst du das Weitere erfahren. Dorthin gehst du, nirgend anders. Du hast doch die Brieftasche mit den Papieren, und den Geldbeutel?"

„Alles, Alles, was ich deiner Liebe danke!"

„Pah! Die ganze Universität hat beigesteuert! Das war Corpssache. — Nun Gott befohlen."

Er trieb den Freund fort. Dieser eilte hastigen Schrittes durch die Felder auf dem bezeichneten Wege fort und Krach ging wieder ins Dorf, um Leute zu holen, die Wagen und Pferd hineinschaffen sollten.

Die Mühle hatte Johannes erreicht; den Weg zum Walde legte er in einer Viertelstunde zurück. Die Angst jagte ihn flüchtig vorwärts und doch fühlte er sich wie gelähmt. — Er mußte einen Augenblick still stehen, um Athem zu schöpfen. Es war ganz still im Walde, der Regen hatte aufgehört, kein Tropfen rauschte, keines der jungen Blättchen regte sich, — er hörte sein Herz schlagen.

Da donnerte ein Kanonenschuß durch die Morgenstille.

Johannes bebte zusammen, — der Schuß galt ihm. Es war das Zeichen für die Umgegend, das ihr einen Deserteur anmeldete. Jetzt rotteten sich die Bauern, die Weiber und Kinder zusammen, um dem Unglückseligen aufzulauern und das Blutgeld des Einfangens zu gewinnen! Jeder Fußsteig wurde besetzt, Feld und Busch durchsucht und die Hunde mitgenommen, um den Flüchtigen aufzujagen wie ein Wild, falls er sich im Schilf, im Rohr oder Gebüsch verborgen hätte! — Zugleich brauste jetzt aus allen Thoren der Stadt die Deserteurfolge, ein Trupp von Reitern und Hunden, die in der grauenhaften Menschentreibjagd die Spitze nahmen.

Johannes stand wie am Boden gewurzelt. Er gab sich verloren! Das Bild des Hingemarterten, der leblos, in Blut gebadet an dem Weidenstamm hing, schwebte gräßlich vor seinen Augen. Er wanderte; der Angstschweiß des Todes trat ihm auf die Stirn, — die Sinne vergingen ihm, — er lehnte sich an einen Baumstamm, um nicht umzusinken. — Einige Minuten dauerte dieser Zustand, dann kehrten ihm die Kräfte zurück. Er flog vorwärts, so hastig, daß sein Anblick Jedem Verdacht erwecken mußte.

Der Wald lichtete sich; er hatte wieder das offene Feld vor sich. Die Gefahr war hier größer, doch er konnte sie auch nahen sehen. Ein Holzhauer mit der Axt auf der Schulter kam ihm entgegen.

„Guten Morgen, mein Herr Studiosus", redete ihn der Holzschläger an: „seid Ihr im Busch Niemandem begegnet?"

„Keinem Menschen!"

„Wenn ich nur wüßte, — ob er schon durch ist?"

„Wer denn —?"

„Der Deserteur! In dem Busch pflegen sie sich zu verkriechen. Dort habe ich vor etlichen Wochen einen gefangen. Hätte ich nur einen Hund bei mir, so sollte er uns nicht entwischen!“

Johannes raffte alle Kraft zusammen. „Ich bin Niemandem im Busch begegnet!“ sprach er hastig.

„Nun so ist er wol noch nicht so weit!“ rief der Holzhauer fröhlich. „Ich will mich dort auf die Lauer legen! Vielleicht glückt es mir diesmal auch!“

Grüßend schieden Beide; Johannes mit der Todesangst Eines, der die Henkersknechte hinter sich sieht, die ihn ergreifen und zur Folterbank führen wollen. Er erinnerte sich jetzt, von Oberländer gehört zu haben, daß der gestern gemordete Unglückliche durch einen Holzhauer eingebracht worden sei. Er hatte also den Auslieferer vor sich gehabt! — — Denn in jener Zeit haschte das stumpfe, elende, hungernde Volk gierig nach dem Blutlohn, der für einen Ueberlieferten gezahlt wurde. Und es wähnte keine Sünde zu thun, — denn es folgte dem Befehl des Königs! — —

Jetzt war er an der Brücke. Er spähte mit scharfen Augen rings umher; die Gegend war ganz leer von Menschen. An dem mit Erlen besetzten Ufer des Baches hoffte er unvermuthet fortzukommen, so die nächste Brücke zu gewinnen und dann auf dem Wege, der über diese führte, die Grenze zu erreichen. Noch eine Stunde lag zwischen seiner Rettung und dem fürchterlichsten Schicksal.

Er eilte vorwärts. Der Weg war sumpfig, oft glaubte er stecken zu bleiben. Ganz erschöpft stand er mehrmals still; die Spannung und Angst raubten ihm alle Kräfte. Jetzt war er auf höherm Uferrande und konnte wieder das Feld übersehen. Da sah er zur Linken einen Trupp

Bauern, Weiber und Kinder quer über Feld ziehen und rechts am Horizont, wo die Landstraße lief, bemerkte er eine Gruppe eilig sprengender Reiter mit Hunden. Da sie auf der Höhe waren, konnte er sie gegen den lichten Himmel deutlich sehen, obwol sie gegen eine Viertelmeile von ihm entfernt waren. Das war die Deserteurfolge! — Der eine schnitt ihm hier, der andere dort den Weg ab, wenn er entdeckt wurde. Im Schrecken sprang er das steile Ufer hinab und watete im Bach selbst weiter, um verdeckt zu bleiben. Aber die unzähligen Krümmungen verlängerten den Weg endlos und mehrmals war er in Gefahr, im Sumpf stecken zu bleiben. — Da hörte er in der Ferne einen Hund anschlagen. Verworrene Menschenstimmen drangen an sein Ohr. — „Gott Vater im Himmel — erbarme dich meiner!" rief er voll Angst und sank auf die Knie. Doch die Furcht jagte ihn wieder auf. Er war jetzt im dichten Elsgebüsch und gleich jenseit desselben lag die Brücke, von der er nur noch tausend Schritte bis zur Grenze hatte. Wer ihm Flügel gegeben hätte, über diese Strecke hinwegzukommen! — Er drang durch Gebüsch und Dornen, da plötzlich schlug Hundegebell dicht neben ihm an, zugleich sprang ein Mensch vom Boden auf — Johannes gab sich verloren! — —

Viertes Capitel.

„Gottes Wunder, schaue ich recht, oder betrügt mich mein Auge", rief eine bekannte Stimme dem bis zum

Wahnsinn Verstörten entgegen, „Gottes Wunder, mein junger Herr, seid Ihr's selbst!"

Es war der redliche Jude, Jakob Hirsch!

„Ach mein Vater, mein Retter!" stammelte Johannes und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen.

„Um Jakob und Israel, was ist Euch, junger Herr — was habt Ihr — hätte ich Euch doch kaum erkannt in solcher Tracht. Aber Eure lieben Augen erkannte ich wieder."

Johannes faßte sich. In zwei Worten schilderte er ihm seine Lage, seine Angst.

„Vater Abraham! Was fangen wir an! Die Christen haben kein Erbarmen! Sie liefern Euch aus für schnödes Blutgeld! — Halt — ich hab' einen Einfall! Bei Gott, sie kommen heran, es gilt kein Zögern. — Seht, das ist mein Handelskarren — die zwei Hunde ziehen ihn mir. Rasch den Plunder von Gepäck heraus, so habt Ihr Platz darinnen."

Und noch indem er sprach, hatte der redliche Jude den dachförmigen Deckel des Karrens geöffnet, einige Ballen Zeug herausgenommen und Johannes legte sich zusammengekauert hinein. Der Deckel wurde geschlossen und umschürt. „Den Plunder von Gepäck will ich schon verstecken und hole ihn gelegentlich", sagte Hirsch zu sich selbst, und nahm die Ballen, die seine besten Habseligkeiten enthielten, schob sie ins Gebüsch und schüttete eilig das welke Laub, das am Boden lag, darüber. Dann trieb er die Hunde an, fuhr aus dem Gebüsch auf die Brücke zu, über sie hinweg und verfolgte den Feldweg nach der Grenze.

Es war hohe Zeit, denn gleich hinter ihm drang ein Trupp Bauern aus dem Busch und fragte ihn: „Jude, habt Ihr keinen Soldaten gesehen?"

„Doch, doch, jenseit der Brücke, bevor die Wiesen anfangen, wo das kleine Kieferngebüsch steht.“

„Da kann er sich versteckt haben“, rief ein Bauer, „da hat auch mein Vater ein mal einen gefangen.“

Und so stürmten sie über die Brücke zurück.

Johannes in seinem Versteck hörte jedes Wort. — Die Hunde der Bauern umschnupperten den Karren. Sie merkten wohl, daß etwas darin stecke, aber ihr Bellen konnte auch dem Juden und den fremden Hunden, die den Karren zogen, gelten, und so wurde es nicht verstanden.

Der gefährlichste Feind nahte sich noch. — Es war die Deserteurfolge, auf der Landstraße. Sie bog jetzt ein, vielleicht durch den Bauerntrupp oder durch Jakob Hirsch's Karren selbst angelockt.

„Vater Abraham“, bat dieser flehend, „hilf mir nur noch die paar hundert Schritt, daß ich früher als sie an die Grenze komme, — sonst bin ich verloren. Das Kriegsvolk bricht mir schon aus Schabernack den Karren auf, um mein Gepäck umzustören. Und wenn sie ihn finden — Beide verloren! O Gott, o Gott, mein Weib Esther, mein Sohn, mein armer Sohn, meine Tochter! Hirsch! Warum hast du das auf dein Haupt genommen? Was ging es dich an! — Schäme dich, Hirsch, und wenn es kostet dein Leben! Du mußt ihn retten!“

Er trieb die Hunde und eilte selbst so, daß er stöhnte. Der Grenzschlagbaum lag dicht vor ihm. Aber die Reiter waren ihm so nahe, daß er schon den Galopp der Pferde hörte. Er faßte selbst den Karren an und half ziehen. Die Hunde der Deserteurfolge hinter ihm bellten laut. Gott Abraham, ist mir doch, als wären meine Füße Blei und mein Blut starres Eis.“

Ein Reiter sprengte den übrigen vor und war kaum

noch hundert Schritte von ihnen. Da fügte es Gott, daß er mit dem Pferde stürzte — es war Kowalski! — Die andern hielten an und sprangen ab, ihm zu Hülfe, denn er war hart gefallen. Die Hunde blieben bei dem Menschentrupp und umklafften ihn. Das war die Rettung! Die Grenze wurde erreicht! Dem wohlgekannten Jakob Hirsch, der sie so oft passirte, öffnete sich der jenseitige Schlagbaum ohne Weiteres und vor der Hausthür des Grenzhüters hielt er mit dem Karren und rief mit Thränen in den Augen: „Gott Jehovah, sei gelobt!“

Fünftes Capitel.

Der Grenzaufseher trat heraus und begrüßte Hirsch mit freundlichen Worten. „Herr Kinderlein — Gott soll Sie grüßen, — ich bin recht in Schweiß, Herr Kinderlein. Ich habe Furcht gehabt vor den Preußen, ich hab' gedacht, sie kehren mir den Kram um und um. — Sie suchen einen Deserteur! Haben Sie nicht gesehen, Herr Kinderlein, ist einer über die Grenze gekommen?“

„Hier nicht, noch nicht, heut nicht — meinethalben aber mag ein armer Teufel kommen! Ich will ihm nichts anhaben“ — erwiderte Kinderlein. — „Soll ich die Sachen visitiren?“

„Noch nicht, bitte schön, noch nicht! Ich muß noch etwas herüberbringen, was ich drüben versteckt habe, aus Furcht vor den Reitern. Will nur ein Bischen ausruhen!

„In Gottes Namen denn“, sprach der Aufseher, und ging wieder hinein.

Als er fort war, und drüben die Reiter auch längs des Grenzgrabens hinabritten, pochte Hirsch leise an den Karren und sagte: „Nur noch etwas Geduld, mein junger Herr! Gerettet sind wir! Aber aus Vorsicht muß ich Euch noch verbergen. Es darf bei Leibe Niemand wissen, daß ich Euch gerettet habe. Der Grenzhüter ist ein guter Mann, aber er könnte sich ein mal verplaudern, und würde es drüben bekannt, so ließe mich der gestrenge Herr Herzog aufhängen. — Ich lasse daher den Karren verschlossen und bringe Euch in Sicherheit.“ —

Er zog ihn unter einen Schuppen auf dem Hofe des Hauses, und ging zurück über die Grenze, um die versteckten Ballen zu holen, denn die Deserteurfolge hatte sich schon wieder nach einer andern Richtung entfernt. Zum Glück war die Waare Hirsch's nicht so schwer als die Ballen groß. Nach einer halben Stunde, die Johannes in Todesangst zubrachte, kam er keuchend mit den Ballen zurück, brachte sie dem Grenzwächter und sprach: „Während der Herr diese Packen durchsieht, hole ich den Karren.“

Er ging in den Schuppen; vorsichtig schaute er sich um; es war Niemand zugegen. Er öffnete und ließ Johannes aus seinem Versteck.

„Geht schnell durch den Garten, und zur Hinterthür hinaus. Im nächsten Gebüsch an der Straße erwartet mich; in einer Viertelstunde bin ich dort.“

Johannes eilte fort.

Die Geschäfte mit dem Grenzhüter, der kein Arges hatte, waren schnell abgethan. Hirsch lud seine Waaren ein und die Hunde zogen jetzt den viel leichtern Karren frisch vorwärts. — Tausend Schritt vom Hause, im

Gebüsch traf er Johannes, der ihm in unaussprechlicher Liebe und Wehmuth ans Herz sank. „Du warst mein barmherziger Samariter", schluchzte er endlich, „wie soll ich dir lohnen! — Aber sind wir denn nun auch in Sicherheit?"

„Wenn Ihr Eure Papiere in guter Ordnung habt", erwiderte Hirsch, „gewiß. Gewalt darf man Euch nicht mehr anthun, aber fürchtet die List!"

„Meine Papiere sind gut, Dank sei es meinen edeln Freunden", antwortete Johannes. „Aber freilich, die List — haben sie mich doch schon ein mal so mit Arglist gefangen!"

Er erzählte jetzt seinem Retter die ganze Geschichte seiner Leiden in Halle und seines erzwungenen Soldatenstandes. Der redliche Jude war tief gerührt und erschüttert. Er dachte, — aber er sagte es nicht — und das sind die Thaten der Christen? Das ist die Religion der Liebe, von der sie so viel sprechen. — Das sind christliche Könige und Feldhauptleute, die schwerer geißeln als Jerobeam? — Er sagte aber: „Nun seid nur guten Muths, junger, lieber Herr! Ihr habt gesteckt in Gefahren, aber Ihr seid errettet worden, wunderbar! Alles wird gut sein, am Ende! Was wollt Ihr aber anfangen?"

„In Leipzig, im Gasthofe zum Rautenkranz, soll ich alles Weitere hören; es wird mich dort Jemand erwarten, ich weiß nicht wer, aber gewiß einer meiner Freunde aus Halle."

So wandelten sie fort. Jetzt waren sie von dem Feldwege auf die große Landstraße gelangt, die sie nun ohne Gefahr verfolgen konnten. Doch Johannes, durch die furchtbaren Gemüthsbewegungen und Erschütterungen der

letzten Tage aufgerieben, stand schwer athmend still und sprach: „Ich kann nicht weiter, ich muß hier liegen bleiben.“

Hirsch sah ihn an, erschreckt durch den versagenden Ton seiner Stimme; der Erschöpfte war ganz bleich geworden; er setzte sich matt auf einen großen Stein nieder, der am Wege lag.

„Sollte es mir zu viel gewesen sein“, sprach er leise.

Hirsch war ängstlich um ihn herum. „Daß ich auch gar nichts habe — keinen Bissen, — keinen Schluck — in der Hast habe ich die Lebensmittel im Busch vergessen. Es wird vorübergehen, — gewiß — gewiß!“

Doch Johannes schloß die Augen und sank bewußtlos von dem Stein herab; Hirsch ließ ihn sanft auf den Rasen niedergleiten.

Der treue Jude war in tödtlicher Angst. Er löste die Zugstränge seiner Hunde, ließ sie als Wächter bei dem Karren, eilte zu einem Bache hinunter und schöpfte Wasser in seiner ledernen Reisekappe. Damit besprengte er Johannes, wusch ihm Stirn und Schläfe. — „Wenn ich ihn doch nur bis ins nächste Dorf schaffen könnte!“ Endlich schlug der Ohnmächtige die Augen auf, — aber er war so kraftlos, daß er nicht aufstehen konnte.

„Ach“, seufzte Hirsch leise, „er stirbt mir doch wol, der gute junge Mann!“

Da ertönte eine sanfte männliche Stimme dicht hinter ihm: „Gibt es hier ein Unglück, Freunde?“ Hirsch schaute sich um. Ein Greis, mit milden, ehrwürdigen Zügen, dem man den Priesterstand ansah, stand zwei Schritte vor ihm. Ein Reisewagen hielt auf der Landstraße; er war, von Hirsch unbemerkt, die sandige Landstraße von

Halle her heraufgekommen. Der Fremde schien aus demselben ausgestiegen zu sein.

Auch Johannes richtete jetzt das Auge matt auf ihn. Eine leichte belebende Röthe hauchte seine Wangen freudig an. „Mein Vater!" rief er, und der Fremde gleichzeitig: „Mein Sohn!"

Es war Hermann Franke. Seine sanften Trost- und Mitleidsworte gossen neues Leben in Johannes' Brust; doch der Wackere, Würdige sah, worauf es jetzt zunächst ankam. Er eilte zum Wagen. Einige Tropfen Wein, ein Bissen Brot gaben dem Ermatteten wieder Kräfte. „Ihr habt einst meine Seele gerettet, und rettet nun auch den Leib!" sprach Johannes.

Der ehrwürdige Geistliche kannte nur die Geschichte der letzten Tage seines Schützlings nicht. Eine heilige Freude über dessen Rettung erfüllte ihn. Er beschloß, sie zu vollenden. Der Wagen hatte Raum für Johannes und den treuen Hirsch. Der Karren wurde hinten befestigt; die Hunde liefen nebenbei. Binnen wenigen Minuten waren die Drei auf dem Wege nach Leipzig. Hirsch hing mit ehrfurchtsvollem Staunen an den Zügen des frommen Patriarchen. „Das ist ein christlicher Geistlicher — wenn die Christen Alle ihm gleich wären!"

In einigen Stunden war Leipzig, die Stadt der Rettung, erreicht; der Wagen hielt vor dem bescheidenen Gasthause zum Rautenkranz in der Vorstadt. Johannes stieg aus, weil ihm dieses Haus als der Ort angegeben war, wo er weitere Nachrichten empfangen und neue Freunde vorfinden sollte. Mit forschendem Blick sah er sich um, und überdachte eben, wie er sich wol am geschicktesten erkundigen solle. Da hörte er einen lieben, freudigen Ruf — und gleich darauf that er einen gleichen, und lag in den Armen — seiner Mutter!

Der wackere Krach hatte sie durch einen Freund abholen und hierher geleiten lassen, denn Johannes konnte nimmer wieder zu ihr zurück. Für seine Heimat mußte er gestorben sein, selbst mit seinem Namen — sonst schwebte das Verderben ewig über ihm. Das Alles hatte der Freund bedacht. Die Mutter war schon unterrichtet und hatte sich darein gefügt, in ihren alten Tagen noch eine neue Bahn zu wandeln, aber in Gemeinschaft mit Dem, der ihr höchstes, einziges Glück auf Erden war.

Als Johannes, als der ehrwürdige Hermann Franke und der treue Jakob Hirsch, die ein trauliches Zimmer vereinigte, Alles vernommen, als sie gehört, wie Johannes nun in Leipzig seine Studien vollenden solle, wie die Studirenden von Halle durch gemeinsame Beiträge ihm das volle Triennium gesichert, da durchdrang den Edeln fromme Erhebung und er sagte gerührt, indem er Sohn und Mutter die Hand segnend aufs Haupt legte: „Der Herr hat euch Drangsal gesendet, er hat euch schwer geprüft, doch sein Angesicht weilte behütend über euerm Haupte! Er heißt euch neue Wege wandeln! Die milde Sonne seiner Gnade wird sie erleuchten. Gehet denn hin und habet seinen Frieden!"

Sechstes Capitel.

„Ein frommer, lieber Mann, unser Rector", sprach der alte Gastwirth zur goldenen Traube in dem schlesischen Städtchen L...., indem er von der Thür zurücktrat, wohin er den geehrten Gast, den Rector und Pfarrer des Orts, geleitet hatte, der zuweilen in der Nachmittagsstunde ein Schälchen Kaffee oder Abends ein Glas Bier bei ihm zu trinken pflegte und dann freundlich und belehrend mit den Bürgern

des Städtchens sprach, — „ein herrlicher Mann! Und wißt ihr, wohin er jetzt geht? Ganz allein in die Berge, in Wald und Feld. Da denkt er über seine Predigt nach; absonderlich für morgen, zur Einsegnung der Kinder!“

„Er hat ja auch selbst seine älteste Tochter dabei“, antwortete einer der Bürger, an die das Wort gerichtet war. „Ein liebes Kind, ein wahres Rosenknöspchen! Mein ganzes Herz freut sich, wenn ich sie mit der alten Großmutter gehen sehe, die sie so sorgsam führt!“ „Und pflegt, im Hause“, bemerkte ein Anderer; „und für die kleinen Geschwister sorgt! Ja, sie ersetzt ihre selige Mutter schon fast ganz, das dürft ihr mir glauben; ich weiß, wie es im Hause zugeht!“

„Dorothea heißt sie, nicht wahr?“ fragte der Erste.

„Ja wohl!“ Es wird morgen ein schönes Fest sein für manchen Vater! Wenn man es nur recht heiter genießen könnte, in den schweren Zeiten! Aber der Krieg zieht sich in unsere Nähe! Der Müller von Gerbersdorf sagte mir heute Vormittag, daß die Preußen überall streifen; er selbst hat schon Husarenpiquets gesehen. Der König soll sogar in der Nähe sein.“

„Gott schütze und bewahre uns!“ rief der Wirth. „Der leidige Krieg! Unser armes Schlesien! Kaum zwei Jahre hat der Friede gewährt; und wer weiß, ob wir nun preußisch bleiben?“

„Was redet Ihr!“ verwies der Bürger. „Wir werden und wollen preußisch bleiben. Namentlich wir Protestanten! Können wir uns einen bessern König wünschen? Läßt er uns nicht in unserm Glauben alle Freiheit? Und die Katholiken haben es doch nicht schlimmer als vordem. Wer Recht thut, das ist sein Mann, um seinen Glauben kränkt er ihn nicht, noch begünstigt er ihn. So soll ein König sein!“

Alle stimmten mit lebhaftem Beifall in die Worte des Bürgers ein. „So hat“, fuhr dieser fort, „auch am letzten Sonntag der Rector Nebelsarg gesprochen.“

„Ja wohl“, bemerkte der Erste. „Und doch will mir scheinen, als sei ihm die preußische Herrschaft nicht erfreulich. Denn seit wir preußisch geworden, ist er viel stiller und ganz in sich gekehrt worden.“

„Ei bewahre! daran ist der Tod seiner Frau schuld.“

„Nicht doch! Die ist noch kein Jahr begraben, und es war schon vorher so; seit wir preußisch sind. Er soll auch ein Wort davon haben fallen lassen! Wenn er in Sachsen oder Baiern ein Amt haben könnte —“

„Gott erhalte ihn uns hier! Aber es war ein mal nahe daran, daß er nach Baiern gezogen wäre. Und wißt ihr, weshalb sich's zerschlug? Seines Namens wegen. Nebelsarg — der Name gab Anstoß.“

„Je nun, es ist kein schöner Name, besonders für einen so sanften, freundlichen Mann, aber doch anzuhören. Was kann Einer für seinen Namen? In Hannover habe ich einen Hauptmann von Ochs und einen Baron Riedesel gekannt.“

Alle lachten. „Und wir haben ja bei uns einen Grafen Schweinchen!“ rief der Wirth.

Während dieses Gesprächs hatte Der, um den es sich hauptsächlich handelte, der Rector Nebelsarg, seinen einsamen Spaziergang in die schöne gebirgige Umgebung des Oertchens gerichtet. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren; groß und schlank. Einst mußte er schönes, blondes Haar gehabt haben; aber es war ihm zeitig ergraut, denn er hatte manches Jahr weniger mit Kummer als mit Sorge und Noth gekämpft. Aber selbst in den ernstesten Zeiten wich sein frommes Gottvertrauen nicht von ihm. Einen tiefen Schmerz hatte ihm der Tod seiner Frau bereitet, doch

in seinen Kindern, vorzüglich aber in seiner ältesten, funfzehnjährigen Tochter, die er morgen selbst vor dem Altar des Herrn einsegnen sollte, fand er einen süßen Trost. Dessenungeachtet — die Bemerkung des Bürgers traf den rechten Punkt — war er, seit der Ort, wo er nunmehr funfzehn Jahre wohnte, seinen Herrn gewechselt hatte, in einer niedergedrückten Stimmung der Seele, deren Grund er Niemandem vertraut hatte und der kaum in dem Wechsel der Regierung liegen konnte, da er als protestantischer Geistlicher und Schullehrer unter der östreichischen Herrschaft eine viel schwerere Stellung gehabt hatte. Um sich von seiner Stimmung zu befreien und zu dem Werke seines Amtes zu sammeln, pflegte er weite einsame Spaziergänge zu machen. Dazu bot ihm die Umgegend den willkommensten Anlaß. Reizende Thäler, mehr von Hügeln als von Bergen umschlossen, herrliche Waldung, gesegnete Felder, die üppigsten Wiesen, die das Flußbett zunächst einfaßten, traf der wandernde Fuß nach allen Richtungen. Die böhmische Grenze war nahe. Dort standen jetzt die östreichischen Truppen; Einzelne streiften auch schon hier herüber, so gut wie die Preußen nach der andern Seite. So drohte der Krieg in der nächsten Nähe, und das kleine unvertheidigte Städtchen konnte von dem schwersten Schicksal betroffen werden. Unter solchen Verhältnissen nahte sich morgen ein für viele Bewohner wichtiger kirchlicher Festtag, die Einsegnung der Kinder. Der Pfarrer, der auch zugleich Rector der Stadtschule war, kannte sie alle näher; die meisten Kinder waren seine Zöglinge seit langen Jahren. Er nahm den innigsten Antheil an allen — und seine eigene Tochter war dabei! Natürlich, daß er von der Feier dieses Tages aufs tiefste ergriffen war und in stiller Sammlung sich dazu vorbereitete.

So nahm er denn seinen Weg in die Einsamkeit des

Gebirges, und ohne recht zu überlegen, was er that, wählte er einen Pfad, der sich im Thal am schäumenden Waldwasser hinzog und ihn so der Grenze zuführte.

Er war ganz in seine Betrachtungen versenkt und verglich das menschliche Leben, sein eigenes zumal, diesem Bergwasser, das vor wenigen Tagen noch ganz seicht, plötzlich durch Regengüsse angeschwollen war und sehr wild, ja gefährlich dahinbrauste: „Ist unsere Leidenschaft nicht ebenso tief, wild und gefährlich? Wir glauben sie ruhig, und plötzlich erweckt, schwillt sie uns selbst übermächtig empor! Das Bett des Flusses war arm an Wasser; jetzt braust er in prächtiger Fülle! Wir wähnen oft, es sei mit unsern Kräften, unsern Mitteln am Ende, und plötzlich fühlen wir uns neu gestärkt, erfüllt mit neuem Muth! Jener Fels stellt sich quer vor den Lauf des Flusses; wir entdecken keinen Ausweg aus dem wilden, öden Thal; doch es wendet sich ein überraschender Eingang seitwärts, und grüne gesegnete Fluren liegen vor uns! Glaubten wir nicht oft, aus dem Labyrinth des Lebens hier keinen Ausweg mehr zu finden, und siehe, ehe wir's dachten, lag eine neue, reiche Bahn vor uns! So wird euer Leben sein, meine lieben Kinder! Verzagt niemals!"

Der Pfarrer hatte sich ganz in die Rede hineingedacht und sprach laut vor sich hin. Da rief ihn eine männliche Stimme an: „Guten Tag, mein Freund!" Verwundert, halb erschreckt fuhr er empor. Ein Mann in den besten Jahren, etwa ein Dreißiger, stand vor ihm. Er trug hohe Reitstiefeln mit Sporen und einen grauen Oberrock; sein Anstand hatte etwas Militärisches.

„Ihr seid genau bekannt in der Gegend?" fragte er.

„O ja, mein Herr!" erwiderte der Rector.

„Ich habe mich verirrt; ich möchte —" Hier besann

er sich einige Augenblicke, warf einen Blick auf das reißende Wasser und sagte schnell: „Kann man es wagen, durch den Fluß zu gehen?“

„Jetzt um's Himmels Willen nicht!“ rief der Rector. „Er ist zu stark angeschwollen und daher zu tief und reißend; sonst, bei gewöhnlichem Wasserstande, ist es fast überall möglich, heute aber vielleicht kaum an einigen Stellen.“

„Wo wäre das?“ erwiderte der Fremde fragend, und sein Blick flog spähend das Thal auf- und abwärts. „Ist eine Stelle der Art in der Nähe?“

„Etwas weiter oben hinauf“, entgegnete der Pfarrer, „doch wer nicht sehr sicher Bescheid weiß, kann den Uebergang nicht wagen; man muß das Flußbett genau kennen.“

Der Fremde maß den Rector mit scharfen Blicken. Es war etwas Eigenes, Gewaltiges in seinen Augen. „Kennt Ihr das Flußbett genau?“

„So ziemlich, allein —“

„Kurz und gut, ich muß hinüber, und zwar auf dem nächsten Wege. Getraut Ihr Euch, mich hinüber zu führen?“

Der Rector sah den Fremden, der ihm schon ein wunderbares Gefühl eingeflößt hatte, erstaunt an.

„Ich getraute mich wol, obgleich ich niemals durch das Flußbett gegangen bin; doch ich kenne die Lage der Felsbänke und Blöcke wol genau genug. Indessen es ist immer gefährlich, mein Herr, der Strom reißt gewaltiglich, und wir dürften nur eine halbe Stunde weiter gehen, so könnten wir bei einer Mühle über den Steg.“

„Die Grundmühle, ja ich weiß“, entgegnete der Graurock bestimmt, indem er eine Prise Taback schnupfte, „wo die Straße von Sassenberg und der Fußpfad von dem Wachtelkrug einfallen; gerade die Strecke will ich nicht be-

rühren. Also Marsch, vorwärts, frisch durchs Wasser; der Tag ist warm, da erquickt uns ein kühles Bad!"

Mit den letzten Worten war er auch schon raschen Schrittes vorwärts gegangen, am Fluß hinauf; der Rector, so eigen ihm der Fall vorkam und so unbehaglich er sich dadurch aus seiner Stimmung und Vorbereitung zum heiligen Amt gerissen fühlte, ging doch gern mit, denn der Offizier übte eine unbegreiflich fesselnde Macht auf ihn.

Im Gehen war dieser keineswegs in Träume versunken, sondern hatte das Auge überall, warf die Blicke spähend oft seitwärts nach den Höhen und vorspringenden Felsen hinauf, als erwarte er dort Jemand hervortreten zu sehen, bald schaute er rückwärts, als vermuthe er, daß ihn Jemand verfolgen könne. Dies hinderte ihn aber doch nicht, ein Gespräch anzufangen.

„Ihr seid wol, mein lieber Freund, ein Schulmann oder Pfarrer?" fing er an.

„Ich bin Pfarrer und Rector der Stadtschule in L..."

„Schon lange?" unterbrach ihn der Frager.

„Seit funfzehn Jahren Pfarrer, seit dreizehn Rector der Schule. Lehrer an derselben wurde ich gleich, als ich hierher kam."

„So! Nun da habe ich Euch doch richtig taxirt. Und was bringt denn die Stelle?"

Der Rector war verwundert über die unumwundene Frage und sah den Fremden mit einem seine Verwunderung wol etwas bezeichnenden Ausdruck an.

„Nehmt's nicht übel", lenkte dieser ein, „daß ich es geradezu frage. Ich bin Soldat, wir haben so die Gewohnheit. — Hier werden die Höhen etwas weniger steil. Kann man bis dort oben an den Thalrand reiten? In den Schluchten hier käme man mit einem guten Pferde schon herunter."

„Es liegen oben viel Felsblöcke“, entgegnete der Rector, „und der Wald ist stark mit Gestrüpp und Dornen verwachsen. Auch sind breite Sumpfstellen auf der Höhe, wo das Farrnkraut oft halb mannshoch wächst; es müßte ein schlechtes Reiten sein!“

„Schlecht oder gut — es ist also doch möglich!“ rief der Offizier und sah scharf nach oben. „Dort unten, wo ich herkomme, war es unmöglich, zu Pferde weiter fortzukommen; ich habe mein Pferd im Stich lassen müssen. — Und wie hoch ist Eure Besoldung?“ sprang er plötzlich auf seine frühere Frage zurück.

„Ich habe eine Wohnung und dreihundertundfunfzig Thaler“, antwortete der Rector.

„Hm! Für zwei Stellen?“ warf der Offizier hin, „das ist eben nicht zu viel. Noch nicht ein Thaler auf den Tag. Ich habe da einen Pfarrer auf meinem Gute, der bekommt vierhundert Thaler und Haus, Hof, Garten, Acker.“

„Wir protestantischen Pfarrer hier in Schlesien sind nicht so günstig gestellt. Doch ich bin zufrieden. Wenn keine Kriegszeiten wären!“

„Wenn aber der Krieg nicht wäre, stündet Ihr wieder unter der Kaiserin, und die Katholischen machten mit Euch, was sie Lust hätten. Nicht?“ sagte der Offizier, seinen Begleiter scharf anblickend.

„Gott segne den König!“ antwortete der Rector und erhob sein frommes sanftes Auge zum Himmel. „Er ist ein herrlicher Mann! Ich glaube fest, er wird noch Großes in der Welt vollbringen!“

„Wenn ihm die Oestreicher nicht über den Kopf wachsen!“ fiel der Offizier rasch ein. „Der Krieg ist nicht so leicht, wie Ihr vielleicht denkt. Doch was wißt ihr Geistlichen vom Soldatenhandwerk!“

Der Rector seufzte still.

„Ihr seufzt!“ rief der Offizier halb lachend, „ja, das glaube ich! Was Ihr davon erfahrt, ist nicht das Erfreulichste. Die Einquartierung bei Euern dreihundertundfunzig Thalern und den schlechten Zeiten mag Euch sauer genug geworden sein.“

„Ach nein, mein Herr Offizier“, sprach der Rector sanft, „das dachte ich nicht. Das wäre auch ein großes Unrecht von mir. Denn meine Beichtkinder, die ganze Stadt, darf ich sagen, hat meinen Antheil fast ganz übernommen, weil sie wußten, daß ich nicht mehr vermochte, als ich that.“

„Das muß aber anders werden“, fuhr der Fremde heraus, „Ihr müßt besser besoldet werden! Ein Pfarrer soll kein Hungerleider sein, das setzt ihn herab bei der Gemeinde. Das muß — ich denke nämlich, das wird anders werden, sobald der Krieg vorbei ist und der König Muße hat, für seine protestantischen Unterthanen zu sorgen.“

„O, mein Herr Offizier!“ entgegnete der Rector lebhaft, stockte aber plötzlich und fuhr dann, offenbar von seinem ersten Wollen ablenkend, fort: „Ich weiß nicht, ob ich Sie Capitän, oder Major, oder noch höher zu tituliren habe —“

„Major, Major, ganz recht“, warf der Offizier dazwischen.

„Herr Major denn“, fuhr der Rector fort, „meine Stelle ist so schlecht nicht; sie kann doch nicht dafür, daß ich eine zahlreiche Familie zu ernähren habe!“

„So? Familie? Wie stark?“

„Fünf Kinder, das älteste eine Tochter, sechzehn Jahre alt — sie wird morgen eingesegnet durch mich —, und meine alte Mutter“, sprach der Rector mit sichtlicher Bewegung.

„Das ist viel! Und doch auch eine Frau?“ fragte der Major.

„Jetzt nicht mehr“, erwiderte der Rector still, und eine Thräne hing an seiner Wimper.

„Eure Tochter wird morgen eingesegnet“, nahm der Major wieder das Wort; „wenn sich nur der Kanonendonner nicht unter das Glockengeläut mischt! Morgen oder übermorgen kann's hier ernsthaft werden. Die Oestreicher machen Miene dazu. Ihre ungarischen Husaren flankiren bis hier herüber. — Alle Teufel!“ rief er plötzlich und hielt das Auge scharf auf den Höhenrand der Berge gespannt, „da habe ich eine Husarenmütze zwischen den Gebüschen gesehen!“

„Dort oben? Ich glaube kaum!“ antwortete der Rector kopfschüttelnd. Aber fast zu gleicher mit seinem Worte fiel ein Schuß, und eine Kugel pfiff zwischen ihm und dem Major durch.

„Sie sind mir richtig auf der Fährte“, rief der Major und sah nach der Stelle, wo der Schuß hergekommen war. Leicht aufwirbelnder Dampf zwischen den Büschen bezeichnete sie.

„Sollten wir hier in ein Gefecht gerathen?“ fragte der Rector, der denn doch etwas betroffen war.

„Sind wir bald an der Furt?“ gab der Major auch seinerseits eine Frage statt der Antwort.

„Noch zweihundert Schritt, gleich dort hinter der vorspringenden Felsecke!“ entgegnete der Rector und deutete vorwärts nach dem Fuß eines scharf vorspringenden, in eine Felswand sich absenkenden Waldhanges, wo das Thal eine Ecke schlug.

„Vorwärts denn, es wird Zeit!“ rief der Major, und beeilte seine Schritte, während er das Auge immer rechts auf die obern Thalränder gerichtet hielt.

Siebentes Capitel.

Sie bogen um die vorspringende Felswand. Da brauste ihnen der Waldstrom mit vollgeschwollenen Wellen schäumend entgegen. Der Pfad am Ufer war kaum noch so breit, daß sie nebeneinander fort konnten. Die jenseitige Thalwand stieg fast senkrecht empor; diesseits dagegen zog sich die Waldhöhe minder steil aufwärts; die Wasserflut prallte an der dämmernden schroffen Wand gegenüber zurück und strömte diesseits über.

„Dort, wo der Baumstamm halb im Wasser liegt, müssen wir hinein", sprach der Rector mit etwas bedenklicher Stimme; „der Strom ist aber noch voller und reißender, als ich geglaubt. Es wäre ein großes Unglück wenn —"

„Und wenn noch zehn mal größer, ich muß es versuchen!" erwiderte der Major kurz und scharf. Ein zweiter Schuß von der Waldhöhe herunter schien die Nothwendigkeit seines Entschlusses zu bestätigen.

„Die Gewalt des Wassers wird uns wider unsern Willen von der richtigen Bahn abtreiben", wandte der Rector ein, der hinter dem raschen Schritt seines Begleiters ein wenig zögernd zurückblieb. „Selbst ein guter Schwimmer wäre verloren in den Wirbeln hier unten."

„Wenn Ihr nicht wollt, so bleibt denn hier! Ich muß den Versuch wagen", wiederholte der Major und eilte noch stärker.

Jetzt standen sie an der Uferstelle, wo der Baum lag. „In fünf Minuten wäre es zu spät", sprach er rasch, aber fest, indem er die Höhen mit seinem scharfen militärischen Auge maß; „sie könnten hier herunter." Und zu-

gleich that er einen Schritt vorwärts, gerade auf das Wasser zu.

„Wenn es denn sein muß, Herr Major, so verlasse ich Sie nicht, und Gott wird uns Beide nicht verlassen!" rief der Pfarrer entschlossen, mit leuchtendem Auge. „So hart mir's angeht — fünf liebe Kinder und eine alte Mutter — doch wenn es gar nicht anders möglich ist, so gilt es Ihr Leben, und Gottes Gebot und mein Herz heißen mich mit Ihnen zu gehen."

„Ich muß, es kommt hier mehr auf meine Pflicht als auf mein Leben an", sprach der Major. „Und wäre die Gefahr zehnfach größer, ich muß. Doch getrost, Freund, im Kriege sieht's oft so aus, als wäre es Matthäi am letzten, und im Umsehen hat sich das Blatt gewendet."

Mit diesen Worten nahm er den Arm des Rectors, und nach drei Schritten standen Beide schon bis an den halben Leib im Wasser, das sie mit schäumenden Wirbeln umzog.

„Immer halb rechts vorwärts, Herr Major", rief der Pfarrer laut, da das Brausen der Wogen die Stimme fast übertäubte; „so läuft die Felsbank; noch gute zehn Schritt behalten wir diese Wassertiefe."

„Daß wir nur dicht aneinander bleiben", erwiderte der Major, und faßte den Gefährten fester; „das Wasser reißt mächtig."

„Halt!" gebot der Rector; „nun links, hier bildet der Fels eine Ecke. Gerade auf die Schaumwinkel zu; dort kommen wir auf einzelne Blöcke dicht unterm Wasser. Dort sieht es nur gefährlich aus."

Plötzlich wich der Boden unter ihren Füßen. Sie sanken bis über die Brust ins Wasser. Der Pfarrer, viel größer als sein Begleiter, faßte aber schnell wieder Grund,

und hielt den Major mit kräftigem Arm. „Wir sind etwas zu weit vorgegangen. Doch nun weiß ich wieder Bescheid. Nun wird's besser."

Der Felsgrund hob sich wieder; an den Schaumwirbeln angelangt, hatten sie kaum anderthalb Fuß Wasser.

„Eine gefährliche Stelle wäre hinter uns", sprach der Rector.

„Ohne Euch, mein Freund, war ich verloren!" antwortete der Major: „ich fühlte keinen Boden mehr. Aber seht Ihr, es war hohe Zeit!" fuhr er, sich umschauend, fort. „Sie klettern mit ihren ungarischen Pferden den Waldhang herunter. Laßt sie's nur versuchen mir nachzueilen. Hier ist das Terrain für die Cavalerie doch etwas zu holprig."

In der That sah man wenigstens ein Dutzend Reiter, die einzeln den Abhang hinunter zu kommen suchten. Einige führten die Pferde, andere waren noch im Sattel.

„Aber vorwärts, guter Freund. Bis jetzt deckte uns die Felswand und wir waren zu tief im Wasser. Hier werden sie uns wohl ein paar Kugeln nachschicken, aber seid unbesorgt, es sind schlechte Schützen, und vom Sattel treffen sie vollends nicht."

Das Gespräch hatte nur so lange gedauert, als beide Wanderer bedurften, um Athem zu schöpfen, festen Fuß zu fassen und ihre Lage zu übersehen. Der Rector leitete weiter: „Immer gerade in die zischendsten Wirbel!" sprach er, „dort sind wir gewiß, den Felsgrund zu fassen."

Sie drangen vorwärts. Allein die Blöcke waren ungleich und abschüssig; jeden Augenblick schwankte der Fuß. Mehrmals sanken sie bis zur Brust ins Wasser; es galt dann, mit Händen und Füßen zugleich zu arbeiten. Jetzt krachten auch Schüsse. Die Kugeln pfiffen dicht über sie

hin! „Hm! Sie zielen besser, als ich glaubte", murmelte der Major. Im nämlichen Augenblick fuhr eine Kugel ihm durch den Hut, und schlug ihn ab; die Wirbel rissen ihn fort.

„Sie sind verwundet!" rief der Rector besorgt.

„Pah!" lachte der Major, „die Kugel hat mir nur die Frisur etwas derangirt!" Indem er so heiter antwortete, gleitete er aus und riß im Schwanken den Rector um. Sie kamen auseinander; der Strom riß sie Beide fort. Der Rector sah den Major in äußerster Gefahr, in die tiefen Strömungen zu gerathen. Mit seiner ganzen Schwimmkraft arbeitete er sich ihm nach, und suchte ihn wieder zu ergreifen. Endlich gelang es, gerade als die Flut ihn in die wildeste Gewalt ihrer Wirbel zu reißen drohte, wo er den sichern Untergang finden mußte.

Der wackere Rector warf sich zwischen ihn und die Gefahr, und es glückte ihm, den Major wieder in die Bahn zu drängen, wo derselbe, da es ihm gelang, ein hervorragendes Felsstück mit den Händen zu ergreifen und festen Fuß zu fassen, nunmehr das jenseitige Ufer allein erreichen konnte. Doch in diesem Augenblick krachten mehre Schüsse der Verfolger, die Kugeln schwirrten dicht an des Rectors Haupt vorüber, — da fühlte er sich im Arm getroffen, seine Kraft verließ ihn, er vermochte sich nicht bis an die Felsblöcke hinzuarbeiten, die die Rettung seines Gefährten gewesen waren. Vergeblich streckte er die Arme danach aus; er sank zurück, und gerieth in eine Stelle, wo der Strom eingeengt, und dadurch pfeilschnell und tief zwischen zwei schroffen Felsblöcken hindurch schoß. Hier vermochte keine menschliche Gewalt Widerstand zu leisten. Mit Mühe erhob der sinkende Rector das Haupt aus den brausenden Wirbeln, und sah, eine schmerzliche Genugthuung, wie eben der Major

den Fuß ans Ufer setzte. Da warf ihn die Gewalt des Stroms um die Felsecke, er verlor den Geretteten aus dem Gesicht; er hätte ihn auch außerdem nicht wieder gesehen, denn hinter der Felswand wuchs die Strömung zum wüthenden Wassersturz an, und riß ihn kopfüber. Er verlor den Athem; ein Gedanke an Gott und an seine Kinder war das Einzige, was noch mit blitzschneller Flüchtigkeit durch sein Bewußtsein zuckte; das dumpfe Krachen vieler Schüsse der Verfolger, die jetzt den jenseitigen Uferrand erreicht hatten, vernahm er nur noch in halber Betäubung. Dann schwanden ihm die Sinne, und die erstickenden Wasserwogen wälzten sich über den Versinkenden hin.

Achtes Capitel.

Die sechszehnjährige Dorothea, des Rectors Tochter, saß an ihrem Arbeitstischchen, das dicht neben dem alten eichenen Schreibpult des Vaters stand, weil es seine Erquickung beim Studiren war, wenn diese liebe, liebliche Tochter, mit ihrer Nadel still und fleißig beschäftigt, neben ihm saß. Diesmal aber ließ sie die Nadel ruhen; sie hatte sich einer ernstern Beschäftigung zugewandt. Morgen sollte sie die Weihe der Einsegnung empfangen. Ihr junges, frommes Herz war ganz mit den heiligen Gefühlen erfüllt, die dieser wichtige Schritt des Lebens in ihr weckte, und die ihr Vater mit so liebender Sorgsamkeit genährt hatte. Sie las in ihrem Tagebuche, wo sie, sich selbst die frömmste und reinste Beichte ablegend, alle Regungen ihres Herzens, alle die kleinen Begebenheiten ihres stillen einfachen Lebens niedergelegt hatte.

Sie las, um jeden Fehler, dessen sie sich bewußt geworden, noch ein mal in ihre Seele zurückzurufen, und ihn recht innig und tief zu bereuen. — Um einsam und ganz ungestört zu sein, hatte sie den jüngern Geschwistern schon ihr Abendbrot gegeben und ihnen gestattet, vor die Stadt hinaus bis an die Brücke dem Vater entgegenzugehen, der dort von seinem Spaziergang zurückkommen mußte.

Aber nun dunkelte es schon, und er war noch nicht heimgekehrt. Dorothea hörte auf zu lesen, trat ans Fenster, sah hinauf nach der Uhr des Kirchthurms und dachte: „Es ist schon später, als ich glaubte. Wie kommt es doch, daß der Vater heute so lange ausbleibt.“

Ihr Blick streifte jetzt über den Markt hin, nach der Straße, aus welcher sie ihren Vater erwartete. Es mußte dort etwas vorgehen, denn die Bewohner des Städtchens eilten derselben Richtung zu; der Anlaß schien eben erst eingetreten, denn die Bewegung war erst im Beginn, und Einer nach dem Andern schloß sich ihr an.

Dorothea öffnete das Fenster; da klangen ihr Trompetentöne entgegen; ein Cavaleriemarsch kündigte das Einrücken von Truppen an. Jetzt wurden sie sichtbar. Es waren preußische Husaren, die unter dem lustigen Marsch über den Markt zogen und sich dort aufstellen zu wollen schienen. Die Bewohner des Städtchens umgaben den Zug mit neugierigem Staunen.

„Der Vater wird mit den Geschwistern dort sein“; dachte Dorothea, und blickte, ans offene Fenster gelehnt, nach dem kriegerischen Schauspiel hinüber, für welches sie in ihrer ernsten Stimmung keinen Sinn hatte. Dennoch wäre sie hinübergegangen, um zu sehen, ob sie den Vater und die Geschwister finden könne, doch sie trug Scheu, sich ganz allein unter die Menge zu begeben und den Blicken

der Soldaten sich auszusetzen. Die Bewohner des Städtchens, die ihr Alle bekannt waren, hätte sie nicht gefürchtet.

Die Husaren hatten Halt gemacht; da öffnete sich die schwarze Volksmasse und ein Offizier ritt einzeln hindurch, gerade auf das Haus zu. Dorothea verwunderte sich; er kam näher und näher, und richtete den Blick gerade auf sie. Sie wollte sich schon zurückziehen, obwol er, trotz des schwarzen Knebelbartes, ein ganz freundliches Aeußere hatte, als er zu ihr hinaufrief.

„Ist dies das Haus, in dem der Rector Nebelsarg wohnt?“ Und dabei sprengt er mit einigen Galoppsätzen bis dicht unter das Fenster.

Dorothea bejahte es mit einem leichten Erröthen; setzte jedoch eilig und etwas ängstlich hinzu: „Er aber ist nicht zu Haus.“

„Nicht zu Haus? — Verdammt!“ rief der Offizier etwas wild, — setzte aber, seinen Ton sanfter stimmend, sogleich hinzu: „Das thut mir recht leid. Ich hätte ihn gern sogleich gesprochen. — Sind Sie vielleicht seine Tochter, mein hübsches Kind?“ fragte er und nickte sehr freundlich hinauf.

Dorothea fühlte, daß es ihre Wangen wie Feuer überflog; mit kaum hörbarer Stimme erwiderte sie: „Ja, ich bin seine älteste Tochter.“

„Nun, da denke ich, werden wir auch noch näher miteinander bekannt werden“, sprach der Offizier und hielt die schwarzen Augen fest auf sie geheftet, „ich bin ein alter guter Freund des Vaters. Schade, schade; daß er nicht zu Haus ist. Und ich habe für jetzt nur zwei Minuten, denn ich muß gleich die Feldwacht draußen besetzen. Aber morgen werde ich abgelöst, da komme ich herein.“

„Darf ich fragen", öffnete Dorothea lispelnd noch einmal die Lippen.

Doch der Fremde unterbrach sie im Wort. „Morgen, mein Kind, heute sage ich meinen Namen nicht. Auf Wiedersehen!"

Mit diesen Worten wandte er sein Pferd und sprengte wieder zu dem Regiment hinüber, das sich in verschiedene Abtheilungen theilte, deren eine die Stadt als Quartier bezog, die andern nach entgegengesetzten Richtungen wieder ausrückten.

Dorothea fühlte sich ganz aus ihrer Stimmung gebracht durch diese außergewöhnlichen Ereignisse. Am meisten beschäftigte es sie jedoch jetzt, daß der Vater immer noch nicht zurückgekehrt war; die Menge drüben hatte sich vertheilt, er war nicht darunter gewesen. Die durch das Einrücken des Militärs lebendiger aufgeregte Vorstellung von gefahrdrohenden Kriegsereignissen mischte sich besorglich unter ihre Vermuthungen. Die Geschwister, dachte sie, werden an der Brücke vielleicht ebenso vergeblich warten. Du willst zu ihnen hinaus. Einen Augenblick dachte sie, ob sie die alte Großmutter, die hinten in ihrem Gartenstübchen schon zu Bett gegangen war, benachrichtigen sollte; doch wozu der alten Frau vielleicht eine Sorge machen?

Sie hing sich also das leichte kurze Mäntelchen um, und band das Tuch, das ihr nach der einfachen Sitte des Orts und der Zeit statt einer Kopfbedeckung diente, über ihre blonden, seidenen Locken. So verließ sie das Haus und eilte vor die Stadt.

An der Brücke, die nur wenige hundert Schritte vom Thor entfernt war, fand sie die Geschwister, die vergeblich auf den Vater gewartet hatten. Es war schon dunkel geworden.

„Ach Dorothea“, rief der älteste Knabe Franz ihr entgegen; „ist der Vater durchs Wäldchen nach Haus gekommen? Wir warten hier vergebens!“

„Nein, Franz“, entgegnete Dorothea. Aber es ist schon spät, ihr müßt nach Hause kommen. — Der Vater wird uns wol bald folgen.“

Sie sprach die letzten Worte ohne selbst recht daran zu glauben. Eine seltsame Aengstlichkeit überfiel sie. Es war doch noch nicht so gar spät, und bei seinen weiten Spaziergängen konnte er sich ja wol eine Stunde länger verweilen.

Die Kinder betraten das Haus; das Städtchen war schon stiller geworden. Dorothea sah nach der Großmutter; sie schlief ruhig. So brachte sie denn die Kleinen zu Bett und setzte sich ans Fenster, um zu wachen. Franz wollte sie nicht verlassen. „Laß mich aufbleiben, bis der Vater kommt“, bat er, und Dorothea nahm den kleinen gutmüthigen Gesellschafter gern zu sich.

Die Thurmuhr schlug die zehnte Stunde. Allmälig erlöschten die Lichter in den Fenstern. Der Mond schwebte dicht unter der dunkeln Grenzlinie der Gebirgsumrisse, und lichtete den herrlichen Himmel darüber; bald mußte er mit seinen silbernen Strahlen durch die Waldspitzen schimmern. Es war so still, daß man jeden einzelnen Laut in den Gassen vernahm. Man hörte anfangs noch die Schritte Heimkehrender; das Zuschlagen der Hausthüren; bald verstummte auch das letzte Geräusch. — Nun überkam es Dorothea mit steigender Angst; Thränen blinkten in ihren Augen. Franz entdeckte sie bei dem ersten darauf fallenden Mondstrahl, fiel der Schwester um den Hals und rief: „Ach glaubst du, daß dem Vater ein Unglück zugestoßen ist? Wir wollen hinaus, ihn aufsuchen.“

Dorothea hatte daran schon längst gedacht, doch schien es ihr immer noch zu früh, die Hoffnung aufzugeben, — und wo sollte sie suchen?

„Drüben in der Schmiede ist noch Licht!“ rief Franz. „Wir wollen den Schmied bitten, daß er uns seinen Wagen leiht.“

„Horch“, unterbrach ihn Dorothea, „da rasselt ein Wagen in die Stadt, — er kommt von der Brücke her. Vielleicht ist es der Vater!“

Beide lauschten; der Wagen näherte sich, er kam auf den Markt, bog gegen das Haus um, es saßen mehre Männer darauf — das Herz schlug den guten Kindern in ängstlicher Spannung.

„Es ist der Vater“, rief Franz plötzlich laut, und in zwei Sätzen war er vor der Thür; Dorothea folgte ihm.

Es war der Rector. — Er saß auf einem Bauerwagen, neben ihm ein Landmann; ein Knecht führte den Wagen.

„Vater, lieber Vater“, riefen die Kinder ihm entgegen, „wo bleibst du so spät.“

„Meine guten, lieben Kinder“, sprach der Rector mit seiner sanften, sehr bewegten Stimme, und reichte ihnen eine Hand herab, denn die andere hatte er in einer Binde; „meine guten, lieben Kinder, danken wir Gott, daß wir uns wiedersehen, denn ich bin mit seiner Hülfe und mit der dieser wackern Männer einer großen Gefahr entgangen.“

Indeß waren der Knecht und der Landmann vom Wagen gesprungen und halfen dem Pfarrer absteigen. Er dankte ihnen in den wärmsten Worten und foderte sie auf, doch noch einzutreten, allein der Landmann lehnte es ab. „Die Wirthschaft fodert uns früh, Herr Pfarrer, die Zeiten sind auch so, daß Jeder am liebsten zu Haus ist —

und was wollen Sie uns danken. An unsern Kindern haben Sie das zehnfach verdient. Gott sei Dank, der mich zur rechten Zeit des Weges führte!"

Mit diesen Worten nahm der wackere Mann Abschied und fuhr auf der Stelle zurück. Der Rector aber ging mit den Kindern ins Haus, um ihnen zu erzählen, was ihm begegnet war. Schon im Gehen berichtete er, wie er auf den preußischen Offizier gestoßen sei und den Versuch gemacht habe, ihn durch den Strom zu führen. — „Als mich die Gewalt des Wassers fortgerissen hatte und die Flut mich ganz überbrauste, verlor ich einen Augenblick die Besinnung; doch da ich glücklicherweise mehrmals auftauchte und Athem schöpfte, kam ich wieder zu mir selbst und half mir schwimmend. Nach einigen Minuten gelang es mir, das Ufer zu erreichen, aber ich war eine weite Strecke fortgerissen und ganz erschöpft. Denn theils hatte mich der Blutverlust von dem Schuß am Arm ermattet — doch ist es nur ein leichter Streifschuß — theils war ich hart an den Felsen geschlagen und die Arbeit des Schwimmens in diesen wilden Strudeln war auch nicht gering. Mit Mühe suchte ich an dem Felsufer aufwärts zu klimmen, um den Schüssen der Feinde, die jenseits jetzt im ganzen Thal entlang zogen, zu entgehen. Endlich war ich im dichten Gebüsch; ich band mein Taschentuch um die Wunde und hemmte so das Blut. Dann stieg ich weiter den Berg hinan. Doch bald verließen mich die Kräfte und ich sank nieder. Da haben mich die beiden wackern Männer, die zum Losbrechen des Floßholzes am Fluß gewesen waren und durch den Wald zurückkehrten, aufgefunden. Sie erquickten mich und brachten mich hierher."

„Ach Vater!" brach die sanfte Dorothea weinend aus, und wagte nicht den Gedanken ihres Herzens in Worten

auszusprechen. Und Franz hing sich in warmer Liebe an den Geretteten.

„Meine Kinder!“ sprach er gerührt; „seht, das ist mir ein gutes Zeichen von unserm lieben Vater im Himmel! Er hat eine drohende Gefahr von mir abgewandt! Er hat mich sichtlich aufgespart zu dem schönen, lieben Werke, das ich morgen vollbringen soll. Die leichte Wunde kann mich nicht hindern! Ich fühle mich ganz erfüllt von festem Vertrauen. Es ist mir eine Bürgschaft Gottes, daß ich noch wirken und walten soll für euch, für die lieben Kinder meiner Gemeinde! Und so soll uns denn morgen das Fest fröhlichen Herzens begrüßen! Geht mit einem Dankgebet zur Ruhe! Der Vater droben führt uns milde Wege! Ich habe es oft, oft erfahren; er ist uns am nächsten, wo wir uns am verlassensten wähnen! Mein Glaube steht auf den Herrn!“

Er umarmte die Kinder; und eine süße Ruh, das Erbtheil der reinen frommen Herzen, erquickte sie bis zum Morgen.

Neuntes Capitel.

Der schönste Sommermorgen war angebrochen. Helles Festgeläut schwebte vom Glockenthurm durch die blauen, milden Lüfte. Das ganze Städtchen war lebendig; die Bürger versammelten sich auf dem Markt, um den Zug der jungen Mädchen und Knaben zu schauen, die nach der eingeführten Sitte vom Schulhause aus sich gemeinsam zur Kirche begeben sollten, um dort die Einsegnung zu empfangen. Als es acht Uhr schlug, trat der Rector aus der

geöffneten Thür des Hauses; er war im schwarzen Ornat und trug die Bibel in der Hand. Ihm folgten die jungen Mädchen, dann die Knaben, paarweise. Dorothea und eine ihrer Freundinnen waren die Ersten in der Reihe der Jungfrauen. Im weißen Kleide, das blonde weiche Haar in einfache Flechten gewunden, und mit einem Kranz von weißen Rosen geschmückt, schritt sie mit gesenkten Augen hinter dem Vater her. Es war ein lieblicher, ein seliger Anblick. Die Bürger und die Frauen standen ehrbar, schweigend, und manches Mutterauge wurde feucht, als die lieblichen, blühenden Gestalten vorüberschritten, in deren Augen die Unschuld uud das Glück ungetrübter Lebenshoffnungen so rein glänzten, wie der tiefblaue Himmel, der sich über das Städtchen und die grünen Höhen, die es umkränzten, wölbte. Einen scharfen Abstand zu diesem Anblick des Friedens in der Stadt bildete der außerhalb derselben. Wohin der Blick nach den Höhen hinüberschweifte, blitzten Waffen. Die Truppen des Königs waren rings vertheilt auf dem Gebirge und hielten alle Wege und Schluchten besetzt. Auf dem nächsten Hügel an der Stadt war Geschütz aufgefahren; die Grenadiere zogen höher auf den bewaldeten Thalrändern hin und ihre Bayonnete blinkten hell durch die dunkeln Fichtengebüsche. Die Truppen, die im Städtchen selbst übernachtet hatten, waren schon am frühen Morgen ausgerückt und lagerten an der Brücke und den andern Zugängen. So theilte sich das Herz der Bewohner zwischen bangen Sorgen und frommen Gefühlen und Hoffnungen. Der Pfarrer ging ernst, aber mit dem Ausdruck gläubigen Vertrauens in seinen sanften Zügen, durch die schweigende Menge hin. Wenige bemerkten, daß er den linken Arm fest an die Brust hielt, weil er ihn der Wunde halber in einem seidenen Tuch tragen mußte.

Jetzt ertönte die Orgel und erfüllte die feierliche Feststille draußen mit ihren wundervollen Klängen. Da — und Aller Herzen bebten schauernd zusammen — dröhnte ein anderer dumpfer Klang fern her aus den Schluchten des Gebirges. Ein Kanonenschuß! — Einen Augenblick hemmte der Pfarrer seine Schritte und lauschte auf; der ganze Zug stockte. Doch dann erhob er das blaue Auge vertrauend gen Himmel, bewegte die rechte Hand, in der er die Bibel trug, aufwärts bis zur Brust, als wollte er andeuten, hier in den verheißenden Worten Gottes ist Schutz und Trost wider alles Unheil und Gefahr, und ging dann ruhigen, ununterbrochenen Schrittes weiter in die Kirche, die den Zug in ihre offenen Pforten einließ. Die Bürger folgten. Doch sie blickten einander besorglich an, denn dem ersten Schuß folgten mehre, und bald reihte sich der dumpfe Hall zur ununterbrochenen Kette aneinander.

Gerade in dem Augenblick, als der Pfarrer seine Schritte gehemmt und seinen Blick zum Himmel erhoben hatte, war der Husarenoffizier, der gestern bei Dorothea nach dem Vater gefragt hatte, über den Markt gesprengt und ritt, sein Pferd etwas verhaltend, dicht hinter der Menge herum. Dorothea erkannte ihn sogleich; er schien auch sie wieder zu erkennen, denn er richtete sein schwarzes kriegerisches Auge scharf auf sie und dann auf ihren Vater. Da überflog ein sanftes Lächeln seine männlichen Züge, das ihnen alle kriegerische Rauhheit benahm. Offenbar hatte er den Jugendfreund wiedergefunden; doch er würde sich nicht Zeit genommen haben, ihn zu begrüßen, selbst wenn der feierliche Augenblick ihn nicht gehindert hätte, denn schon in der nächsten Secunde wandte er das schweißbedeckte Pferd wieder seitwärts und jagte in entgegengesetzter Richtung, dem Schall der Kanonenschüsse zu, wieder über den Markt

Wenige Minuten darauf, als noch nicht alle Bürger in der Kirche waren, wuchs die kriegerische Unruhe. Man hörte vor der Stadt Trompetensignale, die Trommel ertönte und ein Trupp Husaren jagte mit verhängten Zügeln denselben Weg, den der Offizier genommen hatte.

Betroffen sahen die Bürger einander an und ein Nachbar schien dem andern mit besorgtem Blick zu sagen: „Was wird das geben? Sollen wir in die Kirche treten, oder daheim nach dem Unserigen schauen?" — Noch war indessen die Sorge nicht so lebendig geworden, um die heilige Handlung zu unterbrechen; die Räume füllten sich und das erste Lied wurde von der Gemeinde in gesammelter Andacht gesungen. Dann erhob der Pfarrer das Wort zur Anrede an die Kinder; er sprach aus der tiefsten Wärme des Herzens. Sein Wort entquoll lebendig seiner Liebe, seinem Glauben. So redete er zur Gemeinde, so zu den Einzelnen, so nahm er ihr rein und gläubig gegebenes Versprechen, auf dem Wege der Tugend und Frömmigkeit zu wandeln, hin. Dorothea sprach das Bekenntniß ihres Glaubens unter der segnend auf ihrem Haupt ruhenden Hand des Vaters. Seine greise Mutter stand unfern hinter der lieben Enkeltochter, und leise Thränen netzten ihr ehrwürdiges Antlitz, Thränen des Danks, der Freude über den Sohn, über die Enkelin. Alles war in der Kirche von der Feier ergriffen. Jetzt, zum Schluß, zur Einleitung des Segens, nahm der Pfarrer nochmals das Wort und sprach:

„Ihr lieben Kinder! Bisher wandeltet ihr an der Hand der Aeltern und jeder eurer Schritte war behütet von ihrer Liebe. Es kommt euch nun die Zeit, wo es anders wird. Den sichern Hafen der Kindheit verlasset ihr und vor euch liegt das offene Meer des Lebens. Mit schweren Sorgen und Mühen kämpft es sich durch seine Wogen, sie rauschen

dunkel über grauenvollen Tiefen oder verhüllen die Gefahr lauernder Klippen. Doch, liebe Kinder, ihr dürft nimmer verzagen! Auch nicht in der dunkelsten Stunde. Ein Auge wacht über euern Pfad in der tiefsten Nacht, und wenn er hart am Abgrunde hinläuft! Das Auge des Vaters droben! Strebt nur, daß er es nicht abwende, und dann seid getrost, wo ihr nirgend und nimmer einen Ausweg seht vom Schrecken oder Verderben, da wird der Herr euch weite Pforten öffnen, die zu Licht und Seligkeit führen! Glaubt es mir, ihr lieben Kinder! Ich habe es vielfach erfahren! Noch gestern! Ach und vielleicht in nächster Stunde wieder, denn unser Friedensweg ist ja umdroht von Schrecken des Krieges. Aber ich zittere nicht, ich habe mein Werk freudig an euch vollendet! Gott wacht über euerm reinen unschuldigen Haupt! Sein Schirm und Segen ist mit euch! Kniet denn nieder und laßt mich die Worte des Segens über euch sprechen!"

Nicht die Kinder allein, die ganze Gemeinde, im Tiefsten ergriffen, sank auf die Knie. Es war ein Augenblick der feierlichsten Stille, nur durch ein leises Schluchzen mit einzelnen Lauten unterbrochen. Der Pfarrer hatte die rechte Hand erhoben, und streckte sie segnend über die Knienden hin. Die verwundete Linke ruhte auf seiner Brust; sie gab ihm das Ansehen, als bekräftigte er seine Worte durch die auf das Herz gelegte Hand. Sein sanftes Angesicht strahlte wieder von Liebe und Gläubigkeit; er richtete das milde Auge aufwärts gen Himmel, mit einer Wärme der Andacht, einer Zuversicht, die jede Brust erfüllte. Wie ein heiliger Apostel stand er vor der Gemeinde, und sie horchte auf sein Evangelium.

„Der Herr segne euch und behüte euch! — Seine Hand wird euch führen, seine Rechte euch halten am

äußersten Meer! Ihr dürfet nimmer und nimmer verzagen —"

Bei diesen Worten stockte seine Stimme. Es malte sich ein eigener seltsamer Ausdruck in seinen Zügen, fast wie der eines plötzlichen Schreckens, wenigstens eines außerordentlichen Staunens. Zugleich ließ sich ein Geräusch und Gemurmel in der Kirche wahrnehmen, welches davon herrührte, daß einige Offiziere eingetreten waren, die sich zwar ganz still und ehrerbietig der heiligen Stätte näherten, aber doch die Aufmerksamkeit eines Theils der Anwesenden erregt hatten. Einer der Eingetretenen schien vom höchsten Range zu sein, denn mehre Stabsoffiziere begleiteten ihn, die sich erfurchtsvoll hinter ihm hielten. Er war schon hoch an Jahren, doch von festem männlichen Ansehen, und sein Auge hatte eine durchbohrende Schärfe des Blicks.

Niemandem konnte die Bewegung des Pfarrers entgehen. Er mußte durch den Eintretenden, dessen Erscheinung auf Jeden eine ganz eigene Wirkung machte — gemischt aus Scheu und Staunen — so gestört worden sein. Nur einen Augenblick dauerte dieser Einfluß von außen her. Der Ausdruck der Bestürzung verschwand aus seinen Zügen, und der des heiligsten Vertrauens stellte sich desto wärmer und fester wieder her.

„Ihr dürft nimmer und nimmer verzagen", nahm er das unterbrochene Wort wieder auf, „gerade in diesem Augenblick empfinde ich es mit doppelter Stärke: Gott ist uns nahe, und schirmt uns am sichersten und treuesten in der Stunde der Prüfung, der Bedrängniß, der höchsten Angst! Und keine Gewalt der Großen, der Mächtigen dieser Erde darf euch schrecken; ist er euch zur Seite, so splittert ihr gehobenes Schwert, gleich sprödem Glas, wenn es euer Haupt berührt! Darum verzagt nie, überwindet die

Stunde der Angst, denn die in dem Herrn leben, sind sein Eigenthum und er deckt sie mit seinem Schilde. Der Herr segne euch denn und behüte euch, und sei mit euch in Ewigkeit! Amen."

Jetzt fiel die Orgel feierlich ein; die Knienden standen auf; die Gemeinde sang das Lied:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr'
Und Dank für seine Gnade,
Darum, daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann kein Schade.

Wie warm, wie innig der Pfarrer zuvor gesprochen, wie aus tiefster Seele er gebetet hatte, am Schluß hatte ihn doch eine ganz eigenthümliche Begeisterung und Erhebung ergriffen, die in dem Grade noch Niemand in seiner Gemeinde wahrgenommen hatte. Zumal Dorothea fiel es auf, die den Vater so genau kannte, daß sie den leisesten Wunsch des Herzens in seinen Zügen las. Es überkam sie mit einer eigenen Angst, denn sie hatte das Gefühl, als wolle sich der Vater mit angestrengtem Muth, mit aller Kraft des Vertrauens über eine innere schwere Sorge erheben, die ihn bedrückte. Und wenn sie an die dumpfen Kanonenschüsse dieses Morgens dachte, an die ganzen kriegerischen Bewegungen draußen, die vielleicht schon in der nächsten Stunde das friedliche Städtchen und das stille Glück aller seiner Bewohner in ihre wilden Strudel rissen und verschlangen — wenn sie daran dachte, so begriff sie des Vaters Sorge wenigstens ebenso tief als sein christliches Streben, sich im Vertrauen auf den Herrn darüber zu erheben.

Während des Gesanges suchten die Blicke der nähern Angehörigen einander. Auch Dorothea sah nach ihren Geschwistern, ihrer alten frommen Großmutter und — ihrem Vater. Jeder wollte nun die nächsten Seinen begrüßen

und umarmen. So entstand, fast unwillkürlich, ein allmäliges Bewegen und Drängen, bevor nur der eine Vers des Liedes, welches gesungen wurde, zu Ende war. Diese Bewegung bewirkte es auch, daß die fremden Offiziere nach und nach mitten in die Gemeinde geriethen. Der graue Führer hatte seine kräftige Stimme erhoben und sang im frommen Eifer mit, ohne Gesangbuch, das Auge immer fest auf den Pfarrer gerichtet. Durch den Strom der Menge kam er ganz nahe an Dorothea, die ihn anfangs nur mit der gewöhnlichen Aufmerksamkeit ansah, welche durch die fremde Erscheinung geweckt wurde, dann aber in ein höchstes Verwundern und Erstaunen gerieth, als sie statt der Melodie des Gesanges ganz andere rauhe Töne seiner starken Baßstimme vernahm, denen er die Worte des Liedes, welches er offenbar auswendig wußte, auf die seltsamste Weise anpaßte. Sie konnte sich, trotz ihrer ernsten und heiligen Bewegung, sogar eines leichten Lächelns nicht erwehren, als sie erkannte, daß der ergraute Soldat statt des Chorals einen förmlichen Kriegsmarsch sang.

So war er an die kriegerischen Töne gewöhnt, daß sie ihn, sichtlich wider Willen, in ihr festes Marschgeleis zwangen und ihn nöthigten, darin vorwärts zu gehen, statt in der Choralmelodie. — Doch wirkte diese zerstreuende Wahrnehmung nur einen Augenblick auf Dorothea. Denn ihre jüngern Geschwister hatten sie jetzt erreicht, und sie herzte und küßte sie mit Thränen heiliger Liebe, seligen Glückes. Da stand auch die alte Großmutter vor ihr, ein ruhiges Bild der Liebe, der frommen Glückseligkeit, die mit dem Leben abgeschlossen hat, und doch aus ihrer gesicherten Ferne, wie von einer rings umschirmten Insel, mit warmer Theilnahme hinüberblickt und die Bewegungen der Lebenswelle, die an ihren Ufern vorüberzieht, begleitet. Sie legte beide

Hände segnend auf das blonde Haupt der Enkeltochter, diese schmiegte ihr Antlitz gegen die Brust und weinte ihre jugendlichen Thränen der Liebe und des Danks. Da trat der Vater hinzu. Er war in tiefster Bewegung; jetzt erst sah Dorothea, wie sein Auge eigenthümlich glänzte, sie fühlte, als er sie ans Herz drückte, wie heftig das seinige klopfte. Er hielt die Tochter lange im Arm, und sein Vaterauge blickte durch Thränen auf ihre frommen, lieblichen Züge. Dann ließ er den rechten Arm sanft abgleiten, und streckte ihn nach der Mutter aus, deren Hand er ergriff, während Dorothea an seine Brust gelehnt blieb, und den Vater von der linken Seite her, wo er den Arm in der Binde trug, vorsichtig umfing. So stand der Pfarrer zwischen Mutter und Tochter, und die kleinen Kinder drängten sich um ihn.

„Ich habe euch und halte euch, meine Lieben! Und nichts soll, nichts wird uns trennen, darauf vertraue ich fest und gläubig, denn Alles steht in der Hand des Herrn!“

Die Gemeinde hatte unwillkürlich einen Halbkreis um die Gruppe gebildet. Der Pfarrer, der, während er sprach, den Blick nach oben gerichtet hatte, wandte ihn jetzt den Umstehenden zu und hielt das Auge fest in einer Richtung; als Dorothea aber dahin blickte, sah sie wiederum den alten General, denn dafür mußte sie ihn halten, vor sich. Dieser heftete sein bohrendes Auge ebenso unbeweglich auf die Gruppe; doch es lag in dem gespannten, scharfen Blick mehr ein Forschen und Spähen als der Ausdruck der Theilnahme, der in den Zügen aller Uebrigen zu lesen war.

Zwischen seiner Tochter und Mutter schritt der Pfarrer jetzt aus der Kirche. Man öffnete ihm ehrerbietig den breiten Mittelgang, und auch der General trat mit sei-

nen Offizieren auf die Seite, ließ ihn vorüber, erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß aber nur mit leichter Bewegung des Kopfes.

Zehntes Capitel.

Eben wollte der Pfarrer in seine Hausthür treten, als der Klang einer barschen Stimme, der sich mit den von Sporen klirrenden Tritten mehrer Personen mischte, ihm ein „He da! Halt Er! Kehrt!" zurief.

Dorothea und die Großmutter schreckten zusammen; ein Blick der Erstern auf ihren Vater zeigte ihr, daß ihn der rauhe kriegsmännische Ton noch viel tiefer traf, denn er war bleich geworden und zitterte. Doch drückte sich in seinen Zügen das Zusammenraffen einer frommen Fassung aus; er wandte sich um.

Da stand, nur drei Schritte von ihm, der alte General; mehre Offiziere waren ihm gefolgt und blieben ehrerbietig hinter ihm stehen. Mit einem Blick, der sich scharf wie ein Pfeil einbohrte, begann er zum Pfarrer: „In der Kirche ist Er Herr, da habe ich geschwiegen; in der Stadt bin ich Herr! Hier werde ich reden! Kennt Er mich? He! Ich seh's Ihm an, daß Er den Herzog von Dessau so wenig vergessen hat, wie dieser ihn. Deserteur!"

Dorothea that einen lauten Schrei und umfaßte den Vater mit beiden Armen. Die Großmutter stand bebend und ihr sanftes, frommes Auge hing gefesselt an den rollenden Augen des Herzogs. Der Pfarrer, obwol aufs tiefste erschüttert, raffte doch seine männliche Festigkeit zusammen

und sprach mit dem Muth eines edeln, innern Rechtes: „Ew. Durchlaucht, ich bin seit funfzehn Jahren, und jetzt mit der Bestätigung unsers allergnädigsten Königs, Pfarrer und Rector an der Kirche und Schule dieser Stadt. Nur diese allein haben Rechte an mich!"

„Das geht mich den Teufel nichts an, Er ist mein Deserteur!" rief der Herzog.

Es hatten sich die Bürger des Städtchens um die Sprechenden gesammelt. Ein Greis mit silbernem Haar nahm ehrerbietig sein schwarzes Käppchen ab und sprach mit dem Freimuth des hohen Alters: „Allergnädigster Herr Herzog, das ist gewiß und wahrhaftig unser Herr Pfarrer Nebelsarg —"

„Alter Narr, halt' Er's Maul!" rief der Herzog; „glaubt Er, ich kenne meine Grenadiere nicht? In hundert Jahren hätte ich keinen vergessen; und es sind erst achtzehn Jahre her, daß der da aus Halle desertirt ist. Den Namen habe ich vergessen, aber Nebelsarg heißt er nicht. Wie heißt Er?" rief er den Pfarrer an; „Lügen hilft ihm keinen Strohhalm weit!"

Dieser hob seinen Blick zum Himmel und eine fromme Erhebung verklärte seine Züge. „Ich bin der Diener der Wahrheit, und ich werde sie nicht verleugnen, es ergehe mir wie es mag. Ja, Ew. Durchlaucht, ich bin der Unglückliche, der, hinterlistig und gewaltsam zum Dienst gezwungen, sich durch die Flucht rettete, um den Beruf seines Lebens zu erfüllen. Ich kehrte die Buchstaben meines Namens um — nicht Nebelsarg, Johannes Grasleben ist mein wahrer Name. Verfahren Ew. Durchlaucht nun, wie Sie es vor Gott verantworten können."

„Das werd' ich!" rief der Herzog zornig. „Johannes Grasleben? Ja, ja, das war der Name. Hängen soll Er! —

Herr Major, lassen Sie den Deserteur gleich zum Arrest abführen!"

Ein Schrei des Entsetzens ertönte rings umher, dann folgte lautlose Stille. Doch der Adjutant, zu dem sich der Herzog mit dem Befehl gewandt hatte, trat in heftiger Bewegung vor, und indem er sich tief vor dem Herzog verbeugte, rief er: „Nehmen Ew. Durchlaucht meinen Kopf, aber erlassen Sie mir diesen Auftrag. Der würdige Mann war mein Jugendlehrer. — Ich bin der Graf Almersleben", rief er zu dem Pfarrer gewandt aus, „erkennen Sie Ihren Zögling?" Und mit warmem Ungestüm zog der Graf den alten Lehrer ans Herz und schloß ihn fest in seine Arme.

Der Herzog riß verwundert beide Augen auf.

„Das ist Gottes rettende Fügung", sprach die Großmutter fromm; in Dorotheens Augen leuchtete ein heller Schein der Freude und des Dankes. Die Umstehenden waren aufs tiefste ergriffen.

„Mein Johannes", erhob die alte fromme Frau mehr dankbar als hoffend mit gefalteten Händen das Wort, „mein Johannes hat seinen Lehrer geehrt; so ehren seine Schüler ihn wieder. Frömmigkeit bringt Segen. Mein Gebet für ihn steigt zu Gott auf; es wird ihm kein Leids widerfahren!"

Den Herzog hatte die Ueberraschung einen Augenblick außer Fassung gebracht; doch sein eigensinniger Zorn steifte sich, da sich ihm Hindernisse entgegensetzten, jetzt desto fester auf seinen Vorsatz. „Herr Graf!" rief er; „soll ich Ihnen den Degen abnehmen lassen? Wissen Sie, was Subordination ist?" stampfte er heftig mit dem Fuße auf und legte die Hand an den eigenen Degen. Die andern Offiziere traten beunruhigt näher, um einer Aufwallung von unseligen Folgen vorzubeugen.

Johannes hielt seinen alten Zögling, der rettend für ihn

eintrat, in den Armen. Dieses Zeichen von Gott bestärkte ihn in seinem gläubigen Muthe. Ganz von seinem Schicksal abgewandt, brach er in die innigen Worte aus: „Mein geliebter, theurer Zögling! Nach zwanzig Jahren! Mein Herr Graf! Und diese Treue! O, das ist Gottes Segen! Aber Ihr Bruder — lebt Ihr Bruder?"

„Er ist Adjutant des Königs und wird, so wie ich, freudig seinen Kopf darbieten, um Sie zu retten!"

Der Herzog gerieth bei dieser neuen Schwierigkeit, die seiner Willkür entgegenzutreten drohte, in immer heftigere Erbitterung. „Ihren Degen, Herr Major! Sie sind Arrestant!" befahl er und winkte dem zweiten Adjutanten; dieser zögerte hervorzutreten. „Verhaften Sie den Grafen Almersleben, Herr von Knobelsdorf", befahl der Herzog, blaß vor Zorn; „Kriegsrecht auf der Stelle über alle Beide! Insubordination und Desertion! Ich will doch sehen, ob Se. Majestät dergleichen Verbrechen, die die Armee zu Grunde richten, sanctioniren werde!"

Der Graf kannte den Herzog und wußte, daß längerer Widerstand ihn aufs äußerste reizen, vielleicht zu einer unmittelbaren Gewaltthat verleiten könne. Er sah, daß es fürchterlicher Ernst wurde, daß, was er für eine erste Aufwallung gehalten, eigensinniger Beschluß zu werden drohte; und von einem solchen war der Herzog nicht abzubringen. Er nahm daher schnell seinen Degen ab und übergab ihn dem Major von Knobelsdorf mit den Worten: „Ich habe gefehlt; ich bin Ihr Arrestant." Leise setzte er hinzu: „Suchen Sie nur Zeit für den Pfarrer zu gewinnen, Knobelsdorf, und benachrichtigen Sie meinen Bruder, sonst fürchte ich Alles!"

Der Major schickte sich an, Beide als Gefangene abzuführen; die Umstehenden sahen dem Schauspiel mit starrem

Entsetzen zu; sie wären vielleicht in irgend eine heftige Bewegung ausgebrochen, allein bei der wunderbaren Ueberraschung durch die Ereignisse war es Allen wie ein Traum, und Niemand wußte Rath, Worte oder That zu finden. Indem der Pfarrer sich dem Arm Dorothea's und seiner Mutter entreißen wollte, ließ sich Hufschlag einiger im gestreckten Galopp heransprengender Pferde vernehmen, und im nächsten Augenblick wurde der Husarenoffizier, der am Abend zuvor an des Pfarrers Haus gewesen war, gefolgt, von einigen Reitern, sichtbar, und jagte über den Markt, gerade auf den Herzog zu. Da er diesen zu Fuß sah, hielt er das Pferd an, sprang gewandt herab, ließ es einem der nachfolgenden Husaren und trat den Herzog, der durch dieses Dienstereigniß sogleich von den andern Vorgängen völlig abgezogen war, meldend an: „Se. Majestät der König senden Ew. Durchlaucht Befehl, sofort alle Posten einziehen und die Truppen hier zunächst der Stadt das Lager aufschlagen zu lassen. Infolge der gestern von Sr. Majestät selbst so glücklich vollführten Recognoscirung ist es gelungen, den Feind überall zu umgehen, und er zieht sich jetzt, um nicht abgeschnitten zu werden, von allen Seiten aufs eiligste über die Grenze zurück. Zu einem Gefecht kann es nicht mehr kommen und die ganze Position ist unser. Das Resultat ist so entscheidend für den Feldzug, daß Se. Majestät befehlen lassen, sobald das Lager bezogen ist, Victoria zu schießen. Se. Majestät werden sofort Allerhöchstselbst hier eintreffen."

„Ich danke", sagte der Herzog zu dem Offizier, sah aber nichts weniger als erfreut über die Botschaft aus. Denn sowol der Verdruß über Das, was soeben vorgegangen war, drückte sich noch in seinem Gesicht aus als einiger Aerger über das Resultat des Manövers, das der König

theils ohne, theils sogar gegen den Rath des alten Feldmarschalls selbständig befohlen hatte. — Er wandte sich daher kurz ab, und auf den Pfarrer deutend, befahl er: „Fort mit ihm!“

Jetzt erst wandte sich der Blick des Husarenoffiziers zu diesem, und auch Johannes konnte erst in diesem Augenblick das Gesicht desselben sehen, da er zuvor halb mit dem Rücken gegen ihn gestanden hatte. — Da plötzlich flogen sie einander in die Arme, und Beide, wie aus einem Munde, riefen, der Offizier: „Mein Johannes!“ und der Pfarrer: „Freund — Krach!“

Der Schuldige und der Mitschuldige der Desertion hielten einander fest umarmt, der Letztere so von dem Augenblick überrascht, daß er die Vorsicht ganz vergessen hatte, die er freilich dem Herzoge gegenüber hätte beobachten müssen. Mitten in der Umarmung erst fiel es ihm ein, daß er den Freund preisgebe. An sich selbst dachte er nicht. Allein der Pfarrer faßte das Ereigniß anders auf: „Du warst einst mein Retter, und du wirst es jetzt wieder sein. Nicht vergebens sendet dich der Herr in diesem Augenblick.“

Krach, der des Freundes Geheimniß, seinen geänderten Namen, seine Lebensbahn durch Briefe — gesehen hatten sich Beide seit achtzehn Jahren nicht — genug, der Alles kannte, nur nicht was gegenwärtig vorgegangen war, wußte nicht, wie er die Worte deuten sollte, obwol eine blitzende Ahnung ihm den Zusammenhang der Ereignisse erleuchtete.

Der Herzog aber rief: „Ist denn hier der Teufel los, daß alle Stabsoffiziere der Armee mit dem Deserteur unter einer Decke stecken? So soll mir der Kerl doch binnen einer halben Stunde baumeln, oder — Ordonnanz! Der Profos soll — —“

Ein lautes Vivatrufen, ein donnerndes: „Es lebe der

König!" übertönte seine Worte. Das Volk strömte der Straße zu, die nach dem Markt führte, in welcher in diesem Augenblick der König, in voller Generalsuniform, umgeben von Generalen und Adjutanten, sichtbar wurde, und auf einem leuchtenden Schimmel über den Markt, der Stelle, wo der Herzog stand, zusprengte. „Seine Majestät!" rief dieser, warf sich in die Brust, zupfte die Schärpe zurecht und eilte dem Monarchen entgegen.

„Guten Morgen, Ew. Liebden", rief der König ihm freudig schon von weitem zu: „Nun? Wir haben gut und rasch aufgeräumt? Nicht wahr? — Die ganze Position ist unser!"

Der Herzog verbeugte sich tief. Der König grüßte jetzt freundlich rings umher das Volk, und dieses brach in einen erneuten Jubelruf aus. Plötzlich fiel das Auge des Monarchen auf den Pfarrer, der noch immer zwischen Mutter und Tochter dastand, der Major Krach und der Graf Almersleben neben ihm. „Was geht denn hier vor?" fragte der König und heftete das Auge scharf auf die Gruppe.

„Seltsame Dinge, Ew. Majestät", nahm der Herzog das Wort, „ich habe in dem Pfarrer hiesigen Orts einen Deserteur, der mir vor achtzehn Jahren aus meinem Regiment zu Halle davonging, wieder erkannt, und werde natürlich sofort Kriegsrecht über ihn halten lassen!"

„Ueber Den da?", fragte der König und sah den Herzog und dann den Pfarrer fragend an.

„Zu Ew. Majestät Befehl!" entgegnete der Herzog sich verbeugend.

„Ja, ja", sprach der König lächelnd, „den kenne ich auch wieder. Er ist mir auch desertirt, gestern! Ich freue mich, daß ich ihn wieder habe."

Der Herzog stand regungslos, vom sprachlosen Staunen ergriffen; Allen rings stockte der Athem in gespannter Brust. Johannes aber, der jetzt den König scharf ins Auge faßte, sank plötzlich in die Knie und rief fromm aus: „Allbarmherziger Gott! Ich danke dir, daß du mein Vertrauen nicht wankend werden ließest! Aber ich wußte es, denn deine Hand waltet über uns, und du bereitest schon Rettung, noch bevor uns Gefahr droht!"

Allen waren diese Worte, dies Ereigniß ein Räthsel, nur Johannes kannte die Lösung und — der König. Dieser aber nickte ihm freundlich zu und sprach, seine Rührung durch ein heiteres Wort verbergend: „Seine Petition wegen der Gehaltsverbesserung ist mir auch richtig bestellt worden." Dabei reichte er mit freundlicher Huld dem Knienden vom Pferde herab die Hand. Johannes drückte einen heißen Kuß des Danks darauf.

„Gefällt's Ew. Liebden zu Pferde zu steigen", wandte der König sich jetzt wieder zum Herzog, „so können wir die Position für das Lager zusammen aussuchen." Dann setzte er leiser, nicht ohne Lächeln hinzu: „Zum Nachmittagsgottesdienst sind wir doch wieder zurück, wenn Ew. Liebden etwa den Pfarrer predigen hören wollen!"

Der Herzog biß sich auf die Lippe und verbeugte sich. Dann wandte er sich um und rief der Ordonnanz zu: „mein Pferd!" Diese eilte fort und machte Bahn durch das Volk. Der Herzog folgte nach: „Der Teufel mag dem Pastor zuhören — dem Deserteur!" brummte er zwischen den Zähnen, indem er durch die Menge schritt. Diese aber brach in den jauchzenden Ruf aus: „Es lebe der König!" und weithin begleitete der Jubelschall den Monarchen.

Und Johannes? — Und sein Freund Krach, seine beiden Zöglinge, seine Tochter, seine alte Mutter — Alle hatten sie nur ein Gefühl, dem der Pfarrer durch den aus reinster Seele quellenden Ausruf Worte gab: „Dem Himmel Dank, und sein Segen dem Könige!“

Die Blume des Gebirgs.

Ein Reisebildchen.

Siamo sempre sotto la morte! *)

Einen Lebenslauf will ich euch schildern, keine Geschichte erzählen! Ihr sollt den frischen Quell im Gebirg entspringen sehen, seinen wilden Lauf durch grüne, romantische Thäler begleiten, ihm folgen in die Wildniß, wo er vom Fels in den Abgrund stürzt, sich in dunkeln Höhlen schauerlich fortwindet, in Thränen an der schroffen Granitwand niedertropft, — sich wieder sammelt und still wehmüthig durch die grünen Auen zieht, nur heiter, wenn ihn der Himmel anlächelt, — bis der weite tiefe Strom ihn aufnimmt, der aus unerforschten Quellen zu ungekannten Zielen vorüberrauscht!

Ein Lebenslauf! Nicht ein einzelner, seltener, wie er wenigen, durch Glück oder Unheil Berufenen, beschieden ist; sondern wie das Geschick ihn für Tausende bereitet — so gewöhnlich wie das Gleichniß, das ich in der Ueberschrift für ihn gewählt, und doch anziehend wie dieses, voll Reiz, Schauer und Wehmuth, gleich dem Fußpfade, der den Gebirgsbach von seinem Ursprunge bis an seine Mündung begleitet. Wandelt ihn denn mit mir!

---

*) Italienisches Sprüchwort: „Wir sind stets in der Hand des Todes."

Wenn ihr den See von Como überschifft habt und an seiner Nordspitze, bei Colico, gelandet seid, führt euch die Landstraße durch das blühende Veltlin oder Val-Tellino, wo der Sommerreiz südlicher Landschaft sich in inniger Umarmung mit den Schrecken winterlicher Erstarrung verbindet. Denn das Thal grünt in üppiger Frische; die echte Kastanie breitet ihre Aeste weitschattend aus, der fruchtbeladene Nußbaum fängt mit den breiten Blättern seiner stolzen Krone die heißen Sonnenstrahlen auf, in denen der Pfirsich reift, die Traube goldgrün oder purpurdunkel sich färbt. Doch über den mit Korn, Früchten und Wein bedeckten Bergen ragen die Schneehäupter der Hochalpen empor und senken die erstarrten Wasserfälle der Gletscher tief in die grünen Thalspalten hinab. So liegt die blühende Jungfrau Italien dem deutschen Wintergreise im Schoß und lächelt mit dunkelbrennendem Auge zu seiner bleichen Wange, seinem kahlen beschneiten Felsscheitel hinauf.

Das Thal steigt nordwärts in dämmernde Ferne; vor dir siehst du das Gebirg sich immer schauerlicher, felsig, waldig, beschneit erheben; allmälig altert das Antlitz der blühenden Landschaft um dich her!

Die Pforten des ewigen Winters öffnen sich dem Wanderer; er zieht aus Italien in Norwegen ein. Anfangs ist es noch das grüne Norwegen, wo der schroff zerklüftete Fels düstere Schwarztannen und ängstlich zitternde und flüsternde Birken trägt, wo sanfte Wiesenmatten sich an den Fuß der Steinthürme schmiegen. Doch bald verschwindet diese letzte frische Kraft des Pflanzenreichs, und nur seine verkümmerten Spuren, dürftiges Gras, wuchernde Moose, bedecken die starre Brust des Felsens. Hier liegt das graue, finstere Bormio, höher hinauf seine weitberühmten heißen Bäder, zwischen schauerlichen Felsklüften, und von dort steigt

die Straße in das öde Stein- und Schneereich hinauf, wo der Winter allein herrscht. Es ist das Joch des Stelvio, über das sie von Italien nach Tirol klettert, dicht unter dem drohenden Haupt des Schneeriesen Ortler dahin, durch eine lange sibirische Eiswüste, das ewige Leichentuch aller Wärme, alles Lebens.

Wir waren von Bormio früh am Morgen im August aufgebrochen. Ein Gewitter, das die Nacht über in diesen Schlünden getobt hatte, als wollte es die alten Felsenvesten zertrümmernd in die Thalklüfte stürzen, war zwar vorüber, doch hatte es Sturm und Regen zurückgelassen. Mühsam kletterte der Wagen auf den Zickzackwegen die unabsehbare braungraue Felsmauer hinan; links der Abgrund, rechts dräuende Ueberhänge, oder steil emporragende Kegel, an denen die Wasserstürze niederbrausen und Geröll nnd Felstrümmer mit herabwälzen. Der Wind jagte uns den scharfen, eisigen Regen ins Gesicht. — „Dort oben wird es schon schneien", sagte der Postillon italienisch und zeigte nach einer Wendung des Weges, einige Thurmhöhen über uns; „dort ist auch der Wind schärfer!"

Wir mochten es kaum glauben, denn schon jetzt war es schwer, sich aufrecht neben dem Wagen zu erhalten, und wir gingen daher hinter demselben, um uns zu schützen und diesen zu erleichtern. Immer steigend und steigend gelangten wir auf jene Höhe, wo die Straße sich wandte. — „Vorsichtig!" warnte der Postillon; „laßt euch nicht überraschen!" — Wirklich hatten wir kaum die Ecke erreicht, als der Sturm mit sausender Gewalt auf uns einstürzte. Wir faßten unwillkürlich den Wagen, um uns zu halten; dieser selbst schien zu schwanken; den Pferden versetzte sich der Athem, keuchend strebten sie aufwärts, und der Postillon trieb sie mit Peitschenhieben und Scheltworten an, packte aber

zugleich selbst den Wagen, um ihn rascher die Wendung machen zu lassen, damit er nicht mehr die breitere Seitenfläche, sondern die Vorderseite dem Sturm darbiete. „Hier ist's gefährlich“, sprach er kaltblütig, wie Einer, der die Sache gewohnt ist; „hier stürzen oft Steine herab!“ — Wirklich sahen wir bald darauf hinter uns in der Steinrinne des Wildbaches, die hoch und steil vom Abhange niederlief, die Felsblöcke sich in Bewegung setzen und in sausenden Sprüngen dem Abgrunde zustürzen. „Der Gewitterregen hat sie gelockert!“ erklärte der Postillon. „Seht ihr, Signori, wir haben schon Eis“, fuhr er fort. Jetzt erst bemerkten wir's, daß in dieser Strömung der feine Regen sich in haarscharfe Eisspitzchen verwandelt hatte, die uns, vom Sturme gejagt, das Gesicht wie mit Nadelstichen schmerzhaft trafen. Wir mußten uns durch die vorgehaltenen Mäntel schützen. Der Sturm wuchs an Gewalt. Die Pferde vermochten kaum vorwärts zu dringen. „In zehn Minuten sind wir an der Station — dort müssen wir liegen bleiben. Das Wetter ist zu furchtbar; die Thiere zwingen es nicht.“

Kaum unterscheidbar von den graubraunen Felsmauern lag über uns im düstern Geklüft eine Gruppe von Gebäuden, einer kleinen Feste ähnlich, so stark erschienen bei aufmerksamerem Hinblicken die Mauern, so tief, Schießscharten gleich, die Fenster. Das Ganze sah aus, als sei es roh aus dem Fels gehauen, auf dem es stand. Doch weckte der Anblick dieser grauen Gemäuer, der zu anderer Zeit nur Empfindungen des Schauers erregt haben würde, jetzt in uns die der wohlthuendsten Behaglichkeit, da sie uns Schutz vor der rauhen Feindseligkeit des Wetters versprachen. Wir konnten die Einzelheiten des Baues, ein Wohnhaus und einige kleine Wirthschaftsgebäude, schon ganz genau wahr-

nehmen, denn das Gehöft lag uns nahe, doch noch hoch über uns, und daher bedurfte es fast einer Viertelstunde, bis wir es erreichten. Die letzte Wegstrecke war eben und im Windschutz; der Postillon sprang auf den Bock, winkte uns zum Einsteigen und fuhr im raschen Trabe bis ans Ziel.

Ein steinerner Vorbau nahm den Wagen in seinen Schutz; wir stiegen mit erklammten Händen und Gesicht aus. Ein hellflackerndes Kaminfeuer in der Flurhalle machte auf uns den gastlichsten Eindruck. Noch mehr aber thaten es die freundlichen Worte einer Frau, die uns mit wohllautendem italienischen Gruß willkommen hieß und uns auffoderte, hineinzutreten und uns zu erwärmen. Sie reichte uns die Hand mit offener Herzlichkeit, eine Sitte, die dem Deutschen in Italien bald ungewohnt wird, und die ihn hier, der Grenze des Vaterlands näher, als ein heimatlicher Gruß empfängt. Wir traten zum Feuer.

„O nicht hier, oben in das Gemach möchten die Herren treten!" sprach sie mit ihrer sanften, klangreichen Stimme, und machte Miene, uns voranzugehen. Erst jetzt betrachtete ich Gestalt und Antlitz, von dem Widerschein des Feuers angestrahlt, genauer. Die Schönheit ihres Wuchses, der sanfte Adel ihrer Züge überraschte mich. Sie mochte vierzig Jahre zählen; doch ihr großes dunkles Auge leuchtete klar, die Stirn erhob sich hoch und rein, und die Nase schloß sich in fein gebogener Linie an; die edeln Formen der ganzen Schädelbildung liehen dem Gesicht auch noch jetzt im reifern Alter den Ausdruck der Anmuth, welche durch einen Zug milden Lächelns um die Lippen, der fast etwas Schmerzliches hatte, noch einen erhöhten Reiz gewann.

Wir folgten ihr eine dunkle Treppe hinan; doch oben trafen wir ein reinliches Gemach, mit vielen Heiligenbildern

und manch blankem Geschirr auf den Gesimsen, und im Kamin loderte gleichfalls ein helles Feuer.

„Hier werden die Herren besser sein", sprach die freundliche Frau und deutete auf ein paar am Kamin zurechtgestellte alterthümliche Sessel. „Befehlen Sie ein Frühstück, ein Glas warmen Wein?"

Nichts konnte uns willkommener sein. Die Wirthin ging, es zu holen; wir setzten uns an das Feuer und labten uns an der ausstrahlenden Glut der Flamme. Nach einigen Minuten stand mein Reisegefährte wieder auf und verließ das Gemach, um im Felsgeklüft nach Mineralien zu suchen; ich war allein. Das Feuer wurde fast zu stark; ich trat ans Fenster und besah die Eisblümchen, die der August hier auf die Scheiben des vom Feuer entferntesten Fensters über Nacht hatte wachsen lassen, die jedoch jetzt auch zu schmelzen begannen. Mein Auge richtete sich zu den himmelhohen Felsthürmen hinan, die schroff vor mir aufstiegen. Gerade dem Hause gegenüber klüftete sich eine tiefe, jähe Schlucht, mit großen hölzernen Verhauen gegen den Sturz der Lavinen gesperrt. „Hier müssen wol Heiligenbilder an der Wand hängen und die Bewohner sich ihrem Schutze gläubig anvertrauen", dachte ich, „hier, wo der Mensch einzig seine Schwäche gegen die furchtbare Uebergewalt der Naturkräfte empfindet!" Und ich wandte mich, um die bunten Heiligen zu betrachten und ihnen auch von meiner Seite die stumme Bitte vorzulegen: „Behütet dieses Haus und seine freundliche Bewohnerin!" Da traf mein Blick unter den kleinen Bildchen auf eins, das ganz von den übrigen abwich. Es war eine Bleistiftzeichnung von künstlerischer Hand; sie stellte ein junges italienisches Landmädchen dar, die ein Milchgefäß auf dem Haupte trug, das sie leicht mit einer Hand hielt, während sie die andere keck

anmuthig in die Seite stemmte. Zu der schlanken Gestalt gesellte sich die edelste und feinste Gesichtsbildung, und in vollen Locken fiel das schwarze Haupthaar auf Nacken und Schulter herab. Der Reiz des Bildes und des Gegenstandes überraschte mich, noch mehr aber die augenblicklich wahrgenommene Aehnlichkeit — die Zeichnung stellte offenbar die Wirthin des Hauses im jugendlichen Alter dar. Es läßt sich schwer beschreiben, welchen romantischen Blick das innere Auge bei der Betrachtung dieses Bildchens auf den Lebenspfad der Dargestellten that. Die grünen Berge, die beschneiten Gipfel, das stille Thal lagen hinter ihr, — ein Paradies, das sie mit dem der Jugend zugleich genoß. Und diese Zeichnung von der Hand eines echten Künstlers! Was ließ sie vermuthen, was ahnen — was vielleicht fürchten! Ein junger Maler, zuverlässig einer großen Stadt angehörig, der das reizende Mädchen im Gebirg zum Gegenstand seiner Kunst gewählt!

Während mich diese Betrachtungen lebhaft anregten, öffnete sich die Thür und die Wirthin trat ein, einen Teller mit zwei Gläsern warmen Weins in der Hand und gleich nach ihr ein junges, reizendes Mädchen, — die lebendige Gestalt des Bildchens vor mir!

Ich war so überrascht, daß mein Erstaunen sich unverkennbar in meinen Zügen malen mußte; denn die Mutter lächelte, während die Tochter, die ein Körbchen mit Tellern, Brot und Tischzeug trug, leicht erröthend seitwärts trat, um bei dem Feuer den Tisch zu decken.

„Es haben schon manche Reisende sich über das Bildchen verwundert“, sprach die Mutter in einem Tone, der nicht ohne innere Bewegung war, „und gefragt, ob es meine Tochter sein soll; allein es ist m e i n Bild, Signore! Nun sind es aber schon über zwanzig Jahre, daß es ge-

zeichnet ist", — setzte sie nach kurzem Innehalten hinzu. Ich sah, daß der Glanz einer Thräne sich über ihr dunkles Auge verbreitete; sie wandte sich schnell um, machte sich Etwas am Tische zu thun und fragte dann: „Gefällt es dem Herrn, hier das Frühstück zu nehmen, oder soll ich den Wein dorthin setzen?"

„Nur dort am Feuer", erwiderte ich, — „doch dann sagt mir, wer dieses schöne Bild gezeichnet hat."

Die Tochter hatte den Tisch gedeckt und verließ das Zimmer; die Mutter trat jetzt zu mir und sprach.

„Denkt nicht übel von mir, Signor", begann sie mit leichtem Erröthen, „aber der Maler war mein Verlobter — nicht vor dem Priester, doch durch Hand und Wort!" — Sie seufzte, ihre Thränen flossen leise, nach einigen Augenblicken sprach sie ruhiger, da ihr die Trauer schon eine lange Gewohnheit geworden. „Seht, ich war ein Mädchen des Gebirgs, ein Landmädchen, ganz schlicht, wie sie alle sind. Wir wohnten drunten im Thal, unweit Colico, nahe am See von Como. Als ich siebenzehn Jahr alt war, trat eines Abends der junge Mann, der dieses Bild gemalt hat, vor unser Haus. Er war zu Fuß durchs Gebirg gewandert, müde, und bat um einen Trunk. Ich reichte ihm von der Milch, die ich eben, sowie dort auf dem Bilde, im Kübel von der Matte, wo unsere Kühe waren, hereinbrachte. So sah ich ihn zum ersten mal, — und so hat er mich nachher gezeichnet! — Doch ich rede hin und her. Wie gesagt, Signor, ich reichte ihm den Trunk, er fühlte sich sehr erquickt, war so dankbar, so freundlich — erst nach Sonnenuntergang ging er nach Colico zurück! — Doch andern Morgens war er schon früh wieder da — er wollte unser Thal, unsere Berge zeichnen. Er kam dann täglich, — ich konnte es oft kaum erwar-

ten, — mir war er so freundlich, er half mir auch, er erzählte so schön, wenn er auch unsere Sprache nicht ganz geläufig redete, — er sang auch mit mir, — wir scherzten, lachten, — er ging mit auf die Matte — endlich nahm er mich eines Tages bei der Hand und sprach" — — Sie hielt inne; ihre Thränen flossen wieder häufiger, sie suchte sie mit ihrer Schürze zu trocknen. Endlich begann sie wieder: „Daß ich's rasch sage, Signor, wir verlobten uns, mit Handschlag und herzlichem Kuß, und andern Morgens hörten wir die heilige Messe zusammen in Colico und brachten der Mutter Gottes in der Kapelle gleich oberhalb des Orts an dem kleinen Berge — Ihr werdet sie wol kennen, — Blumen und goldene Ringe zum Weihgeschenk. Und als Braut und Bräutigam gingen wir Arm in Arm, recht von Herzen glückselig, fromm und dankbar nach Haus zu meinen Aeltern zurück." — —

Hier stockte die Erzählerin abermals, leise aber heftig weinend. Ich saß in angstvoller Spannung, denn mir ahnte ein düsterer Ausgang, da Alles mir bezeugte, daß das Paar getrennt, wenigstens nicht glücklich geworden war.

„Unser Glück dauerte nicht lang!" hob sie wieder an, „nur wenige Wochen. — Mein Carlo hatte, so nannte er sich mir, nach Paris an seine Verwandten geschrieben; wir erwarteten die Antwort. Sie blieb lange aus, ich wurde unruhig, auch Carlo schien mir ernst und besorgt. Doch ging er alle Tage ins Gebirg und zeichnete, erst mit Sonnenuntergang kehrte er heim, — doch — eines Abends —" hier brachen heiße Thränen aus den Augen der Erzählerin, und ich selbst konnte mich ihrer kaum erwehren — „eines Abends wartete ich auf ihn — — die Sonne ging unter — er kam nicht, der Mond stieg her-

auf, — er blieb aus! Auch am andern Morgen kam er nicht zurück — wir durchsuchten mit den Nachbarn das ganze Gebirg, — keine Spur von ihm! Ich war dem Tode nahe vor Angst — drei mal am Tage betete ich in der Kapelle der heiligen Mutter Gottes bei Colico meinen Rosenkranz — Alles vergeblich! Erst nach vierzehn Tagen fand ein Hirt seinen leichten Sonnenhut im tiefen Gebirg — von ihm selbst war keine Spur zu entdecken! Nun sah ich wohl, daß er verunglückt sein mußte!"

„Und ist gar keine Antwort aus Paris gekommen?" fragte ich mit schauernder Ahnung.

„Nein, Signor, — aber hören Sie nur! Nach drei Wochen traf ein sehr vornehmer Herr, schon in reifen Jahren, mit vielen Ordenskreuzen, in Colico ein und fragte nach ihm, — als er hörte, was geschehen war, wollte er es nicht glauben. Er zürnte und drohte, und ließ sich nach unserer Hütte führen; er klagte uns an, daß wir ihn betrügen wollten, sein Neffe, denn der Herr war der reiche Oheim, werde von uns verborgen gehalten! Ich konnte nur weinen und war bleich wie Marmor!" — Er überzeugte sich endlich, daß wir die Wahrheit sprachen, und verließ unser Haus, um nach Colico zurückzukehren. Dort hat er die Sachen und Papiere seines Neffen drei Tage lang genau durchgesehen und geordnet, und soll dabei viel geweint haben. Die Leute erzählten auch allerlei, was er in den Papieren gefunden habe, doch ich will's nicht nachsagen, ich bleibe bei dem Glauben, daß mein armer Carlo verunglückt ist. Der Herr reiste ab und wir haben nie wieder Etwas von ihm gehört."

„Und der Maler — Carlo?" — fragte ich zögernd.

„Auch seine Spur ist nie aufgefunden worden! — Das Bild ist das einzige Andenken, das ich von ihm be-

sitze! — Gott hat es so gefügt", sprach sie nach einer kurzen Pause fromm und faltete die Hände. „Er hat uns so gnädig behütet und beschützt, und ist mit uns gewesen auf allen Wegen!"

Die fromme, starke Ergebung, welche sich in diesen Worten aussprach, bewegte mich tief. Ich nahm die Hand der Weinenden, drückte sie theilnehmend und fragte nach einigen Augenblicken: „Und seitdem, gute Frau, hat wol Euer Lebenslauf eine ganz andere Richtung genommen? Wer bannte Euch in diese ferne Einöde, von Fels und Schnee verschlagen?"

„Ich bin meinem Manne gefolgt — der nun auch todt ist", erwiderte sie einfach. „Als Carlo verschwunden war, hatte ich, außer dem Schmerz um ihn, manches Bittere zu bestehen! Ich wurde krank, ich konnte nicht mehr so frisch bei der Arbeit sein, — der Vater starb uns, — die Mutter machte mir oft Vorwürfe, ich hätte meine Gedanken nicht höher richten sollen als Andere! Die, welche mich beneidet hatten, und es gab Manche, verspotteten mich jetzt. Ich mußte einsam in der Stille zu meiner Andacht gehen, denn wo ich mich vor vielen Leuten zeigte, da zischelten sie um mich her und —"

Sie stockte; es schien ein Wort nicht über ihre Lippen zu wollen. „Nun", fragte ich so sanft und freundlich als möglich, denn es überschlich mich eine bange Ahnung bei dem Gedanken an die Tochter! Ein bitteres Aufschluchzen überwindend, sprach sie endlich: „Ich mußte auch Verleumdung dulden, — sie meinten, — sie sagten Schimpfliches, — aber bei Gott, Signor, Carlo war ein rechtlicher Mann gewesen, er hatte ganz redlich an mir gehandelt, es haftete kein Flecken auf ihm!"

Wie beschämte dieser Ausdruck der reinsten Gesundheit und Unverletztheit weiblicher Tugend mich über meine ahnenden Befürchtungen. Sie sagte nicht, ich war schuldlos, sie sagte, Carlo war rechtlich — der Verdacht drückte sie im Namen ihres verschwundenen Geliebten, sie selbst schien er im unschuldigen Bewußtsein der Tugend gar nicht zu berühren! — —

„Ihr wolltet mir sagen, wie Ihr hierher gekommen seid", — erinnerte ich, um sie auf andere Gedanken zu leiten.

„Ja, Signor, — es ging uns unglücklich, — die Wirthschaft gerieth nicht mehr, — wir kamen in Bedrängniß. — Die Mutter wünschte, ich möge heirathen; sie sagte, es ist Zeit, daß du für dich und für mich sorgst, ich habe nun lange genug für dich gesorgt. Sie hatte Recht, und mein verstorbener Mann hatte damals auch schon um mich geworben. Er war Soldat gewesen; sie hatten ihn mit einem kleinen Gütchen eine Stunde oberhalb unsers Dorfes versorgt, er war ein braver Mann, zwar rauh, wie die Soldaten sind, doch ich bin nachgebend, ich bin nicht heftigen Gemüths. So reichte ich ihm die Hand; meine Mutter verkaufte unser Haus und Garten, — es deckte kaum die Schulden — dann zogen wir zu ihm. Wir mußten hart arbeiten, um uns zu ernähren; es wäre auch geglückt, falls nicht Unglück uns getroffen hätte. Doch in einem Jahr wuchs das Wasser und riß unsere Maisernte fort, und verwüstete unsern Kleeacker! — Kaum hatten wir das überwunden, da stürzte eine Lavine über unsern Weingarten am Berge und begrub ihn mannshoch unter Schutt und Steinen, daß Alles verheert war, und wir ein Jahr lang daran zu räumen hatten, bis wir neue Reben legen konnten. Dann starb meine Mutter

nach langer Krankheit. Ich gebar meine Tochter unter Kummer und Sorgen und war auch ein halbes Jahr krank. So geriethen wir endlich tief in Schulden und mußten auswandern! Wir gingen höher ins Gebirg, weil man dort mehr Arbeiter gebraucht, und arbeiteten um Tagelohn! Ach, Signor, ich hatte schwere Jahre, aber wie Vielen geht es denn anders? — Nur zuweilen, wenn ich mein Bild da betrachtete, — denn das ließ ich nicht von mir — und an die Träume der Jugend, an Carlo dachte, — da wurde mir das Herz zu schwer! Es hätte doch anders mit mir werden können im Leben! Aber ich faßte Muth, wenn ich mein Töchterchen in den Armen hielt. An sie wird das Glück kommen, dachte und betete ich, die heilige Jungfrau wird ihr geben, was sie mir versagt hat!"

„Und so kam es auch und wird noch ferner kommen. Der Bau dieser Straße über das Joch des Stelvio wurde unternommen. Einer der Offiziere, die das Werk leiteten, sah zufällig meinen Mann und erkannte in ihm einen seiner alten Soldaten. Der wackere Signor wurde unser Retter; er bewirkte es, daß mein Mann Aufseher bei der Arbeit wurde, und als der Bau fertig war, kamen wir hier in dieses Haus, und ich übernahm die Wirthschaft. Zwei Jahre darauf wurde ich Witwe; doch man hat mich hier für die Hauswirthschaft gelassen, und Sorgen drücken mich nun auch nicht mehr!" schloß sie mit dankbar aufblickenden Augen.

„Und Ihr seid gern in dieser tiefen, öden Einsamkeit?" fragte ich.

„O ja, mein Herr", entgegnete sie, indem sie lächelnd mit dem Kopfe nickte, „hier kann man oft Wochen lang ungestört seinen Gedanken nachhängen, und das ist mir das Liebste."

„Euer Mann starb hier, — woher kommt Euch denn der Arzt?“

„Der Arzt? Ach wir brauchen ihn nicht; ist es so weit, wie mit meinem Mann, so hätte er doch nicht geholfen!“

„Doch seid Ihr nicht besorgt bei kleinern Uebeln, die ohne Hülfe so leicht große werden?“

„Siamo sempre sotto la morte!“ entgegnete sie lächelnd, doch mit frommem Ausdrucke, und deutete durchs Fenster nach oben.

Ich trat näher und blickte die drohenden Felsmassen hinan. Die Lavinenschlucht, freilich durch gewaltige Wehre von Palissaden gesperrt, lag vor mir und zog sich steil, düster empor, bis sie sich im grauen vom Wind gejagten Gewölk verlor. — „Ja wohl gähnt das Grab hier stets offen über dem Haupt und unter den Füßen. Euch wird der Tod ein alter Bekannter, ein Begleiter auf Weg und Steg, den ihr kaum noch wahrnehmt. Was kann euch die Sorge um kleinere Gefahr anhaben, wenn ihr doch seht, daß die größere stets über euch schwebt und nur Gottes Hand euch zu schützen vermag.“

„Allein wo geht ihr zur Kirche?“ fragte ich, „wer bringt euch geistlichen Trost?“

„Wir steigen hinauf nach Santa-Maria auf der Spitze des Jochs, dort ist eine Kapelle und ein frommer Priester, der Jahr aus Jahr ein im tiefen Schnee wohnt, — oder wir gehen nach Bormio hinab. Beides ist gleich weit, wir haben zwei Stunden auf- oder abwärts zu steigen, dort hin, hier zurück, es kommt auf Eins heraus! Nach dem himmlischen Trost wandern wir gern!“

„Und so denkt Ihr, gute Frau, Euer Leben hier oben zu beschließen!“ fragte ich von innerster Rührung erfüllt.

„Wenn Gott und die heilige Jungfrau es so zulassen wollen, will ich ihnen täglich auf meinen Knien danken", sprach sie innig fromm; „ich mag nicht wieder in die Welt hinaus!"

Wohl fühlte ich ihr nach, daß für ihr tief wundes Herz diese Stille und Abgeschiedenheit der einzige Balsam sei!

Da öffnete sich die Thür, und die Tochter, ihr jugendliches Spiegelbild, trat heitern Angesichts ein! Mit zwiefachem Antheil weilte mein Auge jetzt auf der schönen Gestalt und den lieblichen Zügen.

„Aber Eure Tochter", sagte ich, „wünschtet Ihr nicht für sie wieder hinabzuziehen in Euer schönes Thal nach Colico?"

„Ach dort!" entgleitete der Mutter ein leichter Ausruf, der ihre Sehnsucht nach der Heimat verrieth, und für mich ein warm lebendiges

Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

war. — „Meine Tochter", fuhr sie fort, „wird hier bleiben. Sie ist schon Braut, der Verwalter dieses Hauses hat um sie gefreit. Ein Deutscher — er war auch Soldat!"

Du zweite schöne Blume des Gebirgs, dachte ich, und mein Auge haftete gefesselt an dem anmuthigen Mädchen. So sollst du hier auf nacktem Gestein zwischen Schnee und Eis verblühen und welken? So verborgen, so ungekannt! Und entfaltetest du deine Reize an andern Orten, vielleicht eine angestaunte, angebetete Herrlichkeit, die die Welt mit ihrem Glanz erfüllt! Ach! wolle und wisse nichts von ihrem Glanz! Erfahre nur nichts von

ihrem Schmerz, — aber er dringt in die tiefsten Thäler, er späht die verborgenste Hütte aus, — wärest du hier zwischen Fels und Schnee sicher vor seinem scharfen Pfeil, ich wollte dich glücklich preisen! — —

Ein Posthorn ertönte. Vom Berg abwärts kam in rasselndem Trabe ein stattlicher Reisewagen. Er hielt vor dem Hause. Ein Diener, der seinen Sitz hinten hatte, sprang ab, an den Schlag, öffnete, und war einem alten Herrn im Pelz beim Aussteigen behülflich. Er hatte ganz weißes Haar, geistvolle aber scharfe Züge; der zurückgeschlagene Pelz ließ das nebeneinandergeschleifte Band mehrer Orden wahrnehmen.

Wen durchzitterte nicht der Gedanke: diesen Reisenden führt des Himmels Schluß hierher! Hier wird sich ein längst verloren geglaubter Faden des Schicksals wieder anknüpfen, — es ist der Oheim des verschwundenen Carlo! — — der Tochter wird jetzt das Glück blühen, das der Mutter so grausam gezeigt und geraubt wurde!

Nichts von dem, mein Leser! — Das ist der Gedanke eines Novellen-Dichters. Hier hat aber nur der erzählende Reisende das Recht zu sprechen. Der Fremde war ein vornehmer Reisender, ohne allen Zusammenhang mit der Bewohnerin des Hauses. — Mein Reisegefährte trat wieder ein, — wir nahmen unser Frühstück, — und nach einer Viertelstunde schickten wir uns zum Aufbruche an.

Der Faden, den die Bande innerster Theilnahme von mir zu der einsamen Gebirgsbewohnerin hinüber so schnell gesponnen hatten, sollte, schien es, ebenso rasch zerschnitten werden, wie er sich gewebt hatte. Ich fühlte den Schmerz dieses unvermeidlichen, gewaltsamen Abreißens, den uns das Leben so oft bereitet. Da führte der Zufall

eine sanfte Vermittelung herbei. Mein Reisegefährte, mit dem mich denn auch nur der Zufall zusammengeführt hatte, betrachtete die Zeichnung Carlo's, auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte, gleichfalls. Ich warf verloren, ohne an die Erfüllung des Wunsches zu denken, die Worte hin: „Wenn man wenigstens dies Bildchen zum Andenken mitnehmen könnte!"

„Wenn Sie die zwei Stunden daran wenden wollen, die ich brauche, es Ihnen leichthin zu copiren", entgegnete mein Reisegefährte mit großer Freundlichkeit, „ich widme sie Ihnen mit Freuden! Wir behalten noch Zeit genug, über den Berg zu kommen!"

Von ganzem Herzen dankbar nahm ich das Anerbieten an. Zwei Stunden später fuhren wir ab und ich hatte das liebliche Bildchen in meiner Brieftasche.

Doch — mag sie noch blühen oder welkt sie leider? Oder ist sie gar schon gebrochen von der rauhen Hand des Todes, die Blume des Gebirgs! — Siamo sempre sotto la morte!

eine sanfte Beruhigung gehabt. Mein Reisegefährte, mit dem mich dann auch nur der Zufall zusammengeführt hatte, betrachtete die Zeichnung Carlo's, auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte, gleichfalls. Ich warf errötend, ohne an die Erfüllung des Wunsches zu denken, die Worte hin: „Wenn man wenigstens dies Blümchen zum Andenken mitnehmen könnte!"

„Wenn Sie die zwei Stunden Weges machen wollen, die ich brauche, es Ihnen lebendig zu holen", entgegnete mein Reisegefährte mit großer Freundlichkeit, „ich führe Sie dahin mit Freuden! Wir behalten noch Zeit genug, über den Berg zu kommen!"

Mit ganzem Herzen dankbar nahm ich das Anerbieten an. Zwei Stunden später saßen wir ab und ich hatte das liebliche Blümchen in meiner Brieftasche.

Doch — mag sie noch blühen oder welkt sie schon? Oder ist sie gar schon gebrochen von der rauhen Hand des Todes, die Blume des Gebirgs! — Siamo sempre sotto la morte!

Habakuk

oder

die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1836.

(Ein sehr sonderliches Abenteuer.)

Erstes Capitel.

Habakuk ist ein gelehrter Astronom in Zossen, einem Landstädtchen bei Berlin. Er gibt sich mit Berechnung himmlischer Erscheinungen ab, er hat den Sonnenuntergang oft schon auf mehre Stunden voraus berechnet und sich dabei kaum um eine halbe geirrt. — Im Maimonat des Jahres 1836 las er die berliner Vossische Zeitung und fand darin, daß zu Berlin eine höchst merkwürdige Sonnenfinsterniß zu sehen sei! „O Misgeschick, o Unstern!“ rief er aus, nachdem er erst entzückt gewesen war! „Und ich muß hier in Zossen wohnen. In einer großen Stadt ist doch Alles zu haben, auch Sonnenfinsternisse, so groß man sie will! Und gerade Sonntags, wo Jedermann gern ein Vergnügen hat! Ja, das Nest, das Zossen! Hier könnten wir lange warten bis hier ein mal eine Sonnenfinsterniß zu sehen wäre. Ach! und erst Anno 1886 kommt eine ähnliche wieder in Berlin zum Vorschein! *) Du hast

*) Habakuk irrt sich; er hat die Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 vergessen; aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß er nur ein gelehrter Himmels-Dilettant ist.

deine funfzig auf dem Rücken, Habakuk, — 36 von 86 läßt — ja halt ein mal, läßt abermals reine 50! Unglücksmann, hundert Jahre müßtest du alt werden, ehe du wieder Gelegenheit zu einer solchen Sonnenfinsterniß bekämst. Hier in Zossen hundert Jahr alt! Das ist unerhört, das ist ganz unmöglich! Hier ist kein Mensch hundert Jahr alt und wird es niemals werden! In den dreißig Jahren, wo ich hier bin, habe ich jeden Hund und jede Katze kennen gelernt, aber auch nicht eine Hühnerkralle ist hundert Jahr alt geworden seitdem, geschweige ein Mensch! Nein, Habakuk, es geht nicht, du kannst den Moment nicht versäumen, du mußt nach Berlin reisen und die Sonnenfinsterniß sehen! Einzig muß es aussehen, wenn die Sonne so ganz kohlschwarz am Himmel steht, und pechrabenschwarze Strahlen nach allen Seiten schießt! Hu! Wie finster muß es dabei werden! Man sieht die Sterne, habe ich gehört! Ich begreife nur nicht recht wie — kurz ich muß das Schauspiel sehen und sollte es mein Leben kosten."

So ungefähr lautet Habakuk's Monolog. Hierauf setzt er sich an sein Schreibpult und rechnet heraus — nicht wann die Sonnenfinsterniß eintritt, das steht ja in der Zeitung, — sondern wieviel Geld es ihm kosten wird, die Reise zu machen. Nachbar Hinze borgt ihm wol den lahmen Schimmel zu einem Ritt; etliche Metzen Haber werden im Futtersack mitgenommen, in der Krausenstraße wird eingestallt, im Weißen Roß oder sonst wo. — Kurz, den Hals kann's nicht kosten, sondern mit Nachtquartier und Allem höchstens einen Thaler; und dabei wird noch Manches verjubilirt. Ein Thaler ist viel Geld! Habakuk verbraucht nicht gern mehr wie einen in der Woche! Inzwischen eine Sonnenfinsterniß kommt auch nicht alle Woche

vor — folglich es bleibt dabei, der Entschluß steht fest, er macht die Reise! — Doch halt! Eins ist bedenklich. In Berlin muß man für Alles bezahlen! Gewiß kostet die Sonnenfinsterniß, wenn man sie ordentlich sehen will, auch Entréegeld! Wenn nur das Billet nicht zu theuer ist! — Ei was! Gewagt, gewonnen! Vielleicht erwischest du eine Contremarke wohlfeil. So dachte Habakuk und schwur, er wolle reisen, so wahr er Habakuk heiße.

Zweites Capitel.

Alles ist prächtig gegangen. Nachbar Hinze hat den Schimmel hergeliehen unter der kleinen Bedingung, daß Habakuk das Thier zehrfrei hält und etliche Commissionen in Berlin besorgt, wozu er ihm einen ansehnlichen Beutel mit Geld mitgibt; aber auch für sich hat der Reiter Geld genug in der Tasche. — Das Wetter ist zwar ein wenig wolkig und rauh, allein, was thut's, Habakuk knöpft seinen Flaus bis unters Kinn zu und läßt sich das Wetter nicht kümmern. — Die Sonne scheint einige male freundlich zwischen Wolken hindurch. Hm! denkt er. Du sollst nicht lange mehr scheinen! Warte nur, Schlag drei Uhr wirst du verfinstert werden, daß dir angst und bange werden soll! Vorwärts, Schimmelchen! Du bist zwar lahm, aber ein wenig traben mußt du doch. Denn ich muß Punkt zwölf am Tisch sitzen und mir noch erst bei Herrn Amuel (einem berühmten Optiker Berlins), ein Sonnenfinsternißglas kaufen. — Der Schimmel ist willig, er

trabt drauf los! Nur Eins genirt unsern Habakuk, der ansehnliche Beutel mit Geld, den er in der Rocktasche trägt. Denn in Zossen ist man nicht so überfreigebig mit Kassen-Anweisungen wie in Berlin *), daher hat Nachbar Hinze seinem Gevatter Habakuk das Commissionengeld in Silber mitgegeben, harte Thaler, Vier- und Zweigroschenstücke, auch Silbergroschen und Sechser, alles wohl zugezählt und dann in einen wohlconservirten bocksledernen Beutel (der einzige Bocksbeutel in Zossen) eingenäht. Das Beutelchen wiegt seine fünf bis sechs Pfund und schlenkert, wenn Hans den Schimmel traben läßt, hin und her wie der Glockenklöpfel des zossener Kirchthurms. Es schlägt bald Pferd, bald Reiter, und der Letztere bekommt nach gerade einen blauen Flecken auf dem Knie, fast so groß wie der Mondkreis, den er heute Nachmittag in der Sonne sehen soll, sodaß Kniescheibe und Sonnenscheibe sich alsdann ziemlich gleich sein werden. Kann aber ein Habakuk, dem die verfinsterte Sonne, der er entgegenreitet, die leuchtendste ist, die seinem armen Leben jemals geschienen, über dergleichen Bagatellen nur eine verdrießliche Miene machen? Es fällt ihm nicht ein; nur wenn Hans zu Zeiten gar zu arg in die Knie stolpert, und dann der Taschenschlag

---

*) Damals! In den glücklichen sonnenverfinsterten Zeiten! In jetzigen hellerleuchteten ist die Aufklärung auch in die kleinste Landstadt gedrungen, und Kassenanweisungen aller Potentaten des Erdkreises haben ihren richtigen Curs! Es ist ein Glück um den Fortschritt. Das elende plumpe Silber, das aus den Finsternissen der Erde stammt, wagt sich kaum noch sehen zu lassen. Heutzutage könnte ein Habakukcommissionär mit 100,000 Thalern von Zossen nach Berlin reiten — falls eine solche Möglichkeit möglich wäre! — und sein lahmer Schimmel hätte keine drei Pfund mehr zu schleppen!

eine Art Alcidor-Ambosschlag wird, ruft er höchstens ein mal: „Au!“ oder in zusammengesetzter Interjection: „Au weh!“

Immer näher rückt er dem Ziel seiner Wünsche und Beschwerden; der kleine spitze Thurm dort gehört zu dem Dorfe Britz — dann noch eine kleine Meile bis Berlin. „Hopp, hopp, Schimmelchen! Munter! Au! Das verwünschte Geld!“ — Nun liegt Britz (ein herrliches Dorf der Mark, das Büsching in seiner Reise von Brandenburg nach Rekahn nicht nur beschrieben, mit jedem Gänsestall darin, sondern auch hierbei in Kupfer stechen lassen, das Kirchlein an den romantischen Ufern des Gänsepfuhls.) auch schon hinter Habakuk's Kreuz, das heißt hinter seinem Geld-Bocksbeutel, also hinter ihm selbst. Schon entdeckt er von weitem die Hasenhaide auf dem Gebirgsrücken; zur Rechten raucht der Schlott des Rollkrugs, Berlins Thürme sind deutlich auf dem wolkigen Himmel abgesetzt. Habakuk's Herz jauchzt vor Freude. „O wie schön wird es nun erst sein, wenn die Sonne, die diese Thürme bescheint, verschwindet und sie alle in Nacht und Sternengeflimmer dastehen, wenn —

„Guten Morgen, alter Kauz!“ unterbricht ihn hier eine 32füßige Contrabaßstimme, daß Habakuk vor Schreck beinahe vom Sattel gefallen wäre. „Guten Morgen! Woher die Reise? Wohin?“ Es war ein abenteuerlicher Mann, der unsern Habakuk anredete. Er trug einen Flaus, wie dieser, doch gelbbraun; ein mächtiger Schnurrbart schlängelte sich zwischen Nase und Lippen hindurch und diente der wahrhaft römischen Habichtsnase zur stattlichen Basis. Wie der Vesuv, so rauchte auch der Gelbflaus aus dem Krater des Mundes, in den er eine lange Schlauchpfeife eingeankert hatte. Den untern Theil seines

Körpers, die Füße, hatte er durch Kanonen gedeckt, die ihn auf jedem Marsch begleiteten.

„Gott zum Gruß!“ erwiderte Habakuk halb furchtsam, halb erfreut, „ich komme von Zossen und reite zur Sonnenfinsterniß nach Berlin!“

„Zur Sonnenfinsterniß?“ fragte der Wandersmann, der sich eben von dem Rasensitz hinter einem Buchenstrauch, wo er gesessen hatte, erhob, „ist heute eine Sonnenfinsterniß?“

„Versteht sich, in Berlin“, erwiderte Habakuk, stolz auf sein Wissen, „deshalb reise ich ja eben von Zossen dahin! Denn wo sich etwas Wichtiges begibt, da muß ein Mann von Bildung nicht zurückbleiben.“

„Ja, freilich, allerdings!“ erwiderte der Gelbflaus, indem er sich (Habakuk konnte nicht begreifen weshalb) auf die Lippen biß und ganz seltsamliche Gesichter schnitt, die feinere Physiognomiker für unterdrücktes Lachen halten wollten. — „Der Teufel!“ fuhr er endlich heraus, „da muß man ja auch dabei sein. Ich wollte ein wenig auf die Dörfer hinaus tabagiren, aber wenn in Berlin eine Sonnenfinsterniß gegeben wird — ich dachte es wäre nur der Alcidor — muß ich zurück. Machen wir den Weg zusammen?“

„Wird mir eine ganz charmante Ehre sein“, sprach Habakuk erfreut, — und sie machten den Marsch zusammen; der Gelbflaus schritt so aus, daß der Schimmel, statt vorzukommen, eher Mühe hatte, sich durch den tiefen Sand nachzuarbeiten.

Drittes Capitel.

Der Gelbflaus hieß aber nicht so, sondern hatte wirklich einen Namen, wenigstens behauptete er's und nannte sich Grusius; ob er aber mit dem Magistertitel, den er davor setzte und ihn echt aus Leipzig zu haben vorgab, ganz richtig war, das mögen gelehrte Facultäten untersuchen. Unter der Hand vermuthen wir, er war nur Studiosus, und zwar von der ziemlich weitläufigen Facultät der Philosophen, also Studiosus philosophiae — dem er noch ein zweites Epitheton relegatus hätte hinzusetzen können, was er aber, vielleicht aus Bescheidenheit, unterdrückte. Denn da ein Legat, eine Legation, ein Legationsrath, lauter Benennungen und Dinge, die nur von dem verbo simplex legare abgeleitet werden, schon so viel in der Welt bedeuten, so müßte natürlich einer, der sich aus dem verbum compositum relegare den Titel zuschnitzt, noch viel mehr sein, fast zu viel. Darum blieb unser Grusius Studiosus philosophiae simplex. Ob er aber so ganz simplex war, wird die Folge lehren.

Im Gehen begann Grusius einen gelehrten Discurs über finanzielle Gegenstände. „Weiß der Geier", fing er an, „ich habe niemals Geld! — Das macht, ich bin zu großmüthig. Gestern hat mich ein College, es war ein Doctor juris, erst mit funfzig Thalern angepumpt. Nun sitze ich heut da, mit etlichen lumpigen Silbergroschen und mein Glücksstern ist so verfinstert, wie heute die Sonne nur werden kann. Allein was thut's! Ich bleibe kreuzfidel!

Nicht wahr, Herr Reisecollege, man muß immer Kopf oben haben?"

Habakuk nickte gutmüthig und rechnete in Gedanken nach, ob er wol für den armen Schlucker ein Entréebillet zur Sonnenfinsterniß erübrigen könnte; denn daß er diese etwa aus Mangel an Gelde versäumen könnte, kam ihm doch zu traurig vor. Magister Grusius aber spann ganz andere Gedanken im Kopfe aus. Sein gelber Flaus mit der leeren Tasche war nämlich neidisch auf den grünen mit der vollen geworden; denn auf den ersten Blick hatte es Grusius weg, was in Habakuk's Tasche so klirrte, und bald an dessen Kniescheibe, bald an die Rippen seines Pferdes klirrend anpochte. Daß Habakuk weder der große Astronom Herschel vom Vorgebirge der guten Hoffnung, noch ein europäischer Sternwartenmonarch war, sondern ein großer Simplex, ohne tiefe Gelehrsamkeit, das hatte er im ersten Augenblick weggehabt, ohne seinen Scharfsinn bedeutend anzustrengen. Desto mehr marterte er ihn jetzt mit Schatzgräbergedanken, wie er das schwere Pondus aus Habakuk's Tasche entheben und es in die Kategorie eines gefundenen Schatzes bringen könnte, wovon ihm alsdann (soviel hatte er vom jus weg) mit Fug und Recht wenigstens die Hälfte zukam. Er fing daher, weil es ihm zweckdienlich schien, ein Gespräch über die Sonnenfinsterniß an, und suchte Habakuk's Ansichten und Meinungen über selbige fein auszuholen. Von diesem Dialog, welcher mit Logarithmen, Parallaxen, Ellipsen, Parabeln, Asymptoten und ähnlichen streng gelehrten Gewürzen mehr, durch Magister Grusius (er räusperte dergleichen immer beiläufig aus) unendlich schmackhaft gemacht wurde, theile ich den Lesern nichts mit, weil er, redlich gestanden, zu tiefsinnig ausfiel. Nur so viel sage ich, daß Habakuk vor Entzücken und Er-

staunen über diesen gelehrten Reisekameraden ganz außer sich gerieth und sich innerlich schwur, er wolle ihn frei mit zur Sonnenfinsterniß nehmen, und wenn er drei Monate darüber in Zossen darben müsse. Die ehrliche Haut hätte ihn gern frei zur Sonne selbst mit hinauf genommen, falls er nur gewußt wie!

Da Crusius den Reisekameraden so warm sah, hielt er's dienlich, jetzt näher auf den Busch zu klopfen und fing an: „Sagt mir, altes Haus, wo denkt Ihr einzukneipen — d. h. zu logiren?"

„Im Braunen Roß oder in der Stadt Potsdam in der Krausenstraße", entgegnete Habakuk.

„Ein Paar elende Kniffe auf Cerevis!" antwortete der Gelbflaus, „das kann ich nicht zugeben. Für den Gaul mag es angehen, den wollen wir dort in den Stall schieben, aber was uns Beide anlangt, so will ich besser sorgen. Und daß Ihr's nur wisset, altes kreuzfideles Haus, Ihr müßt heute Mittag mein Gast sein in Berlin, denn ich habe Pump bei verschiedenen Weinhändlern. Wenn eine Sonnenfinsterniß am Himmel ist, so muß man sich dafür inwendig eine desto hellere Fackel anzünden. Leuchtet Euch das ein?"

Habakuk nickte, der Contract war geschlossen. Nur zu himmlisch leuchtete es ihm ein, dieses unermeßliche Glück, welches er hatte, und worüber ganz Zossen gelb werden mußte vor Neid, wenn er's morgen daheim erzählte!

Viertes Capitel.

„Holla! Hier ist ein Reisender! He da, Herr Wirth, Frau Wirthin! Peste et diable! Niemand da? — Nun, zum Teufel, Hausknecht, troll Er sich doch her! Nehme Er dem Herrn den Schimmel ab.“

Crusius half Habakuk, der nicht der Seydlitz seiner Zeit, sondern ein sehr gelehrter Reiter war (das Einzige was er vom Gelehrten hatte), aus dem Sattel und fühlte dabei unvermerkt nach dem attrahirenden Rockschoos, der für ihn der wahre Schoos Abraham's war, in den er gern hinein wollte, freilich nur mit der Hand.

„Der Herr wird die Nacht hier schlafen“, führte er die Rede gegen den Hausknecht fort; „setzt also ein Zimmer in Bereitschaft. Jetzt haben wir aber sogleich wichtige Geschäfte. Führt den Schimmel in den Stall, pflegt ihn gut, gebt ihm einen halben Scheffel Haber in natura, nicht mit Kreide in die Krippe geschrieben, und laßt ihn saufen quantum satis. Wir werden desgleichen thun.“ — Damit nahm er Habakuk an den Arm und ging mit ihm fort.

Im Gehen überlegte Crusius, was er zu thun habe. Tausend Pläne kreuzten sich in seinem Gehirn! Nichts wollte ihm annehmlich scheinen. Um Zeit zu gewinnen, führte er den guten Zossener auf kleinen Umwegen bis zu Herrn Amuel an der Königsbrücke, wo er sich eine Sonnenfinsternißlorgnette kaufen wollte. Er nahm von der Krausenstraße den Weg zuerst nach dem Soltmann'schen Brunnengarten, dann durch die Husarenstraße und Feld-

straße übers Köpnickerfeld nach der Schützenkaserne; von dort durch die Köpnickerstraße, über die Jannowitzbrücke, Alexanderstraße u. s. w., welcher letztere Theil des Weges, dies wird Jeder, der Berlin kennt und billig ist, Grusio einräumen, auch der nächste ist, den er von der Kaserne aus nehmen konnte. Habakuk war so wenig der nordische Schnellläufer als der zossener Seydlitz und meinte daher, es wäre ihm doch lieber gewesen, dieses Restchen Weg noch zu Pferde zu machen. Bekanntlich war es nicht heiß am Tage der großen Sonnenfinsterniß, allein Habakuk wischte sich doch den Schweiß ab, als er über die Königsbrücke ging.

Er war äußerst neugierig auf das magische Glas, das er erhandeln sollte. Grusius trat mit ihm in den Amuel'schen Laden und foderte: „Zwei Sonnenfinsternißoculare für den Herrn!"

Habakuk, dem die doppelte Zahlung von fünf Silbergroschen unangenehm war, fragte betroffen: „Zwei?"

Doch der Gelbflaus kniff ihn in den Ellenbogen, gab ihm einen gewaltigen Augenwink und raunte ihm zu: „Altes Haus! Habt Ihr nicht zwei Augen? Macht Euch um Gotteswillen nicht lächerlich!"

„Freilich, freilich!" erwiderte Habakuk hastig einlenkend, „für jedes Auge ein Glas, versteht sich. Dem Mann ein Vogel, das ist so Brauch, auch in Zossen! — — Aber", setzte er leiser hinzu, „wie werden Sie denn sehen?"

„O, für mich ist schon gesorgt!" sprach Grusius, indem er sich den Bart strich, „ich werde mir einen Tubus zulegen — auch können wir ja dann und wann abwechseln, sonst sieht man sich blind."

Habakuk zog sein kleines Privatbeutelchen heraus und

zahlte; Herr Amuel bot ihm noch ein schönes Rindvieh- geläute an, doch der Zossener dankte und ging. — Crusius hatte das schwindsüchtige Beutelchen mit unwilliger, besorgter Miene betrachtet. „Hm!" dachte er, „der vertrackte Schlucker! Er hat einen halben Centner Silber in der Tasche und zeigt ein halbes Loth! Also Mistrauen? Mistrauen! Verflucht! Das beleidigt mich — das muß bestraft werden."

Man sieht, Crusius war ein Casuist; er fand nicht ungeschickt ein moralisches Motiv zu seinem Unternehmen, was ihn plötzlich noch ein mal so kühn machte, denn jetzt erschien er sich als der Vertreter der Interessen der Menschheit und Sittlichkeit, wenn er den Zossener um seinen verhehlten Geldsack prellte.

Der bescheidene Reiter hatte Durst und sah mehre Bierkeller, an denen man in der Königsstraße vorüberkam, sehnsüchtig an; ja er erhob seinen Muth bis zu der Aeußerung, daß ein kühles Gläslein Bier ihm nach dem weiten Marsch sehr wohl behagen würde. Allein Crusius sprach: „Nein, Socius! Nichts von Biercommersch! Da müßte ich ein Kameel sein, wenn ich einen solchen gelehrten Gast auf Bier setzen wollte. Ich will dich auf Wein setzen und zwar auf Maitrank, bei Schulz."

„Maitrank?" fragte Habakuk, „was ist das?"

„Aha", lachte Crusius; „da sieht man den zossener Philister — nimm's nicht übel, fratercule — der nie am Rhein gewesen ist! Was Maitrank ist, das sollst du binnen fünf Minuten sehen, riechen und schmecken, und ich will mich hängen lassen, wenn du nicht nach dem ersten Schluck ausrufst: „Goddam, das ist Nektar!"

Fünftes Capitel.

Lechzend vor Durst trat Habakuk mit seinem Freunde, der immer mehr sein Gönner zu werden suchte, in die berühmte Weinhandlung ein. Falls der aufwartende Kellner daselbst ein gutes Gedächtniß hat (zu wünschen wäre es ihm), so muß er sich darauf besinnen, daß am Sonnenfinsternißtage um die Mittagsstunde zwei Fläuse in die Weinstube traten, ein gelber und ein grüner, welche Maitrank foderten und sich's auf dem großen Sopha bequem machten. Wenigstens schlage ich Jedem, der in die Wahrheit meiner Geschichte den mindesten Zweifel setzt, den genannten Kellner zum Zeugen vor. Habakuk, dem es hier überaus reizend vorkam, obgleich noch ein sehr unangenehmer Nachgeruch von Taback zu spüren war, welcher von der, leider immer mehr überhand nehmenden Sitte des Rauchens in den Weinstuben herrührte *); Habakuk, sage ich, setzte sich anfangs kaum leise tippend auf das Kanapee; da er aber bemerkte, daß es doch etwas weicher war, wenn auch nicht viel, als der spitze Rücken seines magern Schimmels, so wagte er ein bedeutenderes Territorium in Posseß zu nehmen. Der Maitrank kam in zwei mit Kräu-

---

*) Damals, 1836, klagte die Geschichte also! Aber wie sieht es jetzt aus gegen die Zeit jener Sonnenfinsterniß! Haben wir nicht e w i g e Sonnenfinsterniß durch Tabacksrauch, und ewigr Mond- und Erdfinsterniß dazu? Beim Gott des Lichts! Hiee hat die Aufklärung einen Rückschritt gethan in die Finsterniß! Und nun erst wird Schiller's großes Wort ganz empfunden und ganz Wahrheit:

„Rauch ist alles ird'sche Wesen!“

tern gefüllten rheinischen Maitrankbechern; schon der Duft entzückte den Zossener. „Daß dich!“ rief er, „das riecht ja, als wenn man beim Heuen über die schönste Wiese, wo noch die frischen Schwarten liegen, geht. Das duftet! Aahhh!“

„Koste nur, fideles Brüderchen!“ rief Grusius fröhlich, und stürzte ein halbes Glas hinunter; Habakuk nippte ein wenig und lächelte wie verklärt. Dann that er gierig durstige Züge und schlürfte den Trank in sich wie der Großmogul seinen Sorbet.

„Nun? Habe ich's getroffen?“ hub der Gelbflaus an. „Gelt, das geht doch noch über eine kühle Blonde in der Hitze? Ich sehe dir's an, Brüderchen, du sagst Ja, denn du lächelst wie ein verliebter Nußknacker quer über das ganze Gesicht. Stern Bataillon! Dieses Getränk heißt man Dir Maitrank, und ist sothanes zu Hause von Köln am Rhein bis Frankfurt, hier aber vorzüglich am Platz, wo wir sitzen. Zumal an Sonnenfinsternißtagen.“

„Sollte die Sonnenfinsterniß“, begann Habakuk mit einer Miene, in welcher Ungläubigkeit und Entzücken miteinander kämpften, „sollte die Sonnenfinsterniß wirklich Einfluß auf diesen delicaten Trank haben?“

„Je nun“, erwiderte Grusius, „hat die Finsterniß auch keinen Einfluß auf den Trank, so hat doch der Trank Einfluß auf die Finsterniß. Darauf wollen wir anstoßen, Reisecollege!“

Habakuk stieß an, aber was seine Gesundheit bedeutete, sollte ihm erst später klar werden. — Der Maitrank schmeckte ihm überaus. Er wurde so fröhlich, wie er noch niemals gewesen. Seine matten grauen Augen bekamen einen lichten Glanz, seine bleiche Wange färbte sich hellröthlich. Grusius war ein liberaler Wirth, er schenkte ihm aufs tapferste ein! — Anfangs hatte Habakuk genippt,

es schien ihm ordentlich sündlich, einen großen Schluck von dem köstlichen Nektar zu nehmen. Jetzt trank er kühner; in seiner Seele fing sich etwas von Muth und Unternehmungsgeist zu regen an. Er sprach kecker, zuversichtlicher.

Crusius merkte mit stiller Freude die Wirkung des Weines.

„Und wenn ich nach Zossen zurückkomme", rief Habakuk fröhlich, „so setze ich mich ins Wirthshaus und erzähle der ganzen Stadt, was ich erlebt habe! Der Bürgermeister, Doctor, Stadtschreiber, — Alles muß zuhören! Und solch einen Trank müssen wir in Zossen haben! — Ha, ha, ha! Das soll ein Leben werden!"

„So recht! immer fidel!" warf Crusius dazwischen; „trinkt aber doch ein mal wieder! Kellner, noch eine Flasche — doch recht frisch von den Kräutern, und viel Waldmeister muß dabei sein!"

„Und eine Sonnenfinsterniß", fuhr Habakuk fort, „und solch ein gelehrter, prächtiger Mann, und Maiwald!"

„Maitrank!" corrigirte Crusius; „nicht wahr, bene sapit?"

„Ja, ja, ja", lallte Habakuk, „aber heiß wird man danach doch etwas!"

„Bewahre, nur im Anfang; nachher, wenn man erst mehr getrunken hat, fühlt nichts so angenehm als diese Kräutercur! Noch eins! Glas heran! Es lebe der Maitrank!"

„Vivat hoch!" rief Habakuk mit der muthigsten Stimme und schwenkte das Glas! „Und abermals hoch!" (Jetzt trommelte er schon einen Tusch auf den Tisch dazu.) „Und zum dritten mal hoch!" Nun blies er gar: „Schnedderengtengteng!" kurz, trieb die Verwegenheit aufs höchste.

Von ihrem Sitz konnten sie den Gendarmenmarkt

übersehen. Habakuk bemerkte eine Anzahl Kinder, die sich Glasscherben vor die Augen hielten und nach der Sonnenfinsterniß sahen. — „Potz Kuckuk!“ rief er aus, „geht die Finsterniß schon an?“

„Nicht doch“, erwiderte Grusius, „die Jungen exerciren sich nur aufs Blindwerden. — Sie probiren ihre Gläser.“

„Das ist recht, ich will meine auch probiren!“ antwortete Habakuk, nnd hielt sich die beiden Amuels vor die Nase. Grusius führte ihn ans Fenster, wo er die Sonne sehen konnte, die, da kaum zwei Uhr vorüber war, noch ganz hell dastand. „Nun seht hinauf“, sprach er: „Alles blutroth, nicht wahr?“

„Wahrhaftig, wie das rothe Meer bei Aegypten sieht der Himmel aus!“

„Nun, solange die Sonne durch das Glas roth aussieht“, sprach Grusius, „so lange haben wir Zeit; wenn sie anfängt pechschwarz zu werden, dann fängt die Sonnenfinsterniß an. Bis dahin können wir ruhig hier sitzen bleiben und trinken.“

„Schön“, erwiderte Habakuk, „aber wo bekommen wir denn einen guten Platz zur Sonnenfinsterniß? Und was muß man dafür bezahlen?“

„Ich habe Connexionen“, warf Grusius großmüthig hin und strich sich den Bart, „ich werde Euch dort auf den Thurm führen. Hier unten ist so gut wie nichts zu sehen. Dort oben aber haben wir die Sonne ganz in der Nähe. Die Finsterniß wird beinahe bis an die goldene Figur reichen.“

„Da könnte man sie ja fast mit Händen greifen!“ rief Habakuk überrascht.

„Allerdings; aber wie gesagt, hier unten sieht man's nur miserabel. — Nun laßt uns die Zeit nicht länger verderben, sondern fleißig sein.“

Habakuk war fleißig, sehr fleißig, zu fleißig. Er jubilirte, er scherzte, sang, lachte, lallte, gähnte — kurz ging alle Perioden des süßen Berauschungsprocesses durch. — Die letzte war die des Einschlafens; denn er war, vom Ritt, von der Luft und vom Weine müde und heiß, mit dem Kopf auf die Seitenwand des Sofas gesunken, ließ den linken Arm schlaff herabhängen, legte sich den rechten unters Ohr, und lallte halb bewußtlos: „Gut, gut — Maitrank — Sonnenfinsterniß — wecken wenn's angeht — hörst du — Brüderchen, — angeht — feuerroth — pechschwarz, pech — —"

In diesem Pech blieb er sitzen; sein Kopf sank vollends in die Ecke zurück, die langen Reitbeine streckte er weit von sich weg; Grusius hob sie ihm sanft aufs Kanapee. Dann zog er leise die Rockzipfel des Schlafenden unter ihm heraus, gewiß nur, um ihn damit zuzudecken; er schnupperte noch ein wenig um ihn herum, zupfte, drückte, stieß ihn an, rief ihn an, leise, lauter, ganz laut — Habakuk schlief. — Grusius blickte scharf umher — kein Gast im Nebenzimmer — der Kellner ordnete im Schenkzimmer Gläser — der Moment war günstig — Carpe diem! rief er sich aus dem Horaz ins Gedächtniß zurück und machte sich Muth dadurch. — Mit dem: Quid cras futurum sit fuge quaerere beschwichtigte er sein Gewissen, endlich waren Vorsatz und Entschluß gleich reif, — die Gelegenheit brauchte den Baum nur mit der Berührung eines Fingers zu schütteln, so fiel die Frucht herab, — sie tippte an, — kurz —

Sechstes Capitel.

— — Kurz, Habakuk schlief so fest, daß er von alle dem nichts merkte, was auch wir nur vermuthen wollen. Der Faden seiner Ideen und Erinnerungen knüpfte sich erst an folgenden Umstand wieder an. Er fühlte ein ungemein starkes Rütteln an den Schultern, und eine tiefe Stimme schallte ihm ins Ohr: „Mein Herr! Sie müssen sich nun aufraffen, es wird spät!“ — Habakuk fuhr auf, als wenn ihm das „Tuba mirum“ ins Ohr posaunt würde. „He, holla, was gibt's — ist es Zeit — ich bin gleich fertig! Wahrhaftig, es ist schon ganz finster!“ so rief er hastig durcheinander, und tappte unwillkürlich mit der Hand nach seinen Helioskopen.

„Ja, ja, es ist schon ganz finster“, sprach dieselbe tiefe Stimme zu ihm, „und die höchste Zeit, daß sie sich ermuntern, denn es werden nun gleich die Herren Abendstammgäste kommen und da müssen wir das Sofa frei haben.“

Habakuk sah den Kellner, der vor ihm stand, mit glotzenden Augen an; plötzlich kam ihm ein tiefes Mitleid in die Seele. „Ach der arme Tropf“, dachte er, „der hat keinen Begriff von einer Sonnenfinsterniß, und da es jetzt dunkel geworden ist, bildet er sich ein, es sei später Abend! Das wäre ordentlich lustig, wenn es nicht gar zu traurig wäre!“

„Was sehen Sie mich denn so starr an, mein Herr?“ fragte der Kellner.

„He, he, he, he, he!“ lächelte Habakuk gutmüthig. „Ja ja, mein guter Freund, es ist schon fast ganz finster und es wird wol noch finsterer werden, he, he, he,

he, he! — aber die Abendgäste werden doch wol noch ein Weilchen ausbleiben."

„Das glaube ich nicht", lautete die Antwort. „Die Herren sind sehr prompt; es ist halb neun Uhr, und Punkt neun Uhr sind die meisten da."

Habakuk wollte abermals lächeln, allein der Versuch schnappte ihm plötzlich ab; es war die erste Ahnung, daß er doch wol die Zeit versäumt haben könne. „Halb — he, he, he — halb neun?" fragte er halb gläubig, halb ungläubig. Eben schlug es drüben auf den Gendarmenthurm halb.

„Da hören Sie's selbst", sprach der Kellner. „Halb vier Uhr wollt Ihr sagen, guter lieber Mann", rief Habakuk voll Angst und tappte mit beiden Händen und ihren sämmtlichen zehn Fingern nach seiner Uhr herum. Hastig riß er sie heraus und sah zu seinem Schrecken beim Schein der Gasflamme im Nebenzimmer, daß auch seine Taschenuhr halb neun war. „Mein Himmel!" rief er aus, „mein lieber, einziger Mann, Goldfreundchen, sagen Sie mir, ist es schon halb neun Uhr?"

„Auf Ehre!" sprach der Kellner und schlug sich auf die Brust.

„Und ist die Sonnenfinsterniß schon vorbei?"

„Die Sonnenfinsterniß? Ja mein Herr, die haben Sie glücklich verschlafen!"

Hier war es, als habe der Blitz den armen Habakuk getroffen, denn er sank in sich zusammen, die Hände hingen ihm schlaff herab, die Knie schlotterten. — „Aber — aber — wo ist der Herr Magister? Schläft er — auch?"

„Der Herr, der mit Ihnen gekommen ist? Der ist schon seit halb drei Uhr fort; er sagte — verzeihen Sie mir — Sie hätten ein wenig zu viel Maitrank genossen

und würden wol ein paar Stunden schlafen. Wenn Sie aufwachten, sollten wir Ihnen nur sagen, er ließe sich zu geneigtem Andenken empfehlen!“

Habakuk war erstarrt, gelähmt, vernichtet; er konnte noch gar nichts von Allem begreifen, was vorging und vorgegangen war, und glaubte immer wieder, er träume noch schwer. Mehrmals zupfte er sich an der Nase (sein gewöhnliches Mittel um zu untersuchen, ob er wache oder träume), befühlte sich alle Glieder.

Der Kellner hielt ein kleines Papier (es war die Rechnung) in der Hand, und glaubte, Habakuk suche nach Geld. „Dies ist die carte payante“, sprach er bescheidentlich und hielt sie Habakuk dar.

„Was soll das, liebster Mann?“ fragte dieser. — „Die Kleinigkeit, die Sie verzehrt haben, 3 Thaler 25 Silbergroschen 6 Pfennige!“

Habakuk fuhr in die Lüfte empor, als schnelle ihn eine Springfeder von seinem Sessel auf; er glich dem aufprallenden Stempel in einer Dampfmaschine. Ach, was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er wie ein verstopfter Dampfkessel geplatzt wäre und alles Elend ein Ende gehabt hätte; — und doch kannte er dessen tiefste Tiefen noch nicht, sondern sondirte sie erst eine Minute darauf. „Ich, bezahlen?“ rief er aus, „ich war ja zu Gast bei dem Herrn Magister!“

„Entschuldigen Ew. Wohlgeboren gefälligst“, sprach der Kellner trocken, „der Herr sagte das Gegentheil; er ist fort, kommt schwerlich wieder, und so müssen wir uns schon von Ihnen den kleinen Betrag erbitten; Sie dürfen sich's ja nur von Ihrem Herrn Freunde und Wirth erstatten lassen.“

„Nein! Das ist unmöglich! Sonnenfinsterniß verloren

Alles verloren, und nun noch bezahlen — für ein Mittagessen mehr, wie ich in Zossen den ganzen Monat verbrauche? Nein, ich bezahle nicht!"

„Bitte gehorsamst! Sie scherzen, verehrter Herr! Sie werden doch gewiß nicht wollen, daß wir Sie auspfänden Ueberdies ist die Rechnung ja höchst billig! Sehn Sie selbst, zwei Bouillons, zwei Beefsteaks mit Kartoffeln, ein Salat à la redacteur, ein —" Habakuk hielt sich die Ohren zu — „fünf Flaschen Maitrank — kurz, ganz richtig und billig 3 Thaler 25 Silbergroschen 6 Pfennige."

Habakuk war erstarrt und zitterte doch, er war blaß vor Schrecken, roth vor Scham — kurz, alles Extreme zugleich. Mechanisch zog er sein armseliges Beutelchen, um zu bezahlen, — denn das Wort Auspfändung hatte ihm doch zu schrecklich in die armen zossener Ohren geklungen — aber ach! seine ganze Baarschaft betrug ja kaum ein Drittheil der an ihn gestellten, rechtskräftigen Foderung. Der Angstschweiß trat ihm vor die Stirn! Er rieb sich ängstlich die Hände. Der Kellner, ein Pfiffikus, merkte etwas von der Sache und fragte: „Sollten Ew. Wohlgeboren etwa nicht genug Geld bei sich haben?" — Das brachte Habakuk erst auf den Gedanken an die Hinze'schen Commissionsgelder; er mußte sie angreifen und griff sogleich danach, aber — —

Daß mir jetzt die Feder entfällt und ich weder Tinte noch Farben habe, um Habakuk's höchsten Entsetzensgipfel zu schildern, versteht sich bei urtheilenden Lesern von selbst. Schon in den beiden ersten Phasen seiner Leiden ließ ich ihn erstarren und aufspringen, blaß und roth werden, zittern, erschlaffen. — Jetzt weiß ich wahrhaftig nichts darüber, falls ich ihn nicht schlechtweg sterben lasse, was aber wider die Wahrheit wäre, denn er gab — wiewol

betäubt, sinnverwirrt, im Starrkrampf, im delirium tremens, todtenblaß, schlagflußblau, — doch noch merkliche Lebenszeichen von sich, durch Seufzen, Händeringen, Stammeln und andere Symptome eines schlechthin unangenehm zu nennenden Zustandes. — Dem Kellner wurde bang um den armen Schlucker; er mußte Mitleiden erwecken, denn er war in zu elender Verfassung. „Ma, ma — mein — Ga — Ge — Geld — be — be — beutel — ist so — so — fort'" — brachte er unter Gliederzittern und halbem Brustkrampf endlich heraus. — „Ich bin ein ruinirter Mann, ein Unglücksvogel, ein —"

Kurz — jetzt kann ich das Ende des vorigen und den Anfang dieses Capitels wieder aufnehmen, kurz, Grusius hatte den Schatz feliciter gehoben, und Habakuk war der körperlichen und moralischen Vernichtung nahe. Mitleidig umstanden ihn der Kellner und die übrigen Hausgenossen, als sein Unglück so sonnenklar an den Tag kam, und sie das schuldlose zossener Lamm — aus Furcht vor Injurienprocessen übersetze ich ovis immer als stünde agnus — so geopfert dastehen sahen. Man hatte wahres, tiefes Mitleid und creditirte ihm die Rechnung, bis der Spitzbube ausfindig gemacht sein würde.

Habakuk dankte mit echter Rührung und griff nun nach seinem Hut, um nach Hause zu gehen und sich seinem Schimmel jetzt an die treue Brust und morgen auf den treuen Rücken zu werfen. Da aber kam die ganze Grusius'sche Spitzbüberei erst an den Tag, denn auch Habakuk's neuen Hut hatte der Quasimagister muthmaßlich für einen Doctorhut gehalten, dessen Erstrebung nur Ruhm bringen könne, und ihn sich deshalb aufgestülpt statt seines schäbigen Magisterdeckels. Dieser Schlag traf

recht eigentlich Habakuk's Haupt, allein er ertrug ihn männlich und ging betrübt von dannen.

Siebentes Capitel.

Er kam an sein bescheidenes Gasthöflein und fragte kleinlaut nach seinem Zimmer; man leuchtete ihm hinauf. — Unter andern ökonomischen Gewohnheiten hatte Habakuk auch die, seinen Hut nie auf die Kopfseite, sondern immer auf die Krempen balancirend zu stellen, weil er meinte, er nutze sich so weniger ab. Dies that er auch mit Grusii Deckel. Da fiel zu seinem Erstaunen ein Papier heraus; er hob es auf, es war ein etwas zerknittertes Blatt, auf dem einige Worte mit Bleistift gekritzelt waren. Habakuk las nur die Zeitungen, also auch diese Worte nicht, machte aber das Blatt auf und fand — ein Lotterieloos darin!

Wie es hineingekommen, weiß Niemand als ich, der ich Grusius darüber im Vertrauen gesprochen; ich sehe aber nicht ein, weshalb ich's dem Leser nicht erzählen sollte, falls er's nur glauben will.

Grusius war hauptsächlich deshalb immer baar an Gelde, weil sich nichts Baares an Geld in seinen Taschen halten konnte. Die der Beinkleider nämlich zerrissen ihm Stahl und Feuerstein alle fünf Minuten, und da er schon mehrmals Silbergroschen und ähnliche Capitalien von Belang daraus verloren hatte, schwur er sich's selbst, nie wieder Geld hineinzustecken: ein Schwur, den er aus mehren Gründen recht treu hielt. Er trug's von nun an

in der Westentasche; allein in Zeiten des Mangels entdeckt man erst, was überflüssig ist, und so entdeckte Grusius denn auch in seiner Geldmangelsperiode sehr bald, daß bei seiner Art den Flaus zuzuknöpfen, eine Weste mehr als überflüssig sei, zumal wenn man kein Geld hineinzustecken habe. Um sich dazu etwas anzuschaffen und die Weste nützlich zu machen, verkaufte er sie daher an einen wohlwollenden Hebräer; nun war das Geld da, aber kein schicklicher Platz dafür. Denn in der linken Flaustasche saßen Tabacksbeutel und Pfeife, in der rechten das Schnupftuch, und eine Brusttasche hatte der Flaus längst nicht mehr. Ich weiß nicht, war es Grusii Modesucht, die ihn bestimmt hatte, dieselbe abzuschaffen, oder der zufällige Umstand, daß er die innere Ausfütterung seines Flausii auf die Elnbogen versetzt hatte, weil er nach guten Fortificationsprincipien, eine gute Flankenvertheidigung seines Rockes viel zweckmäßiger fand als eine Frontvertheidigung. — Nun war guter Rath theuer, Hosentaschen zerrissen, Rocktaschen besetzt, Westentaschen und Brusttasche vacat — aber welche Erfindung wäre einem guten Kopf zu hoch? Nicht einmal die, die über dem besten steht, der Hut. In diesen beschloß Grusius seine Gelder anzulegen, d. h. die Papiere, spanische und andere, das baare Geld dagegen noch viel sicherer unterzubringen, nämlich gleich auszugeben. Deshalb hatte er denn auch Fidibuspapier, eine halbe alte Zeitung und einige Extrablättchen unter dem, altmodisch aber praktisch, dicht zugeschnürten Hutfutter vortrefflich angebracht.

Als ihn bei der Flucht aus dem Weinhause der Teufel verblendete, Habakuk's Hut statt des seinigen zu nehmen, — ob er sich absichtlich oder zufällig vergriffen, darüber hat er, glaube ich, selbst nie recht mit sich einig werden können —

vergaß er, daß seine Schatzkammer ein Viertellos zur Classenlotterie enthalte, das ihm für eine Schuldfoderung von 2 Thlr. 20 Sgr. von einem Collegen überlassen worden war. Er vergaß es — unglaublich! — nein, sehr natürlich und was noch viel mehr ist, wahr; denn in der Hast und Angst, die jeder Maleficant im Moment der Ausübung eines Schelmenstreichs aussteht, vergißt und verliert er Alles, und zuerst meist den Kopf, also weshalb nicht den Hut? Fragt nur Criminalisten, durch welche unbegreifliche Vergeßlichkeiten die meisten Verbrechen an den Tag kommen!

Aber was soll ich mich lange streiten — Crusius hatte das Loos vergessen und Habakuk es gefunden, damit Punktum. — Doch der ehrliche Finder war kein Lottospieler; er wußte nicht, daß eben jetzt gezogen wurde und das Viertel des großen Looses so gut als sein war. Deshalb hob er das Blatt auch gleichgültig von der Erde auf, wohin es gefallen war, und legte es wieder in den Hut, und dann sich selbst schlafen, um Kräfte zu sammeln, mit denen er morgen seinen Schmerz und seine Angst ertragen könnte.

Früh um sechs Uhr brachte ihm das Hausmädchen den Kaffee und die Zeitungen. „Ach bitte, bester Herr", sagte sie dabei, „sehen Sie doch ein mal nach, ob Nr. 22722 nicht das große Loos gewonnen hat."

„Potz Element!" dachte Habakuk, „da kannst du ja auch ein mal nach deinem Loose sehen." Er suchte indessen zuerst nach der Zahl des Hausmädchens, fand sie aber nicht; dann nahm er — aus Instinct that er's heimlich — sein gefundenes Viertelloos aus dem Hut und fand die Zahl — auch nicht.

Betrübt setzte er sich wieder zum Kaffee; doch das Mädchen rief lustig: „Ei was, wenn ich auch das große Loos nicht gewonnen habe, kann ich doch immer etwas gewon=

nen haben. So wie ich hier fertig bin, will ich auch gleich zum Collecteur laufen und mir die Listen nachsehen lassen." Dieses Wort weckte Habakuk's Hoffnungen wieder. Er dachte: „So darfst du nun doch ein mal nicht nach Zossen zurück, also geh, versuche es beim Collecteur. Er ging; kleinlaut, hoffnungslos — demüthig. — So stand er vor der Thür des Collecteurs, trat ein, zeigte sein Loos vor und sprach: „Hätten Sie wol die Güte nachzusehen, ob dies Loos gewonnen hat?"

„Bitte um die Nummer." — „Ah so! Vierunddreißigtausend, sechshundert und .... *)" — „Gratulire bestens, mein Herr! Ist mit 200 Thalern heraus! Also 50 haben Sie gewonnen!"

Habakuk sank in Ohnmacht! — — Er schöpfte tief Athem! Vom tiefsten Grunde des Jammers war er plötzlich auf den Gipfel des Glücks gehoben. Funfzig Thaler sein! So war ja Hinze's Schade drei mal gedeckt. Er fragte ein mal, zwei mal, zum dritten mal! Der Collecteur erbot sich, gegen einen kleinen Abzug die Zahlung auf der Stelle zu leisten. Habakuk drehte sich wie im Wirbel des Entzückens auf dem Absatz herum! Der Collecteur zahlte, Habakuk ging — pfui! — er stürzte, flog, er blitzte davon. Zuerst besorgte er Hinze's Geschäfte, dann bezahlte er den Maitrank bei Heller und Pfennig, dankte für bewilligten Credit und trank, diese Entschädigung erlaubte er sich für seine überstandene Angst, einen halben Schoppen zu seiner Erquickung. Jetzt erst ging er fröhlich nach Haus, ließ den Schimmel satteln und ritt, dem Himmel für seine Fügungen dankend, nach Zossen zurück.

---

*) Erschlagen soll man mich, ehe ich die ganze Nummer nenne! Es soll mir Niemand hinter den wahren Habakuk kommen.

Bei hellem Nachmittagssonnenschein hielt er vor Nachbar Hinze's Thür.

„Nun, Nachbar Habakuk", fragte dieser lachend, „sah die Sonnenfinsterniß in Berlin anders aus als hier?"

„Ach geht doch!" brummte Habakuk verlegen.

Indem trat der Doctor hinzu: „Nun, Freund Habakuk? Habt Ihr ein Stück von der berliner Sonnenfinsterniß mitgebracht? Die hiesige ist gestern rein alle geworden, sonst hätten wir Euch ein Stück aufgehoben!"

Habakuk biß sich auf die Lippen. — Muß der Satan auch noch den Stadtschreiber herbeiführen, und er ruft schon von weitem: „Halloh! Meister Habakuk! Was gilt der Platz zur Sonnenfinsterniß in Berlin? Hier war er umsonst zu haben. Kind und Kegel haben sie gesehen."

„Laßt mich mit eurer Sonnenfinsterniß in Ruh", rief ihm Habakuk verdrießlich zu. „Es ist gar keine Sonnenfinsterniß in Berlin gewesen!"

„Ach, sie hat gewiß eingetretener Hindernisse wegen nicht stattfinden können?"

„Getroffen!" rief der Doctor, „es war in Stralsund zu viel mit der ringförmigen zu thun!"

Kurz, Habakuk wurde gehänselt, ließ sich's aber gefallen und schwieg von seinem Abenteuer. Erst in der Nacht fiel es ihm plötzlich wie ein Stein aufs Herz, ob denn sein ehrliches Gewissen ihm auch erlaube, den Gewinnst zu behalten! Er konnte nicht wieder einschlafen. Andern Morgens ging er zum Pfarrer und erzählte ihm treuherzig die ganze Geschichte. (Im Vertrauen gesagt, habe ich sie daher.) — Der Fall war bedenklich; zumal da es schwierig schien, den rechten Inhaber des Looses aufzufinden. Der Endbeschluß lautete, man wolle drei Tage überlegen, was zu thun sei.

Am dritten Tage pochte der Briefträger bei Habakuk

an und brachte ihm einen unfrankirten Brief aus Berlin, für den er zwei Silbergroschen zahlen sollte. — Habakuk zog einen schiefen Mund, aber er war doch neugierig. Hastig öffnete er und las die Ueberschrift:

Du zossener Kameel!

Du miserabler Simpel! Das Glück ist der Vormund der Esel! So bist du freilich für deinen lumpigen Bocksbeutel voller Silbergroschen und anderer malhonetten Münzen in Besitz meines Viertelloses gerathen, das 200 Thlr. gewonnen hat, und ich kann nichts ausrichten! Aber das sage ich dir, Theekessel! Wo ich dich je jenseit der preußischen Grenze treffe, mußt du auf die Mensur! Ich reise ab, weil ich mich mit der Sicherheitsbehörde veruneinigt habe! Ich habe einen Ruf als Professor an eine auswärtige Universität erhalten. Vergeude denn mein Geld, du Philisteresel; kaufe lauter Amuel'sche Sonnenfinsternißbrillen und Entréebillets zu Sonn- und Mondfinsternissen dafür! Aber mein Fluch folgt dir nach! Hüte dich!

Ewig dein Feind

Grusius, liberalium artium Magister.

(Meinen wahren Namen erfährst du nie.)

Nach diesem Briefe, den Habakuk dem Pfarrer zeigte, war sein Gewissen beschwichtigt, und er erfreute sich der schönen blanken Thaler, die ihm nach Abzug aller Kosten des Abenteuers übrig geblieben waren. Jedoch nahm er sich fest vor, bei der nächsten Totalfinsterniß, Anno 1886, vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.